NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

HERAUSGEGEBEN VOM NEUPHILOLOGISCHEN VEREIN IN HELSINKI

REDAKTION

A. LÅNGFORS
Professor der romanischen Philologie

P. KATARA
ao. Professor der deutschen Philologie

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk. 35, bei der Redaktion Fmk. 30 (nur für Finnland). Die Mitglieder des Vereins erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an Prof. A. LÅNGFORS (Rahapajankatu 3 B), den Abonnementsbetrag und Bestellungen früherer Jahrgänge an den Schriftführer der Redaktion, mag. phil. ÅKE FURUHJELM (Johanneksentie 4) einzusenden.

XLIV. JAHRGANG 1943

Zum sprachlichen Einfluss Italiens auf Deutschland

XI

Wortgeographische Streifzüge

Die nur auf das oberdeutsche Sprachgebiet beschränkten romanischen Entlehnungen der deutschen Sprache stammen meistens aus Italien. Gerade dieses wortgeographische Verbreitungsbild spricht gewöhnlich für Herkunft aus dem Süden und bietet somit einen wertvollen Stützpunkt, wenn lautliche oder sonstige Kriterien bei der Lokalisierung versagen. Der Zuzug aus dem Südwesten, aus Südostfrankreich, ist überhaupt spärlich, abgesehen vom äussersten Südwesten des deutschen Sprachgebiets, d.h. von der an das französische Sprachgebiet angrenzenden Schweiz. Aber ein sehr bedeutendes Einfallstor für französische Wörter, die sich etwa von hier aus über östlicher

gelegene oberdeutsche und auch sonstige deutsche Gebiete verbreitet hätten, bildet die südwestdeutsche Randzone nicht.

Die Scheidung von italienischem bzw. rätoromanischem und lateinischem Lehngut im Oberdeutschen bereitet gelegentlich Schwierigkeiten, die sich aber vorwiegend nur auf die älteren Entlehnungen beziehen. Die italienischen und rätoromanischen Entlehnungen auseinanderzuhalten ist sowohl hinsichtlich der älteren als auch der jüngeren sehr oft unmöglich, und zwar im wesentlichen aus denselben Ursachen (vgl. darüber Öhmann, Über den italienischen Einfluss auf die deutsche Sprache bis zum Ausgang des Mittelalters [Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B LI N:o 2; 1942] S. 16).

Im folgenden bringe ich zunächst einige aus dem romanischen Süden stammende Entlehnungen vorwiegend aus jüngerer Zeit zur Sprache, die im oberdeutschen Sprachgebiet sowohl im Westen als auch im Osten nachweisbar sind.

Das schweizerd. *bandieren, bandisieren* 'verbannen', 'ächten' (vgl. Schweizer. Idiot. IV 1281 ff.) hat sein Gegenstück im schwäb. *bandieren, bandisieren* (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. I 606) und im bair. *bandisieren* (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. I 243). Bei diesem seit etwa dem 16. Jahrhundert vordringenden Wort deutet nicht nur der wortgeographische Befund auf Entlehnung aus dem Süden. Auch die Lautgestalt von *bandieren* weist nach Italien, wo *bandire* (< got. *bandwjan*) galt, während es im Frz. *bannir* (< fränk. **banjann*) hiess. Die im Deutschen neben der Form mit *-nd-* einhergehende Bildung mit *-nn-* (*bannieren, bannisieren*) mag teilweise auf Assimilation von *-nd-* > *-nn-* beruhen, teilweise wird auch frz. *bannir* im Spiel gewesen sein; so geht z.B. *bannieren* bei Fischart wohl auf das frz. Wort zurück. In der kirchlichen Bedeutung ist der Einfluss von mlatein. *bannisare, bandisare,* nicht von der Hand zu weisen.

Auch das deutsche *binätsch* 'Spinat' <italien. *spinaccio* gehört zu den italien. Entlehnungen, die sich über ein recht weites obd. Gebiet verbreitet haben. Im Schweizerd. tritt es

in der Form *binätsch* nebst Var. auf (vgl. Schweizer. Idiot. III 1308 und IV 904); im Schwäb. *binetsch* (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. I 1123); im Elsäss. *binetsch* (vgl. Martin-Lienhart, Wb. d. elsäss. Maa. II s.v. *binetsch*); im Bair. *binetsch* (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. I 245).

Ein aus dem Süden kommendes roman. Wort, das im Südwesten verhältnismässig tief in das deutsche Sprachgebiet vorgedrungen ist, im Südosten dagegen nur auf die Randzone beschränkt blieb, ist *kapar(r)e*, *kapari* 'Draufgeld', 'Haftgeld' < italien. *caparra*. Im Schweizerd. ist dieser Ausdruck in der Form *kapar(r)e* gebräuchlich (vgl. Schweizer. Idiot. III 382), und von hier aus ist er sogar in die südlichen Grenzgegenden des Schwäb. (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. IV 200) gelangt. Im Südosten ist das Wort im Kärnt. bezeugt, wo *kàpâre* gilt (vgl. Lexer, Kärnt. Wb. S. 154), und im Tirol., wo es *kapâri* heisst (vgl. Schöpf, Tirol. Idiot. S. 301); im Tirol. ist dieser Ausdruck nur im äussersten Süden gebräuchlich, in den anderen Gegenden Tirols wird das weitverbreitete *arre* verwendet (vgl. Schöpf S. 19 s. v. *àrr*).

Neben der Form *majoran* nebst Var. und in derselben Bedeutung tritt im Obd. *maserân*, *maserôn*, *moserân* auf, das aus rätoroman. *masaron* stammt. Im Schweizerd. lautet das Wort *maserân*, *maserôn maserûn* (vgl. Schweizer. Idiot. IV 446), im Schwäb. *maseron* (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. IV 1415), im Bair. *moserân* (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. I 1674).

Bereits im 15. Jahrhundert hat *scart*, *schgart*, *schart* 'Wache' < italien. *scorta* (und vielleicht durch das deutsche Wort *Schar* beeinflusst) im Deutschen Fuss gefasst. Das Verbreitungsgebiet dieses obd. Wortes ist — oder richtiger war, denn heute ist es vielfach veraltet — recht weit: schweizer. *schart* (vgl. Schweizer. Idiot. VIII 1306), schwäb. *skart* (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. V 1426); tirol. *skart*, *schgart* (vgl. Schöpf, Tirol. Idiot. 677), bair. *scart*, *schart* (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. II 471; dazu noch Grimm, D. Wb. VIII 2222).

Das italien. *rosoglio* 'Likör', 'Branntwein' ist im Schweizerd. in der Form *rosoli* häufig belegt (vgl. Schweizer. Idiot. VI 1445);

von hier aus ist es ins Schwäb. gedrungen, wo ebenfalls *rosoli* gilt (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. V 411). Auch im äussersten Südosten, im Steir., ist *rosoli* bezeugt (vgl. Unger-Khull, Steir. Wortschatz S. 510). Im Tirol. Idiot. Schöpfs fehlt das Wort, was aber kein unbedingter Beweis dafür ist, dass es dem Tirol. fremd ist.

Für die 'Feldschlange' findet sich in obd. Quellen seit dem 16. Jahrhundert öfters der Ausdruck *schar(p)fentin*, der eine volksetymologische Umbildung von italien. *serpentina* ist: schweizerd. *scharffentin* nebst Var. (vgl. Schweizer. Idiot. VIII 1246), schwäb. *scharpfentine* nebst Var. (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. V 702 ff. und VI, 2, 2918), bair. *scharfentin* (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. II 470).

Nur in die südliche Randzone, aber hier sowohl im Westen wie im Osten, vermochte italien. *ciabatta* 'Hausschuh', 'schlechter Schuh' vorzustossen; im Schweizerd. gilt *schabatte* (vgl. Schweizer. Idiot VIII 24), im Tirol. *tschabatten* (vgl. Schöpf, Tirol. Idiot. S. 763).

Einen weiteren Geltungsbereich hat sich italien. *spalla* 'Schulter', 'Schulterstück vom Rindern u.a.' im Deutschen erobert, und zwar in der zweiten, mit dem Viehhandel und der Viehwirtschaft zusammenhängenden Bedeutung: schweizerd. *spalle* (vgl. Schweizer. Idiot. X 112), bair. *spallen* (vgl. Schmeller, Bayer, Wb. II 66), tirol. *spâl* (vgl. Schöpf, Tirol. Idiot. S. 682; vgl. ferner auch Grimm, D. Wb. X, 1, 1845).

Sowohl das italien. fem. *sposa* 'Braut', 'junge Frau' wie das masc. *sposo* 'Bräutigam', 'junger Ehemann' bzw. ihre rätoroman. Entsprechungen sind bereits in frühnhd. Zeit im Schweizerd. bezeugt, und zwar als *spuse* und *spus* nebst Var., dazu auch *g'spuse*, *spüsli* usw. (vgl. Schweizer. Idiot. X 578 ff.). Im Schwäb. gilt *gespuse*, *gespusel* (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. III 545), im Bair. *gspusi* (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. II 679); daneben das auf die latein. Form zurückgehende *gespons* (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. II 679 und Schweizer. Idiot X 368 ff.).

Bei dem mhd. Wort *ville* 'Dorf' wird die Frage nach der Herkunft aus afrz. *vil(l)e*, italien. *villa* oder latein. *villa* gewöhn-

lich offen gelassen. Das ist auch leicht zu verstehen, denn die lautliche Form bietet hier keinen Anhaltspunkt. Wenn man nach dem wortgeographischen Befund fragt, ergibt sich, dass *ville* ein obd. Wort ist, das seit dem 13. Jahrhundert belegt ist, und zwar sowohl im Alemann. als im Bair.-österreich. Die Belege aus dem 13. Jahrhundert finden sich bei Rudolf v. Ems, Heinrich von dem Türlin und im Jüngeren Titurel (vgl. Suolahti, Der französische Einfluss auf die deutsche Sprache im 13. Jahrhundert [1929] S. 286). Dazu sei noch hinzugefügt, dass *ville* auch in dem Seelenrat des Tirolers Heinrich von Burgus (aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts) V. 735 begegnet. Dieser Beleg ist auch deswegen von besonderem Wert, weil es sich bei diesem tirolischen Gedicht um ein religiöses Denkmal handelt, das keine Neigung zum Gebrauch von französischen höfischen Wörtern zeigt. So spricht auch denn sowohl die geographische Lagerung wie die Art des Beleges bei Heinrich von Burgus dafür, dass dieses Wort aus dem Italien. stammt und dass es seinerzeit zum Wortbestand des süddeutschen Randgebietes gehörte, obgleich es später aus ihm verdrängt wurde.

Ein Teil der Entlehnungen aus dem romanischen Süden bleibt in der Hauptsache auf den Südwesten beschränkt. Einige von diesen Wörtern sind ausser im Schweizerdeutschen auch im Schwäbischen, oft nur im Südschwäbischen gebräuchlich und legen ihrerseits Zeugnis ab von den nahen Beziehungen dieser Gebiete. Die meisten dieser südwestlichen Entlehnungen, und zwar eine bedeutende Anzahl, ist nicht über die Grenzen des Schweizerdeutschen gedrungen.

Zuerst seien hier einige Entlehnungen erwähnt, die sowohl im Schweizerdeutschen wie im Schwäbischen bezeugt sind:

Im Schweizerd. ist im 17. Jahrhundert der Ausdruck *pritschal* 'Armschuh', 'Ballonstaucher (beim Ballspiel)' bezeugt, der aus italien. *bracciale* stammt. (vgl. Schweizer. Idiot. V 1020). Auch im Schwäb. kommt in der älteren Sprache das jetzt

veralte, auf dasselbe italien. Wort zurückgehende *bretschal* vor (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. I 1408).

Das italien. *mezzalana* bzw. rätoroman. *mezza launa* 'eine Tuchart' hat im Schweizerd. in der Form *matzelân* Fuss gefasst (vgl. Schweizer. Idiot. IV 610), um von hier ins Schwäb. weiterzuwandern, wo *mes(s)elan* gilt (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. IV 1626 ff.).

Die italien. Benennung einer Scheidemünze, *quattrino*, ist bereits im Anfang des 16. Jahrhunderts in der Form *katrin* im Schweizerd. gut bezeugt (vgl. Schweizer. Idiot. III 562). Im Schwäb. ist die der italien. noch näher stehende Form *quatrin* bei Sebastian Frank belegt (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. IV 894), der im Schweizerd. die noch heute lebendige Form *quattering* (vgl. Schweizer. Idiot. V 1313) entspricht, die allerdings die bei Münzennamen häufige Endung *-ing* angenommen hat.

Das im Schweizerd. (Thurgau) gebräuchliche Wort für 'Barbier' *rasanti* < italien. *rasanti* (vgl. Schweizer. Idiot. VI 1282) kommt auch im äussersten Süden des Schwäb. (Stockach) in derselben Form vor (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. V 143).

Aus der Menge der speziell schweizer. Entlehnungen greife ich folgende heraus, die geeignet sind, die Art des italien.-rätoroman. Einflusses anzudeuten:

Für eine Art 'Pflug' und 'Pflugschar' wird in Graubünden (Schanfigg und Castiel) *arader* und, mit verschmolzenem Artikel, *larader* < rätoroman. *arader* verwendet (vgl. Schweizer. Idiot. I 386).

In Graubünden ist bereits im 16. Jahrhundert der Münzenname *pauler* < italien. *paolo* bezeugt (vgl. Schweizer. Idiot. IV 1158).

Einige Scheltwörter des Schweizerd. stammen auch aus dem Roman. So wird hier für den Vagabunden schon im 16. Jahrhundert *batschokk* < italien. *baciocco* verwendet (vgl. Schweizer. Idiot. IV 1930). Das schweizerd. *porggatsch* 'Schweinekerl' (Graubünden, Churwalden) stammt ebenfalls < italien. *por-*

caccio bzw. dessen rätoroman. Entsprechung. Ferner wird in Graubünden, Wallis und Bern ein 'unreinlicher Mensch' mit den Wörtern *porggen, pörggli* benannt, die zu rätoroman. *porc*, italien. *porco* 'Schwein' zu stellen sind (vgl. Schweizer. Idiot. IV 1589). Auch in seiner ursprünglichen Bedeutung wurde dieses Wort in der Form *porgg* ins Schweizerd. übernommen.

Dasselbe roman., auf latein. *pensum* zurückgehende Wort, das bereits in mhd. Zeit in der Form *pes, pöss* in Südtirol begegnet (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1941 S. 145 ff.), ist (nach Schweizer. Idiot. IV 1665) auf einem kleinen südschweiz. Gebiet am Monte Rosa, und zwar in Piemont, Alagna, gebräuchlich, wo *pais* in der Bedeutung 'Gewicht' verwendet wird. Wie das eng umrissene Verbreitungsgebiet und die abweichende Lautgestalt dieses schweizerd. Wortes zeigen, handelt es sich hier um eine getrennt vorgenommene Entlehnung. Der Diphtong *ai* weist auf rätoroman. (z.B. im Engadin. *pais*) oder oberitalien. Ursprung (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1941 S. 24). Da die schweizerd. Mundart von Alagna an das Oberitalien. grenzt, dürfen wir im schweizerd. *pais* eine oberitalien. Entlehnung erblicken.

Die Benennung *plev* für 'Pfarrei' bei Sererhard [1742] — nur als fremdes Wort gebraucht? — wird Schweizer. Idiot. V 33 auf das gleichbedeutende italien. *pieve* zurückgeführt. Das *l* der deutschen Form gegenüber gemeinitalien. *i* spricht für Entlehnung aus dem Rätoroman. oder aus dem Norditalien. Im Rätoroman. hat sich nämlich latein. *l* in der Gruppe *pl-* erhalten, während es im Italien. in der Regel zu *i* wird; in einem Teil des Ostlombard. (Bergamask.-bresc.) bleibt *l* (früher galt Erhaltung sogar auf einem grösseren Gebiet; vgl. Battisti, Popoli e lingue nell' Alto Adige S. 131 ff.). Von unserem Wort sind rätoroman. Formen mit erhaltenem *l* bezeugt: engadin. *plaif*, grödn. *plief*, friaul. *plef*. Das von Sererhard gebrauchte *plev* ist wohl eine rätoroman. Form, da es sich um eine bündnerische Quelle handelt.

In Piemont, Alagna, wird in der Bedeutung 'grosso ago per spago' *quarill* verwendet, das wahrscheinlich auf italien. *quad-*

rello 'Bolzen', 'Pfeil' zurückgeht (vgl. Schweizer. Idiot. V. 1305). Das intervokalische deutsche *r* = latein. und gemeinitalien. *-dr-* erklärt sich zwanglos durch eine roman. mundartliche Eigentümlichkeit. Sowohl in den galloitalien. Mundarten (dazu auch im Venezian., das hier weniger in Frage kommt) als auch weitgehend im Rätoroman. schwindet nämlich primäres *d* in der intervokalischen Lautgruppe *-dr-* (vgl. Battisti, Le dentali esplosive intervocaliche nei dialetti italiani [Beihefte zur Zeitschr. für roman. Philologie XXVIII A; 1912]). In Anbetracht der geographischen Lagerung der deutschen Form scheint Entlehnung aus dem Oberitalien. vorzuliegen.

Eine italien. Benennung für 'geräucherte Wurst', *salsiccia*, ist im Schweizerd. (Graubünden und Thurgau) in der Form *salsiz* bezeugt (vgl. Schweizer. Idiot. VII 870). Das auslautende *-z* der deutschen Form scheint auf norditalien. Herkunft zu deuten (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1940 S. 152 und Anm. 1); möglicherweise wurde diese Form aus dem Rätoroman. übernommen, wo *salsiz* auch belegt ist.

Der 'Meissel' bzw. das 'Stemmeisen' wird in Graubünden mit dem auf das gleichlautende rätoroman. Wort zurückgehenden *skalper* benannt (vgl. Schweizer. Idiot. X 9).

In Piemont (Pommatt) und im Tessin (Bosco) wird für 'Wassereimer' *setsche* verwendet, das aus italien. *secchia*, tessin. *sedza* hergeleitet wird (vgl. Schweizer. Idiot. VII 1478). Es handelt es sich in diesem Falle offenbar um eine norditalien. Form, da gerade hier (und im Venezian.) roman. *-cl-* (in *sicla* < *situla*) über die Zwischenstufen *klj* > *kj* zu *tš* wird (vgl. z.B. Bertoni, Italia dialettale S. 95 ff., 112, 119 ff.; Gröbers Grundriss I² S. 706 ff.). Im Rätoroman. bleibt *l* in dieser Verbindung erhalten (vgl. Gröbers Grundriss I² S. 626; Gartner, Rätoromanische Grammatik § 66).

Für den 'Stöpsel eines Stossbutterfasses' wird in Graubünden, Prättigau, *solva*, *solfa* < rätoroman. *suolva*, *suolba* gebraucht (vgl. Schweizer. Idiot. VII 865) und für die 'Gabeldeichsel' in Graubünden (sehr verbreitet) *stadāl* aus rätoroman. *stadal* (vgl. Schweizer. Idiot. X 1333).

Der 'Träger' wird bei Frisius (also im 16. Jh.) *fackiner* genannt, das eine Eindeutschung des italien. *facchino* ist (vgl. Schweizer. Idiot. I 725).

Von den nur auf den Südosten beschränkten Entlehnungen habe ich einige, auch jüngeren Datums, bei der Behandlung der Terminologie des süddeutschen Weinbaus (vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1941 S. 15—34) bereits erwähnt; weitere derartige Ausdrücke der Weinkultur, die nur in Tirol beheimatet sind, liessen sich anführen (ich verweise nur auf die von mir Neuphilol. Mitteil. S. 16 genannte Arbeit Franz Tumlers).Es wäre ferner ein Leichtes, die südöstlichen Entlehnungen durch eine hübsche Anzahl dem Tirolischen Idiotikon Schöpfs entnommener, speziell tirolischer Ausdrücke zu vermehren; ich greife nur folgende aus der Menge heraus:

ankona, ankuna 'Bildchen', 'Figur' (in den deutschen Gemeinden Südtirols; vgl. Schöpf S. 15, der das griech. *εἰκών* heranzieht) < italien. *ancona* (vgl. dazu Meyer-Lübke, Rom. et. Wb. Nr. 2833).

aquarôl, nakarôl 'schlechter, wässriger Wein' < italien. *acquaruolo* (vgl. Schöpf S. 373 s.v. *lauer*).

panâta 'aus Semmeln, Eiern und Fleischbrühe bereitete Suppe' (vgl. Schöpf S. 486); auch steir. *banádel, panátel* 'verkochte Semmelsuppe' (vgl. Unger-Khull, Steir. Wortschatz S. 47). Die Quelle dieser Wörter ist italien. *panata* 'sorta di minestra fatta di pane, con aggiungervi alle volte espressione di semi di popone' (vgl. Tommaseo-Bellini, Dizionario della lingua italiana III 736 s.v.).

passerle (Südtirol) 'Blauamsel' (vgl. Schöpf S. 487) ist wegen der geographischen Lagerung entweder auf italien. *passero* oder seine rätoroman. Entsprechung zurückzuführen (über diese vgl. Meyer-Lübke, Roman. et. Wb. Nr. 6268); *-le* ist die tirol. Diminutivendung.

posâde, poschâde 'Tischgedeck' < italien. *posata* (vgl. Schöpf S. 514); das intervokalische *-d-* der deutschen Form deutet auf norditalien. bzw. rätoroman. Ursprung.

brinte (Paznaun) 'Talnebel' < italien. *brinata* (vgl. Schöpf S. 59).

mangka, amanka, mangker (unt. Etschland) 'wenigstens' < italien. *almanco* (vgl. Schöpf S. 419).

oper 'in Stoffen eingewirkte Blume oder Zierat' < italien. *opera* (vgl. Schöpf S. 481).

vin piccol 'schlechter Wein' (Schöpf S. 373 s.v. *lauer*) < italien. *vino piccolo*. Die Erhaltung des *i* in *vin* zeigt, dass es sich nicht um das alte, aus dem Latein. entlehnte Wort handelt. Das Fehlen des auslautenden *-o* in *vin* und *piccol* ist kaum auf deutsche Apokope zurückzuführen, sondern erklärt sich aus dem Lautstand der romanischen Quellenmundart. Besonders im Rätoroman., aber auch im Norditalien. sind die auslautenden Vokale ausser latein. *-a* weitgehend geschwunden; im Venezian. schwindet *-o* nach *n*, bleibt aber nach *l* in der Regel erhalten (vgl. z.B. Bertoni, Italia dialettale S. 111 und 115 ff.; Gartner, Handbuch der rätoroman. Sprache S. 107 ff.; Gröbers Grdr. I² S. 625).

Unter den in den nördlicheren Teilen des Bair.-österreich. gebräuchlichen jüngeren italien. Entlehnungen sind keineswegs alle sozusagen in regelrechtem kontinuierlichem Vormarsch aus dem Süden gekommen. Viele italienische Wörter sind nicht durch die Berührungen im Grenzgebiet vermittelt worden, sondern wurden in Wien und in München aufgenommen, wo verschiedene durch den Hofkreis und die Oberschicht vermittelte italienische Einflüsse zusammenliefen. Das Bild der Verbreitung ist bei diesen Wörtern denn auch dementsprechend: teilweise bleiben sie nur auf diese Kulturzentren beschränkt, teilweise strahlen sie aus München und Wien in die Peripherie; sehr stark ist die Strahlungskraft dieser Wörter nicht, und in der südöstlichen Randzone mit ihren grundverschiedenen, bäuerlichen kulturellen Bedingungen sucht man vergeblich nach den an typisch städtische Verhältnisse der Oberschicht Münchens und Wiens gebundenen italienischen Ausdrücken.

In diesem Zusammenhang möchte ich nur noch auf zwei

Sammlungen südostdeutscher, teilweise gerade durch die grossen südostdeutschen Kulturzentren vermittelter italienischer Entlehnungen hinweisen, die, weil an entlegenem Ort erschienen, oft übersehen wurden: Schnepf, Italobavarismen (Collectaneenblatt für die Geschichte Bayerns insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg a.d. D. [1881] S. 83—89) und Heigel, Italianismen in der Münchener Mundart (Historische Vorträge und Studien. Dritte Folge [1887] S. 264—272). Das in diesen Sammlungen zusammengetragene Material ist freilich heterogen und von verschiedenem Wert; auch Irrtümliches fehlt nicht.

Die durch die deutsche Schrift- bzw. Umgangssprache den Mundarten in nhd. Zeit vermittelten Fremdwörter weisen, wie zu erwarten, in der Hauptsache ein sehr gleichmässiges Gesicht über ganz Deutschland auf. Dabei sehe ich von den im deutschen Munde erfolgten Umbildungen und Verstümmelungen ab, die in den verschiedenen Teilen Deutschlands verschiedene Formen gezeitigt haben; die Grundform, von der sie ausgehen, ist in der Regel der von der Schriftsprache in die verschiedenen Gegenden Deutschlands getragene Ausdruck. Die Abweichungen von dieser Gleichförmigkeit verdienen besondere Beachtung, und in diesem Zusammenhang möchte ich auf einige solche hinweisen, die durch italienischen Einfluss verursacht wurden.

Etwa seit dem 17. Jahrhundert dringt frz. *portrait* auf deutschem Boden zunächst in der Oberschicht vor, um allmählich als ein von der Schrift- und Umgangssprache begünstigtes Fremdwort auf dem ganzen deutschen Sprachgebiet Fuss zu fassen. In der Schweiz, genauer bestimmt im Tessin — also dicht an der italien. Sprachgrenze —, stossen wir auf die Form *riträtt*, die offenbar aus dem Italien. stammt, wo das entsprechende Wort *ritratto* heisst (vgl. Schweizer. Idiot. VI 1729). Das *ä* der deutschen Form gegenüber italien. *a* könnte man

versucht sein auf eine Kontamination mit dem deutschen Fremdwort *porträt* zurückzuführen, besonders da Fälle mit erhaltenem *a* der italien. Endung *-atto, -atta* im Schweizerd. vorhanden sind (so z.B. *schabatte* 'Pantoffel ohne Fersenstück' < italien. *ciabatta*; vgl. Schweizer. Idiot. VIII 24). Eine solche Annahme ist aber keineswegs notwendig, da für das helle roman. *a* im Deutschen oft *ä* eingetreten ist.

Schon im frühen 16. Jahrhundert (vgl. Basler, D. Fremdwb.) beginnt frz. *prise* 'Fang', 'Seebeute', 'soviel Schnupftabak als man mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger nimmt' seinen Zug übers deutsche Sprachgebiet, und auch dieses Wort ist häufig als gesunkenes Kulturgut aus der Sprache der Obersicht in die der Unterschicht gedrungen, u.a. in viele Mundarten. Im Schweizerd., und zwar in Graubünden, begegnet anstatt dessen in der Bedeutung 'Prise Tabak' das Wort *presen*, das auf rätoroman., italien. *presa* zurückgeht (vgl. Schweizer. Idiot. V 789). Für eine gewisse Einbürgerung des italien. Wortes spricht die Abschwächung des auslautenden fremden *-a* zu *-e* im Deutschen. In anderen schweizerd. Mundarten gilt das aus dem Frz. stammende *brīse* (vgl. Schweizer. Idiot. V 796).

Ein im 17. Jahrhundert im Deutschen auftauchendes Fremdwort ist *Race*, später *Rasse* < frz. *race* (vgl. Klara Hechtenberg, Fremdwörterbuch des 17. Jahrhunderts [1904] S. 111). Dieses Fremdwort verbreitet sich über das ganze deutsche Sprachgebiet und bürgert sich tief im deutschen Wortschatz ein. Auch hier macht ein schweizerd. Gebiet eine Ausnahme: in Graubünden (Prättigau, Schanfigg) und Wallis (Goms) gilt die Form *ratze*, die auf italien. *razza* zurückgeht (vgl. Schweizer. Idiot. VI 1284).

Auch anstatt des weitverbreiteten und tief eingebürgerten Wortes *Spion* begegnen im Schweizerd. abweichende, aus dem Italien. übernommene Formen. Das gemeindeutsche *Spion* stammt entweder aus frz. *espion*, das auf italien. *spione* zurückgeht (es handelt sich um eine frühe, bereits im 13.—14. Jahrhundert erfolgte Entlehnung; vgl. Dauzat, Dictionnaire étymo-

logique s. v. *espion*), oder aus dem italien. Wort direkt. Im 17. Jahrhundert wurde das roman. Wort ins Deutsche aufgenommen (vgl. Kluge-Götze, Et. Wb. s. v. *Spion*). In St. Gallen, Toggenburg, wird dafür *spidor* gebraucht, das auf italien. *spiatore* zurückgeht (vgl. Schweizer. Idiot. X 52), oder genauer gesagt wohl auf dessen norditalien. Form, wie das intervokalische *-d-* der deutschen Form gegenüber dem gemeinitalien. *-t-* wahrscheinlich macht. — In Piemont, Alagna, begegnen wir noch einer anderen Form, und zwar *spija*, die sich aus italien. *spia* erklärt (vgl. Schweizer. Idiot. X 84). Die afrz. Entsprechung dieses italien. Wortes (afrz. *espie*) ist nebenbei bemerkt ins Engl. (*spy*) und ins Mittelniederländ. (mndl., nndl. *spie*) gedrungen.

Das deutsche Wort *Skandal* < frz. *scandale* gehört zu den um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts aufgenommenen, weit verbreiteten frz. Entlehnungen, die auch in Mundarten Eingang fanden. In der Schweiz tritt in Tessin (Bosco) die Form *scándul* auf, die sich durch Entlehnung aus dem Italien. erklärt, wo es im Piemont.-mailänd. *scandol* heisst (vgl. Schweizer. Idiot. X 9).

Auch das aus dem Frz. bereits in mhd. Zeit (mhd. *vloite* nebst Var.) aufgenommene, schon längst tief eingebürgerte *Flöte* begegnet im älteren Bair. (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. I 799), im Kärnt. (vgl. Lexer, Kärnt. Wb. 97) sowie gelegentlich bei älteren Schriftstellern (vgl. Weigand, D. Wb. s. v. *Flöte*) in der Form *flaute*, deren Quelle (trotz Lexer, Kärnt. Wb. 97) italien. *flauto* zu sein scheint. Auch im Schweizerd. ist die aus dem Italien. stammende Form *flaute* bezeugt, und zwar in Uri, wo sie immer noch gilt (vgl. Schweizer. Idiot. I 1230).

Etwas mit diesen, im Schweizerd. nicht seltenen Fällen Verwandtes ist es, wenn Kretschmer (Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache [1918] S. 4) feststellt, dass anstatt des in Deutschland geltenden frz. *Biskuit(s)* im Österreich. *Biskotten* (plur.) verwendet wird, das auf italien. *biscotti* zurückgeht; dieses italien. Wort ist schon im Mhd. (Tannhäu-

ser) bezeugt und war im 16. Jahrhundert in der deutschen Schriftsprache üblich, aus der es von dem seit dem 16. Jahrhundert vordringenden frz. *biskuit* verdrängt wurde (vgl. Kluge-Götze, Et. Wb. s. v. *Biskuit*). Im Schweizerd. gilt immer noch *biskotten, biskottin* (vgl. Schweizer. Idiot. IV 1757), im Schwäb. *biskoten* (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. I 1139); auch im Schwäb. herrscht frz. *biskuit* im Norden und in der Gebildetensprache.

In demselben Zusammenhang erwähnt Kretschmer weiter, dass im Österreich. *Salon* und *Balcon* mit *-ón* »wie im italien. *salone*, *balcone* gesprochen» werden. Auch die österreich. Formen *Kassa*, *Banda* und *Watta* mit italien. Endung stellt Kretschmer den in Deutschland geltenden *Kasse*, *Bande*, *Watte* »mit französischer Endung *-e*» gegenüber. Von den drei zuletzt erwähnten Wörtern wurde *Bande* 'Schar', 'Truppe' im 17. Jahrhundert aus dem Roman. entlehnt, wo frz. *bande*, italien. *banda* galt; das frz. *bande* 'Truppe', das aus dem Italien. stammt, ist seit dem 14. Jahrhundert belegt (vgl. Dauzat, Dict. étym. s. v. *bande* 2). Die bereits im 17. Jahrhundert bezeugten deutschen Belege mit *-e* sprechen tatsächlich für Entlehnung aus dem Frz., während die angeführte österreich. Form mit auslautendem *-a* sich offenbar durch italien. Einfluss erklärt. Das deutsche Wort *Kasse* geht dagegen auf italien. *cassa* zurück, in welcher Form das Wort im Deutschen in den älteren Belegen des 16. Jahrhunderts öfters bezeugt ist. Während im Österreich. — sowie auch sonst in der Kaufmannssprache (vgl. Schirmer, Wörterbuch der deutschen Kaufmannssprache S. 95) — die italien. Form auf *-a* durch den näheren Zusammenhang mit der Quellensprache sich unverändert erhielt, erklärt sich die in Deutschland geltende Form auf *-e* ohne Zuhilfenahme eines etwaigen frz. Einflusses ganz einfach durch die Abschwächung des auslautenden unbetonten *-a* zu *-e*, wie sie bei der Eindeutschung fremder Wörter so häufig eintrat. Der Ursprung und die Einmarschstrasse von *Watte* endlich ist nicht in allen Einzelheiten aufgeklärt, aber die nächste Quelle des deutschen Wortes war wohl das Niederländische, das dieses exotische Wort durch roman. Vermittlung bezogen hat; richtig ist zwei-

felsohne die Deutung des österreich. *Watta* mit auslautendem *-a* durch italien. Einfluss; im Italien. lautet das entspechende Wort *ovatta*, im Frz. *ouate*.

Einen bekannten Fall stellt ferner der Kampf zwischen frz. *tasse* und italien. *tazza* dar, der zum Sieg der frz. Form *Tasse* in der deutschen Schriftsprache führte (vgl. z. B. Kluge-Götze, Et. Wb. s. v. *Tasse*). Im Österreich. lebt italien. *tazza* immer noch in dem Ausdruck *Untertazzerl* für 'Untertasse' und als *Tatze* in der Bedeutung 'Servierbrett'; dabei gilt in Wien die dort ebenfalls, wenn auch seltener gebrauchte frz. Entlehnung *Tasse* 'Servierbrett' für feiner als das aus dem Italien. stammende *Tatze(n)*: *eine silberne Tasse*, aber *eine hölzerne Tazzen* (vgl. Kretschmer, Wortgeographie der hd. Umgangssprache S. 149 ff. und 522). Über bair., bereits veraltetes *tatz*, *tatze*, *tatzl* 'Tasse' vgl. Schmeller, Bayer. Wb. I 635.

Einen anders gearteten Fall stellt italien. *scorzonera*' Schwarzwurzel' im Deutschen dar. Dieses italien. Wort ist u. a. im Schweizerd., im Schwäb., im Bair. und im Elsäss. bezeugt. Im Elsäss. wird neben der Form *skorzeneren* auch die Form *storzenieren* gebraucht (vgl. Martin-Lienhart, Wb. d. elsäss. Maa. II 533 und 615). Im Schwäb. finden wir ebenfalls *skorzonere* neben *storzenere* (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. V. 1427), im Bair. *storzenär* (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. II 786). Im Schweizerd. endlich steht auch der Form mit anlautendem *sk-*, *skorzanera* Graubünden (Chur), eine Form mit *st-*, *storzenère(n)*, zur Seite (vgl. Schweizer. Idiot X 15); *storzenère(n)* beruht auf Eindeutschung der fremden Lautgestalt, indem die Endung *-a* > *-e* abgeschwächt und das dem Deutschen fremde anlautende *sc-* durch *st-* ersetzt wurde (vgl. dazu Öhmann, Über den italien. Einfluss S. 58). Gerade im Schweizerd. (Chur) hat sich somit die ursprüngliche fremde Form nicht nur mit anlautendem *sc-* sondern auch mit auslautendem *-a* auffallend gut erhalten, und zwar offenbar durch die engen Beziehungen zum angrenzenden italien. Sprachgebiet.

Viele der oben gemachten Beobachtungen sind dazu angetan, den nahen Zusammenhang der alpendeutschen Randzone mit dem romanischen Süden zu beleuchten. Diese engen Beziehungen sind schon alten Datums, und wir besitzen auch aus mhd. Zeit mehrere Beweise für ihre Stärke und für ihr Alter (vgl. Über den italienischen Einfluss S. 72 ff.).

Zu den Spuren dieser Zusammengehörigkeit im Sprachlichen möchte ich auch die Tatsache zählen, dass gerade in diesen Gegenden beiderseits der deutsch-romanischen Sprachgrenze deutsches *Horn* und roman. *cornu* in der Bedeutung 'Gebirgsspitze' gebraucht werden. Selbstredend beruht diese Verwendung auf der hornähnlichen Form dieser Gebilde und liegt somit sehr nahe. Da nun aber diese Bedeutungsentwicklung gerade in zwei unmittelbar aneinander grenzenden und eng miteinander verknüpften Gebieten eingetreten ist, so scheint es mir äusserst unwahrscheinlich, dass sie unabhängig voneinander hüben und drüben geschehen wäre. In der Romania hat, wie Battisti (Popoli e lingue nell' Alto Adige [1931] S. 96) festgestellt hat, latein. *cornu* die Bedeutung 'Gebirgsspitze' in Graubünden, im romanischen Südtirol, in den lombardischen Alpen und in den venezianisch-tridentinischen Voralpen entwickelt. Und im angrenzenden alpendeutschen Gebiet wuchern geradezu die Bildungen mit *Horn* in der Bedeutung 'Berggipfel', 'spitziger Fels auf einem Hochgebirge'. Dieser Namentypus ist nicht nur im Schweizer. häufig, aus dem beispielshalber etwa *Breithorn, Matterhorn, Rothorn, Sonnenhorn* genannt seien. Auch in den Ostalpen sind derartige Namen durch *Tagewald Horn, Schrotten Horn, Schwarzhorn* u. a. vertreten; *Horn* in der Bedeutung 'Felsspitze' wird als ein im Tirol. gebräuchliches Wort von Schöpf (Tirol. Idiot. S. 275 ff.) bezeugt.

Wenn, wie ich somit glaube, zwischen dieser deutschen und romanischen Bedeutungswicklung ein Zusammenhang besteht, so liegt hier ein Fall von Bedeutungsbeeinflussung bzw. Lehnübersetzung vor. Bei der Art der nachbarlichen Beziehungen zwischen dem alpendeutschen und dem angrenzenden romanischen Gebiet darf man schon im voraus mit der Entstehung

von Lehnübersetzungen in Grenzmundarten beiderseits der Sprachscheide rechnen. Ein paar in der alpendeutschen Randzone entstandene Lehnübersetzungen romanischer Vorbilder seien hier beispielshalber erwähnt:

Im Steir. wird für den 'Blutegel' der Ausdruck *blutsugel, blutsutzel* gebraucht (vgl. Unger-Khull, Steir. Wortschatz S. 95 und Trübners Deutsches Wörterbuch II 131 s. v. *Egel*). Dieses Wort ist offenbar in Nachahmung des italien. *sanguisuga*, einer in der Romania weit verbreiteten Bildung (vgl. Meyer-Lübke, Rom. et. Wb. Nr. 7575), entstanden.

Im Schweizerd. begegnet (nach Schweizer. Idiot. IV 281) in einem Tessiner Abschied vom Jahre 1739 der Ausdruck *Tagmann* 'Taglöhner am Gemeindewerk', der eine Übersetzung des italien. *giornaliere* darstellt.

Ausser in den deutschen Grenzmundarten liegt es besonders nahe, Lehnübersetzungen italienischer Wörter auch in den Übersetzungen italienischer Denkmäler zu erwarten. Als ein Beispiel dafür sei hier nur auf das Wort *ansprung* in der sogenannten Arigoschen Übersetzung (1468) des Fiore di virtù hingewiesen, das dem an entsprechender Stelle im italienischen Original stehenden *asalto* nachgebildet wurde (vgl. H. Kars, Arigo [Diss. Halle 1932] S. 29). — Mit dem in der Zeit der Hochrenaissance zunehmenden italienischen Einfluss entstehen neue Lehnübersetzungen. Besonders in den italienisch beienflussten Fachsprachen des Handels und der Kunst sowie in der Sprache des gesellschaftlichen Lebens begegnen derartige Bildungen (einiges hierher Gehörige findet man bei Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts IV [1912] S. 241 ff. und 528 ff.).

Ähnlich wie um die Lehnübersetzungen steht es auch um den syntaktischen Einfluss des Italienischen bzw. Rätoromanischen auf das Deutsche: ein stärkerer Einfluss des romanischen Satzbaus auf den deutschen ist in den alpendeutschen Mundarten und in den deutschen Übersetzungen italienischer Originale zu erwarten. — Über Spuren eines derartigen romanischen Einflusses in deutschen Grenzmundarten liegen bereits

Beobachtungen vor (ich verweise hier nur auf die wertvollen Ausführungen M. Szadrowskys [Rätoromanisches im Bündnerdeutschen; in: Bündnerisches Monatsblatt 1931], der seine Aufmerksamkeit ausser der syntaktischen Beeinflussung auch der Frage der Lehnübersetzung schenkt). Und dass die Syntax der deutschen Übersetzungen italienischer Vorlagen nicht vom Satzbau des Originals unberührt blieb, das zeigen schon die leicht ins Auge fallenden, dem Italienischen nachgeahmten Partizipialkonstruktionen, die neben ähnlichen lateinischen und französichen Gebilden nicht verfehlt haben, ihre Spuren im Deutschen zu hinterlassen.

Ein gutes Beispiel dafür, wie ein und dasselbe latein. Wort aus meheren Sprachen, in verschiedenen Formen und Schüben und auf verschiedenen Wegen ins deutsche Sprachgebiet zu dringen vermag, bietet latein. *porrum* 'Lauch' und seine roman. Nachkommen. — Das Wortmaterial ist grösstenteils bei Marzell, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen I 202 ff. zusammengetragen.

Schon vor der zweiten Lautverschiebung wurde latein. *porrum* entlehnt, und dementsprechend heisst es im Angelsächs. *porr*, im Altsächs. *porro*[1], im Ahd. auf obd. Sprachgebiet *phorro*,

[1] Das altschwed. *purlaukr*, dän. *purre*(*løg*) stammt aus mndd. *por*(*lôk*). Das im Neuschwed. auftretende *purio-*, *purjo*(*lök*) — das nebenbei bemerkt bis in Finnische gedrungen ist; vgl. finn. *purjo-*, *purjulaukka* (daneben auch *puurlaukka* < schwed. *purlaukr*) — wird oft unter Berufung auf Tamm als eine dialektische frz. Form erklärt. Dabei hat Tamm (Granskning av svenska ord [Skrifter utgivna av Kgl. Humanist. Vetenskaps-Samfundet i Uppsala VII N:o 4; 1901] S. 21) sich sehr vorsichtig geäussert: er weist zwar darauf hin, dass die frz. mundartliche Form *pour*(*r*)*iau* die grösste Ähnlichkeit mit schwed. *purio*, *purjo* aufweist, hält es aber für möglich, dass die angeführte schwed. Form aus dem altschwed. *pur-* entstanden sei, betont aber ausdrücklich, dass das Aufkommen des heutigen schwed. *purjo*(*lök*) noch ein »ungelöstes Rätsel» sei. In der Tat bleibt auch die Erklärung aus einer dialektischen frz. Form in der Luft hängen, so lange wir nicht

pforre (vgl. auch Lexer, Mhd. Handwb. II 260). Das daneben im Obd. belegte *porro*(*samo*) (vgl. Graff, Ahd. Sprachschatz III 345 ff.) kann durch mechanische Übernahme aus ndd.-md. Quelle mit regelrecht unverschobenem anlautendem *p-* sich erklären — was ja besonders bei Glossenbelegen gut möglich ist —, es kann aber auch *p-* in ungenauer Weise für *ph-* bzw. *pf-* stehen, und endlich ist auch ernstlich mit der Möglichkeit zu rechnen, dass dieses *porro* auf erneuter Entlehnung aus latein. *porrum* beruht.

Diese alte latein. Entlehnung hat sich in nhd. Zeit nur teilweise in der Sprache erhalten, und zwar im Obd. als *pforre* (vgl. z. B. Grimm, D. Wb. VII 1787; nach Adelung, Gramm.-krit. Wb. III [1808] 808 galt in Schwaben die Form *pfarren*, die aber bei Fischer, Schwäb. Wb. fehlt), im Ndd. als *porre* nebst Var. (vgl. z. B. Mensing, Schlesw.-holst. Wb. III 1096 s. v. *porre* und I 449 s. v. *borre*), wurde aber fortwährend von neuen Ausdrücken zurückgedrängt.

Die im Schwäb. bezeugte Form *pore* führt Fischer (Schwäb. Wb. I 1295) auf latein. *porrum* zurück, was auch durchaus möglich ist; sie könnte an das ahd. *porro*(*samo*) angeknüpft werden. Auf das Vorhandensein einer südd. Form mit *p-* weist auch die Bemerkung Adelungs hin: »In einigen Oberdeutschen Gegenden heisst ein jeder Lauch *Porn*». Das im Schweizerd. (Schwyz, Uri, Unterwalden) geltende *borr* 'Lauch' wird vom Schweizer. Idiot. IV 1505 auf italien. *porro* zurückgeführt, und da das Schwäb. manches aus dem Süden kommende roman. Wort durch Vermittlung des Schweizerd. übernahm, wäre es allerdings nicht ausgeschlossen, dass auch das schwäb. Wort aus dem Italien. stammte. Die in Glarus auftretende Form *burri* (vgl. Schweizer. Idiot. IV 1530) scheint auf die italien. Pluralform *porri* zurückzugehen. Das im Bair. geltende *por*(*r*)*i* gibt sich unzweideutig als eine Entlehnung aus dem Italien., und zwar aus der Pluralform, kund (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. I 403).

---

ihre Spuren auch im Ndd. oder Ndl. verfolgen können. Im Oberhess. ist allerdings z.B. *púurion* bezeugt, aber auch das liegt allzu weit, um eine Brücke zum Schwed. zu schlagen.

Ausser den zwei latein. Schichten ist latein. *porrum* somit auch aus dem Italien. ins süddeutsche Sprachgebiet vorgestossen. Aber keine von diesen Formen erfreut sich heute einer sehr weiten Verbreitung. Die gewöhnlichste Bezeichung des Lauchs im heutigen Deutsch dürfte *Porree* bzw. *Porrei* sein, das mit Recht auf frz. *porrée* zurückgeführt wird (vgl. z. B. Weigand, D. Wb. s. v. *Porree*). Aber auch dieser Ausdruck ist vielen Gegenden fremd geblieben; so bemerkt z. B. Fischer (Schwäb. Wb. I 1295), dass *Porrei* dem Schwäb. fremd zu sein scheint, und Ochs (Bad. Wb. I 295 s. v. *Porree*) stellt ausdrücklich fest, dass dieser Ausdruck dem Bad. fehlt.

Wenn man bei den Benennungen des 'Lauchs' von einem schriftsprachlichen Ausdruck reden will, so ist gerade dem Wort *Porree*, *Porrei* diese Stellung einzuräumen. Über den Weg, auf dem das frz. *porrée* 'Lauch' (< latein **porrata*; über des Verhältnis von *porrée* zum heute als schriftsprachlich geltenden frz. *poirée* vgl. z. B. Gamillscheg, Et. Wb. s. v. *poirée*) ins Deutsche gelangt ist, scheint die Form *Porrei* einen Fingerzeig zu geben. Im Mndl., das das afrz. *porree* aufgenommen hatte, galt *poreye* nebst Var. (vgl. Verwijs-Verdam, Mndl. Woordenboek VI 570 ff.). Dies spricht dafür, dass wir bei der Übernahme des frz. *porrée* ins Deutsche jedenfalls teilweise mit ndl. Vermittlung zu rechnen haben. Dazu stimmt gut, dass diese Form mit *-ei-* in dem Ndl. benachbarten deutschen Mundarten gut bezeugt ist: *borei* Cronenberg, *boreienpîpe* Recklinghausen, *burrei* Westfalen, *burrej* Butjadingen (Oldenburg).

Im Elsäss. begegnen wir den Formen *porrat*, *porreten* (vgl. Martin-Lienhart, Wb. d. elsäss. Maa. II 81 ff.). Man wäre zunächst versucht, in *porrat* die Vorstufe des frz. *porrée*, d. h. latein. **porrata* zu erblicken, was aber der Umstand verbietet, dass das *a* der letzten Silbe im Elsäss. kurz ist. Die daneben existierende elsäss. Form *porreten* bringt auf die richtige Fährte: den elsäss. Formen liegt frz. *porette*, *porrette* 'plante d'oignon; variété d'oignon qui ne grossit pas beaucoup'zugrunde (vgl. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française VI 289; Littré, Dictionnaire de la langue française III 1216). Elsäss.

porrat erklärt sich durch eine dialektische ostfrz. Form mit *a*. Sowohl im Lothring. wie im Franche-comtés. und im Burgund. ergibt latein. *-ĭttum, -ĭttam* anstatt des gemeinfrz. *-et(t)e* häufig *-at(t)e* (vgl. A. Horning, Die ostfranzösichen Grenzdialekte zwischen Metz und Belfort [1887] § 58; Apfelstedt, Lothringischer Psalter [1881] § 34; Schwan-Behrens, Afrz. Gramm. III [1914] S. 98 ff., 1).

Auf frz. *porette* gehen ferner zurück das luxemburg. *porétte* (Luxemburg. Wb. 342) und *purette* in Dillingen, Saar (Niessen, Rheinische Volksbotanik I [1936] 175).

Die Benennung *Breitlauch* und *Breiter Lauch* für *allium porrum* scheint zunächst mit dem romanischen Einfluss nichts zu tun zu haben, und doch hängt auch sie, wie ich glaube, mit ihm zusammen.

Gut bezeugt ist diese Namensform im Rhein., wo nicht nur *breitlōch, breitlōk, breitlōf* (vgl. Rhein. Wb. I 960), sondern auch *breetölk* (< *öllek* < *unio* + *lōk*) gebräuchlich ist. Auch im Schwäb. war *Breitlauch* früher heimisch, das aber heute veraltet ist (vgl. Fischer, Schwäb. Wb. I 1392). Im Schweizerd. ist *Breit(r) Lauch* in St. Gallen gebucht (vgl. Schweizer. Idiot III 1006). Bei Stieler (Der Deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs [1691] 1081) findet sich *Breitlauch* durch *porrum capitatum* übersetzt.

Die Verbreitung dieser Benennung, die auch heute gebräuchlich ist, scheint somit früher im Westen des deutschen Sprachgebietes sogar eine weitere Ausdehnung gehabt zu haben, und es ist möglich, dass dieses Verbreitungsgebiet ein ununterbrochenes Ganzes gebildet hat.

Die Form der Blätter, die breiter als diejenige des Schnittlauchs (allium schoenoprasum) ist, wird gewiss bei der Entstehung der Benennung *Breitlauch* mitgewirkt haben. Aber im ndl.-niederrhein. Gebiet, wo dieser Name sich einer solchen Beliebtheit erfreut, ist auch ein anderer Faktor vorhanden, der m. E. das Aufkommen der Benennung *Breitlauch* besonders zu begünstigen im Stande war. Das aus dem Frz. stammende mndl. *poreye* erscheint im Ndl. mit synkopiertem *o* der ersten

Silbe als *prei*, und dies ist denn auch die heutige Normalform des Ndl.; auch die verdeutlichende Zusammensetzung *preilook* ist im Ndl. bezeugt (vgl. z. B. Woordenboek der Nederlandsche Taal VIII, 2, 2784). Bei dieser Bildung lag die volksetymologische Umdeutung in *Breiter Lauch* sehr nahe. Ausser in dem mit dem benachbarten Ndl. in engen Beziehungen stehenden Rhein. ist für 'allium porrum' auch in ndl. Mundarten die Benennung *breedloof* bezeugt.

In den Zusammenhang dieser rheinisch-ndl. Namengebung 'Breiter Lauch' gehört es auch, dass in ndl. Mundarten und im Wetsfäl. für den 'Schnittlauch' die Bezeichung ndl. *smallook*, westfäl. *smâllôk* und *smâllôw* nebst Var., emsländ. *smaalloff* begegnet.

Emil Öhmann

Klagen über den Verfall der Welt bei den Trobadors. Allegorische Darstellungen des Kampfes der Tugenden und der Laster

Die Trobadorlyrik ist reich an Klagen über den Verfall der Welt. Diese Klagen stehen dabei fast immer im Zusammenhang mit der personifizierten Darstellung der Tugenden und der Laster. Es ist deshalb geboten, beide thematischen und stilistischen Momente trotz ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit gemeinsam zu behandeln.

Bei der Betrachtung des Stoffes können wir bemerken, dass die Behandlung dieser Motive bei den Trobadors einen einheitlich-gleichartigen Charakter trägt, was den Gedanken nahe legt, dass sie literarhistorisch zusammenhängen, d. h. auf einem eng begrenzten Boden entstanden und durch Beeinflussung und Nachahmung weiterentwickelt worden sind. In der Tat können wir aus dem Material ohne weiteres ersehen, dass Marcabrun, bei dem die fraglichen Motive am häufigsten vorkommen und die ausgeprägteste Form haben, Urheber der

Entwicklung war und dass die späteren Trobadors sich an ihn direkt anschlossen.

Marcabrun klagt stets über den Verfall der Moral und die Missstände der Welt und weist auf das baldige Kommen des Antichrists und des Weltuntergangs hin. Literarhistorisch ist das Thema von dem moralischen Verfall vor dem Weltende klar. Es geht auf die christlichen eschatologischen Vorstellungen von dem Weltende zurück.

Das Anwachsen des Uebels schildert Marcabrun symbolisch, als Folge des Kampfes der Tugenden und der Laster, in dem die Tugenden unterliegen. Auch dieses Motiv ist traditionell-christlich: die mittellateinische Literatur liefert uns zahlreiche Beispiele der Verbindung der Idee von dem Weltende mit der Darstellung des Kampfes der Tugenden und der Laster.

Damit die enge Verbundenheit Marcabruns mit den zeitgenössischen Vorstellungen und den Gepflogenheiten der mittellateinischen Literatur klarer in Erscheinung tritt, führe ich die Quellen an, aus denen die fraglichen Themen der mittelalterlichen Literatur zugeflossen sind.

Klagen über den Verfall der Welt

Dieses Thema ist an sich ebenso alt wie die Weltliteratur selbst. Der Mythos von den drei Weltaltern ist nichts anderes, als eine dichterische Ausgestaltung des Gedankens von dem allmählichen Niedergang der Welt.[1]

Die christliche Literatur hat diesen Vorstellungen ein neues Gepräge gegeben, indem sie das moralische Moment in den Vordergrund der Betrachtungen schob: Die zunehmende Sündhaftigkeit der Menschen wurde als wichtigstes Merkmal des Verfalls und des nahen Weltuntergangs aufgefasst.

Das neue Testament war dabei für alle späteren Äusserungen vorbildlich. Bei Paulus, II Timoth. 3, 1 ff. heisst es:

[1] Vgl. Roschers Lexicon, VI, Weltalter. Hesiod, Ovid, Seneca in der Octavia 377 ff. u. a. klagen über den Verfall der Welt.

Hoc autem scito, quod in novissimis diebus instabunt tempora periculosa: erunt homines seipsos amantes, cupidi, elati, superbi, blasphemi, parentibus non obedientes, ingrati, scelesti, sine affectione, sine pace, criminatores, incontinentes, immites, sine benignitate, proditores, protervi usw.

Dieser Ausspruch wurde bald wörtlich, bald in Umarbeitung von den sibyllinischen Texten verwendet, die für die mittelalterlichen Vorstellungen von dem Weltende massgebend waren. Pseudo-Methodius [1] beginnt seine Darstellung des moralischen Verfalls der untergehenden Welt mit wörtlichem Zitieren von Paulus, II Tim. 3, 1. Die Tiburtinische Sibylle (ib. 183) verdichtet noch die Farben des Apostels: *Et in diebus illis tradet frater fratrem in mortem et pater filium et frater cum sorore commiscentur et multa nefanda hominum malicia erit in terra, senes cum virginibus cubabunt et sacerdotes mali cum deceptis puellis. Episcopi malefactorum sectatorum erunt et fiet effusio sanguinis in terra . . . Et erunt homines raptores, contumeliosi, odientes justitiam et amantes falsitatem et judices romani inmutabuntur . . . propter pecuniam accipiendam . . . Et erunt in diebus illis homines rapaces et cupidi et amantes munera falsitatis et destruerunt lex et veritas . . .* Danach wird *filius perditionis* — der Antichrist kommen (ib. 185).

Auch das antithetische Lob der Vergangenheit wurde nicht vergessen: *Erant homines simplices et clari, amantes libertatem, veraces, mansueti, benigni, amantes consolationes pauperum et satis sapientes.* (ib. 179, Tiburtinische Sibylle).

Die Zahl solcher Klagen in der mittellateinischen Literatur ist sehr gross. Gegen das Jahr 1000, im 11. und 12. Jahrhundert werden sie umso häufiger, als die Erwartungen des vorhergesagten Weltuntergangs und das Aufblühen der didaktischen Poesie günstigen Boden für solche Äusserungen bildeten. Vgl. Arch. Rom., 1931; Anal. Hymnica, 21, 124:

> O mores perditos et morum foedera,
> Non curant superi quod agant infera . .

[1] Sackur, Sibyllinische Texte, 1898, 87.

Nusquam tuta fides . . . dic, ubi habitas?
Olim res fidei, nunc umbra colitur,
Olim sola fides, nunc et fraus fallitur.
In dolo dolus est et dolus tollitur.

An. Hymn. 45, b, S. 74. (10. Jh.):

Nulla paene jam virescunt
Caritatis germina,
Bona cadunt, mala surgunt,
Immutantur vitia.
Sic deludit Dei formam
Daemonis versutia . . .

Cyprianus führt in seiner Schrift *Ad Demetrianum* eine besondere Erklärung der Verschlechterung der Welt ein: die Welt ist denselben Gesetzen unterworfen wie alles in der Natur. Früher war sie jung und deshalb gut. Jetzt ist sie alt geworden, und daher ist ihr materieller und moralischer Verfall nur natürliche Folge ihres Alterns und Vorzeichen des nahenden Untergangs; denn wie alles entsteht, sich entwickelt und aufblüht, muss es nachher alt werden und sterben: *haec sententia mundo data est, haec Dei lex est, ut omnia orta occidant et aucta senescant, et infirmentur fortia et magna minuantur et cum infirmata et diminuta fuerint, finiantur* (Migne, 4, 547). *Et hoc scias esse praedictum, in novissimis temporibus multiplicari mala et adversa variari et appropinquante jam judicii die magis ac magis in plagas generis humani censuram Dei indignantis accendi . . . A v a r i t i a palam saevit, et ipsa audacia sua tuta, in fori luce abruptae cupiditatis arma prostituit. Inde falsarii, inde venefici, inde in media civitate sicarii tam ad peccandum praecipites quam impune peccantes . . .* (ib. 547–8, 552).

Die Ausführungen des Cyprianus wurden von vielen Kirchenvätern nachgeahmt. *Gregor der Grosse* (Migne, 76, 1080)

[1] Vgl. noch E. Bornemann, Mittelalterliche Weltanschauungen, 1918, S. 79 ff.: Die zunehmende Sündhaftigkeit der Menschen, und Migne, 210, 461; An. Hymn. 21, 131 ff. u.a.

paraphrasierte Cyprianus. *Theodulfus* (Migne, 105, 367) bearbeitete den Text von Cyprianus in 20 Distichen, deren Schluss folgenderweise lautet:

> Dulcia sic vetulum liquerunt omnia mundum,
> Nec manet ullus ei qui fuit ante vigor.
> Dira Cupido viget, sordes, perjuria, luxus,
> Livor edax, falsum, jurgia, rixa, dolus.

Der Verfasser des altfranzösischen Alexiusliedes verwendete denselben Gedanken von dem Verfall der Welt infolge ihres Alterns, was beweist, dass die Ausführungen von Cyprianus auch den Dichtern in französischer Sprache nicht unbekannt waren.

Der Kampf der Tugenden und der Laster

Die rhetorische Figur der Allegorie und der Personifikation ist in der Literatur sehr alt (Der Venusgürtel in der Iliade, *Invidia* in den *Metamorphosen* II, 780, *Fama* in der *Äneide* usw.). Sie ist auch in der Bibel gebräuchlich.

In der christlichen Literatur findet die Personifikation Anwendung vor allen Dingen und am häufigsten in den Darstellungen des Kampfes der Tugenden und der Laster. Der Gebrauch der Personifikation bleibt lange Zeit mit der allegorischen Darstellung der Tugenden und der Laster so fest verbunden, dass dieser Umstand dem Charakter und der Entwickelung dieses rhetorischen Mittels im Mittelalter einen spezifischen Stempel aufdrückt.

Die Idee des Krieges zwischen den Tugenden und den Lastern findet sich im Keime bereits in der Bibel (Ephes. 6, 11—17).

Am Anfang der mittelalterlichen Entwicklung steht jedoch nicht die Heilige Schrift, sondern Prudentius mit seiner Psychomachia (Migne, 60, 19 ff.), in der er das Erlösungswerk Christi allegorisch als Endresultat des Kampfes guter und böser Eigenschaften der menschlichen Seele darstellt. *Fides*

führt die Reihen der Tugenden, ihr tritt *Veterum Cultura Deorum* entgegen. *Virgo Pudicitia* kämpft gegen *Sodomita Libido*, *Patientia* gegen *Ira*. *Superbia* in schwerer Bewaffnung greift die schutzlosen *Justitia*, *Sobrietas*, *Jejunia*, *Pudor*, *Simplicitas* an. *Sobrietas* mit einer Kreuzfahne wehrt sich gegen die mit Blumen geschmückte *Luxuria*. Die Virtutes siegen im ersten Kampfe. Die Laster: *Jocus*, *Petulantia*, *Fugitivus Amor*, *Discordia*, *Voluptas* ergreifen die Flucht. Auf dem Schlachtfeld erscheint nunmehr *Avaritia* mit ihren Gefährtinnen *Cura*, *Fames*, *Metus*, *Anxietas*, *Perjuria*, *Pallor*, *Corruptela*, *Dolus*, *Insomnia Sordes* u. a. (»die von der schwarzen Milch der Mutter *Avaritia* geborenen Verbrechen» V. 468; der Dichter ersieht Verwandschaftsbeziehungen unter den Lastern und spricht von ihren Brüdern, Söhnen, Vätern, Kindern V. 470 f.). Die Sippschaft der *Avaritia* wird von *Ratio* angegriffen und besiegt. Die Scharen der Tugenden freuen sich über den Sieg. *Discordia* schleicht in Verkleidung in das Lager der Tugenden, wird aber erkannt und unschädlich gemacht. *Pax*, *Concordia*, *Fides* bleiben endgültig Sieger und das bedeutet: Triumph der christlichen Religion.

Die allegorische Dichtung von Prudentius hat auf die nachfolgenden Dichter sehr grossen Einfluss ausgeübt.

Die Personifizierung der Tugenden und der Laster entsprach dem Geschmack und den stilistischen Tendenzen der frühchristlichen Literatur. Das von Prudentius entworfene allegorische Systemm oralischer Beziehungen passte ausgezeichnet für das Lehrgedicht, die Moralpredigt, die frommen Betrachtungen über die Zustände der Welt, weil es erstens abstrakte Begriffe konkretisierte und ihnen bildliche Farben gab und zweitens, weil es breite Amplifikationsmöglichkeiten darbot, die in der mittelalterlichen Beredsamkeit geschätzt und gesucht wurden.

Isidor von Sevilla ist die zweite Autorität des Mittelalters in bezug auf die Schilderung des Kampfes der Tugenden und der Laster (Migne, 83, Col. 638, »*De pugna virtutum adversus vitia*»): *Adversus impetus vitiorum contrariis virtutibus est*

pugnandum. Contra luxuriam enim cordis est adhibenda munditia, contra odium dilectio, contra iracundiam patientia usw. Er personifiziert die moralischen Eigenschaften und bemerkt: *Principalium septem vitiorum regina et mater superbia est* (639).

Ungefähr in derselben Zeit spricht von dem Kampf der Tugenden und der Laster in der menschlichen Seele auch Gregor der Grosse (Migne, 76, 620): *Vitia nos praelio militant. Ipsa namque vitiorum regina Superbia . . . primae autem ejus soboles Inanis Gloria, Invidia, Ira, Tristitia, Avaritia, Ventris Ingluvies, Luxuria.* Ib. 930: *Praedicator quippe contra erudiendam animam obsidionem ordinat cum praemuniendo indicat quibus se modis vitia virtutibus opponant, quomodo Luxuria Castitatem feriat, qualiter Ira Tranquillitatem animi perturbet, quantum inepta laetitia vigorem mentis resolvat . . . quomodo Invidia Charitatem interficiat, quemadmodum Superbia arcem Humilitatis effodiat, qualiter Fallacia cum Veritatem in sermone corruperit. . . .*

Aldhelmus (Migne, 89, 281 f.) verfasst das Gedicht *De octo principalibus vitiis*, in dem er folgende Kampfschilderung entwirft:

V. 3 ff. Restat ut ingentes depromant carmina pugnas
ex vitiis procedentes virtutibus atque. . .
Ecce catervatim glomerant ad bella phalanges,
Justitiae comites et virtutum agmina sancta.
His adversantur vitiorum castra maligna,
spissa nefandarum quae torquent spicula rerum,
aemula ceu pugnat populorum turma duorum . . .

Virginitas igitur quae calcat crimina stupri . . .
contra bellantes studeat certare catervas.

Weiter wird geschildert, wie die *Virgo Virtus* die acht Hauptsünden besiegt.

Theodulfus steht in seinem Fragment *De vitiis* (P. L. I, 445 f.) noch mehr als Aldhelm unter der Einwirkung von Prudentius. *Patientia* (*virtutum genitrix*) führt die Reihen der Tugenden. *Superbia* steht an der Spitze der Laster (*Superbia mater et regina mali, dux et origo doli*). Die Laster sind unter

sich in Verwandschaftsbeziehungen: *seu soror est ejus, seu neptia, filia sive, trux natura tamen una duabus inest.*

Die Tugenden siegen über die Laster, wie bei Prudentius, mit Hilfe von Christus.

Später treffen wir ähnliche Kampfschilderungen bei den verschiedensten Dichtern.

Paulinus von Aquilegia (A.H. 50, 148) zählt in seinem Pönitenzgedicht Sünden auf, die seine Seele bekriegen: *effudit daemon de pharetra flammeas sagittas . . . Vulnera inflixit statim Cupido turpissima . . . Gladius Superbiae cordis infixit mucronem . . . genus serpentis adfuit Invidia . . . pennas gerens plumeas Inanis Gloria* usw.

Alphanus (A.H. 50, 335) beschreibt die Bewaffnung des Dieners Christi:

> Scutum Fidei suscipe fervens . . .
> Spes det galeam, quae caput abdit,
> Cape loricam membra tegentem . . .
> Hostis latitans his cadit armis . . .[1]

Im 12. Jh. erreicht die Allegorie und Personifikation in der religiösen Literatur ihre höchste Entwicklung. Als charakteristische Beispiele kann man Stellen aus Bernard von Clairvaux zitieren. In dem Traktat *De conflictu vitiorum et virtutum* (Migne, 183, 761) wird der allegorische Krieg zwischen Babylon (dem Reich des Teufels) und Jerusalem (dem Reich der Tugenden) geschildert. Die Soldaten Jerusalems sind *Timor, Spes* (cum equo *Desiderii* et ense *Laetitiae*); *Prudentia, Temperantia* (deren Pferd frenum *Desiderii* besitzt) u.a. *Ratio* ist Waffenträger der *Prudentia, Oratio* heisst der Bote der Tugenden. *Charitas* führt die Hilfstruppen, in ihrem Gefolge sind *Gaudia, Pax, Patientia, Longanimitas* u. a. An der Spitze der Feinde steht *Superbia*, hinter ihr sind *Vana Gloria, Spiritus Fornicationis, Gastrimargia, Ira, Invidia* usw. Nach einem Kampf ergreifen die Laster die Flucht.

---

[1] Ähnliche Schilderungen vgl. noch bei Abaelard, A. H., 48, 200; A.H. 21, 118, u. a.

Noch breiteren Raum gewinnt die Allegorie in der Predigt von Bernard über den verlorenen Sohn (Migne, 183, 757 ff., *De pugna spirituali*). Das Schicksal des verlorenen Sohnes wird in der Form eines allegorischen Kampfes der guten und der bösen Eigenschaften dargestellt. Filius prodigus coepit vagari per *Montes Altitudinis*, per *Valles Curiositatis*, per *Campos Licentiae*, per *Nemora Luxuriae*, per *Paludes Voluptatum Carnalium*, per *Fluctus Curarum Saecularium*.

Der Vater schickt die Diener *Timor* und *Spes*, dann *Prudentia*, una de summis principalibus Palatii, in comitatu habens *Temperantiam* nach dem Sohn. Als Gegner erscheint der Satan. Die Tugenden *Fortitudo*, accurrens per *Campum Fiduciae*, und *Justitia* helfen dem Sohn. Er findet Zuflucht im bewaffneten Lager der *Sapientia*. Das Lager wird vom tiefen Graben der *Humilitas* umgeben; hinter ihm steht die Mauer der *Obedientia*. Pharao (der Teufel) belagert das Lager. Jam surgunt temptationum machinae, urget undique ille . . . Intus vero *Timor* et angustiae . . . Curritur ad arcem *Sapientiae*, mala nuntiantur. Die Belagerten schicken Boten zum Herrn und bitten um Hilfe. Dieser schickt seinen Sohn *Charitas*, der die Belagerer in die Flucht schlägt.

Diese und ähnliche allegorische Schilderungen zeigen klar, wie die Darstellungsart des Rosenromans sich bereits im 12. Jh. auf dem Boden der christlich-didaktischen Literatur bildete.

Ungemein breit wird der Kunstgriff der Allegorie auch von Hildegard von Bingen ausgenutzt. In ihren *Visiones* (Migne, 197, 594 ff., 651 ff.) bilden die Tugenden einen Staat, der in einer festen Burg untergebracht ist. In der *Ordo Virtutum* (1927, 34 ff.) unterhält sich die Seele mit verschiedenen Tugenden.

Das Motiv des Kampfes der Tugenden und der Laster wurde auch oft in der Predigt des 12. Jh. gebraucht (vgl. Bourgain, La chaire, 69: Dans le tableau du combat que le chrétien livre aux vices tout est mouvement, tout est tactique militaire, vgl. noch ib. 220 ff. und Migne, 207, 750 u.a.).

Sehr gross ist die Zahl von mittelalterlichen Werken, in denen die Tugenden und die Laster Wortgefechte austragen. Der dem heiligen Augustinus zugeschriebene *Conflictus vitiorum et virtutum* (Migne, 40, 1091 ff.) führt 24 Paare respektiver Tugenden und Laster vor, die sich gegenseitig mit Worten bekämpfen. Später wurden solche Disputationes ungemein beliebt.[1] Diese Streitgedichte enthalten keine eigentliche Kampfschilderung, sie trugen aber trotzdem zur Popularisierung der Personifikation bei.

Das Gesagte über den Weltverfall und die Personifikation erhellt entsprechende Motive in der Dichtung von

Marcabrun

Die ganze Dichtung Marcabruns ist allegorisch. Er ist einer der charakteristischsten Vertreter der symbolischen Tendenzen der mittelalterlichen Kunst. Die Welt bekommt bei ihm ein doppeltes Gesicht. Ueberall wird neben dem äusseren ein innerer Sinn erblickt. Kein Ding ist bei ihm ohne innere verborgene Bedeutung. Das Wahrnehmbare wird zum Schleier, hinter dem das Auge des Dichters stets die Welt der moralischen Dinge und moralischen Beziehungen schaut. Das Materielle und das Geistigmoralische spiegeln sich bei ihm ständig ineinander, das Diesseitige und Vergängliche verflicht sich mit dem einzig Wertvollen und Ewigen. Diese sozusagen prophetische Durchschauung der Dinge bot natürlich einen sehr günstigen Boden für den allegorischen Darstellungskunstgriff.

Marcabrun charakterisiert sich weiter durch seine scharf dualistische Auffassung der Welt, die für ihn ein Kampffeld des guten und des bösen Prinzips darstellt: die Begierde des Fleisches bekämpft die Bestrebungen des Geistes, die gute Liebe tritt gegen die Triebe der Gelüste auf, die moralischen Eigen-

[1] H. Walter, Das Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters, 1920, 110—126.

schaften werden durch die bösen Neigungen unterdrückt, überall erblickt der Dichter einen Zusammenstoss von Gegensätzen, einen Kampf der sich ausschliessenden Tendenzen.

Für diese Weltanschauung passte das alte Schema des Kampfes der Tugenden und der Laster am ausgezeichnetsten, und wir sehen in der Tat, dass Marcabrun dieses Schema neben den Betrachtungen über den Verfall der Welt zum Grundelement seiner Dichtung macht.

Der Dichter beginnt seine Klagen über den Verfall der Welt mit Wendungen aus der Apokalypse:

(*Dirai vos*)

Dirai vos en mon lati
de so qu'eu vei e que vi
segon qu'Escriptura di,
qu'ers falh lo filhs al paire
e'l pair'al filh atressi.

Apocal. I, 19: Scribe ergo, quae vidisti et quae sunt . . .

Vgl. oben die Tiburt. Sibylle.

Weiter wird der Verfall unter der Hülle der Allegorie geschildert: *Jovens* ist im Verfall begriffen, und sein Bruder *Donars* ist entflohen. *Jois* und *Jovens* sind betrügerisch geworden und ist *Malvestatz* daraus entstanden:

Jovens, e torn a decli,
E Donars, qu'era son fraire,
Va s'en fugen a tapi . . .
Jois e Jovens n'es trichaire
E Malvestatz eis d'aqui.

Die personifizierten Begriffe der Jugend, Freude, Freigebigkeit (*Jovens*, *Jois*, *Donars*) werden der Malitia (*Malvestatz*) gegenübergestellt.

Einen Belagerungskrieg der Tugenden treffen wir im Liede XI: *Malvestatz* beherrscht die Menschen, keiner liebt *Proeza* (Tüchtigkeit), die in einem Schloss belagert und mit Steinebeworfen wird. Auch das Schloss wird zuletzt mit dem inneren Raum erobert. Es bleibt nur der Turm übrig, in dem *Jois* und *Jovens* zum Leiden verurteilt sind. »Feuer und Flamme»

schreien die Feinde und fordern zur Vernichtung der Belagerten auf:

Pres es lo castels e'l sala,
mas qu'en la tor es l'artilha,
on Jois e Jovens e silha
son jutjat a pena mala.
E usquecs crida: fuecs e flama,
via dinz e sia priza!
Degolem Joi e Joven
e Proeza si'auciza . . .
Preza es la francha cauza.

Alle verfolgen *Proeza*, es bleibt ihr nichts übrig als sich in einem Kloster einzusperren. Alle Menschen sind lügnerisch geworden, und sie halten Freigebigkeit für Schande.

Betreffs dieser Schilderung ist zu sagen, dass nicht nur der Kampf der Tugenden der literarischen Tradition angehört, sondern dass auch das allegorische Schloss ein althergebrachtes literarisches Gut ist.

Nach Honorius Augustodunensis (Migne, 172, 1097) ist jeder Christ ein Schloss, in dem die Tugenden wohnen und sich gegen die Angriffe der Laster wehren: *Cujusque autem fidelis corpus castellum praedicatur, quod ab anima principe et populo virtutum inhabitatur, in qua contra exercitum viciorum decertatur. Hoc castellum a turba hostium exterius obsidetur.* Ib. 497: *In castello est turris alta, in qua contra hostes propugnacula, murus vero exterius, qui est tutella civibus interius. In qua turris alta, videlicet humilitas, pertingens usque ad coeli culmina . . . Murus vero exterius ejus castitas fuit.* Aelredus (Sermones, Migne, 195, col. 294) äussert sich in ähnlicher Weise über das Schloss der menschlichen Seele: *Militia est vita hominis super terram . . . Haec est pugna. Estote ergo fortes in bello . . . tenete vos in isto castello vestro, in ista domo vestra. Sunt enim in isto castello diversa loca et constitutum est, quis debeat unum locum servare et quis alium. Haec sunt duae optimae turres* (scil. Abstinentia und Vigiliae), *quibus defendimur contra ignita jacula Libidinis.* Das Schloss wird vom

Feinde belagert und es kann mit Hilfe von *Crudelitas* und *Avaritia* eingenommen werden (weiter folgt die Schilderung des Kampfes). Vgl. noch A. H., 21, 158: *Palatium animi duos habet angulos, super quos erigitur turris fortitudinis. Primum tenet angulum P r u d e n t i a vigilans* usw. Anselm (Migne, 158, 645) vergleicht die heilige Maria mit einem von allen Seiten belagerten Schloss, das von allegorischen Figuren geschützt wird.

In anderen Liedern von Marcabrun treffen wir, im Anschluss an die Klagen über den Verfall der Welt, immer wieder längere oder kürzere Anspielungen auf den Kampf der Tugenden und der Laster. Im Liede *Al son desviat* haben wir auch das Motiv der Blutsverwandschaft zwischen den moralischen Eigenschaften. Früher, sagt der Dichter, als *Jovens* Vater und *Amors* Mutter der Welt waren, wurde *Proeza* unterhalten; jetzt haben sich die Verhältnisse geändert und *Jois* und *Jovens* werden daher unterdrückt:

Tant quant bos Jovens fon paire
del segle e fin'Amors maire,
fon Proeza mantenguda . . .
Mas er l'ant avilanada
duc e rei et emperaire
E vei cum Jovens se tuda,
per que amors es perduda
e de joi deseretada.

Jois beklagt sich, dass *Malvestatz* sie verfolgt, dass *Proeza* verbannt ist und *Putia* in Ehre gehalten wird (*Per l'aura*). *Malvestatz* ist die Wurzel des Baumes der Unzucht. *Jovens* ist zu Grunde gerichtet worden: alle Stände sind durch *Escarsetatz* (Geiz) überwältigt worden; *Jovens* ist traurig, denn *Joi* ist weg und *Avoleza* (Niederträchtigkeit) hat alles besiegt; *Dreit* und *Fes* (Recht und Glaube) sind in der *Verbannung* (Nr. 39). *Jovens* ist von zwei Pfeilen, *Malvestatz* und *Cobeida* (Cupiditas) verwundet, die ihr nicht erlauben von den Krankheiten *Avoleza* und *Nualha* (Nichtigkeit) zu genesen.

Junge Leute werden von *Malvestatz* betrogen, daher nennt sich *Jovens* besiegt (*Al prim comens*).

Proeza wird gebrochen, *Avoleza* befestigt sich und hält *Joi* ausserhalb der Mauern; *Dreit* und *Razon* werden nicht mehr unterhalten (Nr. 9). *Jovens* wird schlecht (feunei' e trefana), *Donars* schwankt, *Valors guencilha* und *Malvestatz* bewahrt allein die Herrschaft (Nr. 21). *Malvestatz* ohne *Razo* wird üppig von ihrer Mutter genährt, *Amors* wird daher immer seltener. Der echte Diener der Liebe muss jedoch *Feunia* und *Sobreparlar* wegwerfen und *Pretz* und *Donar* zu sich nehmen; *Jovens* ist eingeschlafen; Malvestatz hängt an ihrem Hut und breitet sich aus, wogegen *Jois* verkümmert (Nr. 39). *Pretz* fällt herunter, *Avoleza* hält die Schlüssel der Macht und schickt *Proeza* in Verbannung (Nr. 33). *Escarsetatz* und *Engan* blühen überall, nirgends trifft man die Herrschaft von *Cortezia*, *Valor*, *Pretz*, *Bel Estar*, *Deport* (Nr. 34). In vielen anderen Liedern finden wir weitere Gegenüberstellungen der *Malvestatz* und anderer Laster wie *Avoleza*, *Enveja*, *Cobezesa* (12 bis und *Aujats de chan*), *Orguelhs*, *Noncura* (Nr. 28) und der Tugenden wie *Pretz*, *Jois*, *Jovens*, *Bon'Aventura* (28, 29), *Honors*, *Valors* (31), *Cortezia* (33), *Proeza*, *Deport* (34, 35), *Mezura* (*Cortezamen vuolh*) usw.

Wenn wir die Personifikationen von Marcabrun näher betrachten, so können wir feststellen, dass seine Laster ohne weiteres auf die althergebrachten kirchlichen Begriffe zurückgehen: Malvestatz-Malitia; Cobeida, Cobezesa-Cupiditas, Enveja-Invidia, Orguelh-Superbia, Escarsetatz-Avaritia, Putia-Fornicatio, Engan-Fraus, Sobreparlar-Multiloquium, Noncura-Otiositas. Nur Avoleza und Feunia als generalisierende Bezeichnungen für die menschliche Schlechtigkeit sind der Umgangsprache entnommen.

Anders verhält es sich mit den Personifikationen der Tugenden. Diese stammen bei Marcabrun aus anderen Quellen. Einige unter ihnen, die nur gelegentlich gebraucht werden, wurden zwar der christlichen Tradition entnommen (Dreit-Jus, Fes-Fides, Razo-Ratio, Donars-Largitas) und bes. der

Begriff Amors (Fin' Amors), mit dem die christliche Charitas gemeint ist. Der Hauptkomplex der Personifikationen der Tugenden steht jedoch ausserhalb des christlichen Kanons der Virtutes. An der Spitze der Tugenden befinden sich *Jovens* und *Jois* (Jugend und Freude) d. h.solche Begriffe, die mit der christlichen asketischen Lehre nicht vereinbar sind. *Deport* (Aufwand), *Cortezia*, *Pretz*, *Honor* u. a. sind ebenfalls Begriffe der höfischen, nicht der kirchlichen Weltanschauung. Wir können zwar keinen Zweifel darüber hegen, dass auch diese Begriffe von Marcabrun weniger im weltlich-gesellschaftlichem als im moralisch-religiösen Sinne aufgefasst wurden; denn unser Dichter kennt nur einen Rahmen, in den er alles einordnet und unterstellt, der in der Zweiteilung aller Dinge: in moralisch gute und moralisch schlechte besteht. Die zu lösende Frage ist aber die, warum der Dichter, der so fest mit der literarischen christlichen Tradition verwachsen ist, für sein System der Tugenden andere Bezeichnungen nimmt, als diejenigen, die wir bei den Kirchenvätern antreffen.

Diese Frage ist sehr leicht zu beantworten. Marcabrun als Denker wurzelt zwar in der christlichen Literatur, als Dichter steht er aber unter dem stärksten Einfluss Wilhelms des IX., der einerseits Begründer der Trobadorkunst, andererseits unmittelbarer Lehrer von Marcabrun war. Eben von Wilhelm hat Marcabrun die wichtigsten und die gebräuchlichsten Bezeichnungen der Tugenden entliehen. Die Personifikationen *Jovens* und *Jois* werden von Marcabrun meistenteils nebeneinander gebraucht. Das erklärt sich dadurch, dass Wilhelm IX. diese beiden Begriffe verbunden hat (*Companho: E de joi e de joven*). Auch andere Ausdrücke wurden zuerst von Wilhelm gebraucht, vgl. *Pus de chantar: de Proeza e de Joi fui* und *Joi e Deport*. Die Marcabrun'sche Gegenüberstellung von *Pretz* und *Malvestatz* kommt ebenfalls zuerst bei Wilhelm IX. (*Companho*) vor. Auch *Pretz* ist ein Ausdruck von Wilhelm (*Mout: sos Pretz tener en car*). Der lebensfrohe Wilhelm gebrauchte seine Ausdrücke natürlich im

weltlichen und höfischen Sinne. Er besang die Jugend und Freude und gesellschaftliche höfische Tüchtigkeiten in ihrem direkten Sinne. Seine Lieder hatten sehr grossen Erfolg und seine Ausdrucksweise wurde von seinen Schülern übernommen. Marcabrun war jedoch zu originell und zu selbständig, um bloss nachzuahmen. Er übernahm die Ausdrücke von Wilhelm, gab ihnen aber neuen, christlich-moralischen Sinn und verband sie mit dem traditionellen System der christlichen Weltanschauung mit ihren Vorstellungen von diesem Leben als Vorbereitung auf das jenseitige.

So hatte er zur Bildung desjenigen blumigen, verschiedenartigen und widerspruchsvollen Ganzen beigetragen, das wir den Kodex der höfischen Moral nennen, und das ein Amalgam von höfisch-weltlichen und christlich-asketischen Zügen darstellt.

Alles, was wir in dieser Hinsicht bei den späteren Trobadors treffen, geht direkt oder indirekt auf die Dichtung Marcabruns und teilweise auf die von Wilhelm zurück. Die althergebrachte christliche Weltanschauung und die Dichtung von Wilhelm haben Marcabrun Material zur Ausbildung der spezifischen Auffassungen gegeben, die wir trobadorisch nennen, weil sie bei allen späteren Trobadors vorkommen, die aber ihrem Ursprung nach »Marcabrunisch» genannt werden sollten.

Marcabruns Nachfolger

Die erste dichterische Generation nach Marcabrun steht unter besonders starkem Einfluss dieses Dichters. Wir hören immer wieder Klagen darüber, dass *Jois* und *Jovens* nicht mehr gepflegt werden, dass ihren Platz *Malvestatz*, *Avoleza*, *Cobeida* usw. eingenommen haben, dass der Kampf der guten und der bösen Eigenschaften zum Untergang der Tugenden führt.

Cercamon (*Ab lo pascor*) sagt, dass *Jovens* gebrochen wird und fliehen muss, dass ihren Platz *Malvestatz* eingenommen hat; dass die schlechten Diener der Liebe *Pretz* und *Joven*

verjagt haben, weswegen *Proeza* verschwunden ist; dass *Escarzetatz* die Barone im Schloss von *Abais* (Erniedrigung) eingeschlossen hat, so dass die Welt in jeder Hinsicht im Verfall begriffen ist (*Puois*). Im Klagelied auf den Tod des Grafen von Poitou sagt er, dass *Jois* sinkt, *Malvestatz* steigt, und *Proeza*, *Pretz* und *Donars* gestorben sind.

Bernart Marti beklagt sich, dass die schlechten Menschen *Pretz*, *Valor* und *Joven* erniedrigen (*Bel m'es la flors*); dass Joven selbst unzuverlässig geworden ist, dass die Lügner herrschen (*Lengua forcat* — aus Marcabrun) und die Gerechtigkeit verfällt (*A, senhors*).

Esperdut (*Qui no*) gebraucht die Personifikationen von Marcabrun:

Qu'el cor li jatz
Escarsetatz
e Malvestatz
sa maire,

und erhebt Klagen gegen die schlechten Barone.

Nach Alegret sind alle Menschen so schlecht geworden, dass man unter tausend kaum einen einzigen Mann ohne Makel findet; weiter folgen Personifikationen in der Art von Marcabrun:

Joven vei fals e flac e sec,
c'a pauc de Cobeitat no fen . . .
Qu'anc Proeza d'un dia no fon Senz . . .
Largetatz si planh d'un mal sec . . .
Escarzetatz, una vertutz tenenz
que creis aitan entre'ls plus rics e crec . . .
(*Ara*)

Bernart de Venzac (*Iverns*) klagt über den Verfall der Welt, prophezeit das Nahen des jüngsten Gerichtes und spricht von der Herrschaft der Luxuria, Orguelh und dem Sinken der Lialtat (*Plus vei*).

Unter starkem und direktem Einfluss von Marcabrun steht Peire d'Alvernha. Er preist *Joi* und *Joven* (*Lo fuelhs*)

und sagt, dass *Pretz* stumm, taub und scheeläugig geworden ist, so dass sie jeder mit Füssen tritt. Ueber die Menschen, die in der Macht des Lasters sind, herrscht *Avoleza* (*Bel m'es qu'ieu*). Er stellt die schlechten Eigenschaften *Ira*, *Embroncar* (Trübsinn), *Cobezesa*, *Avol Parven* den Tugenden *Proeza* und *Gaug* gegenüber *(L'airs)*.

Raimbaut d'Aurenga war kein Moralist, ihm lagen die moralischen Tendenzen Marcabruns ganz ferne. Er stand aber unter dem starken literarischen Einfluss von Marcabrun, und so hat er unter anderen Kunstgriffen auch die Personifikationen Marcabruns entlehnt. Sein Lied *Cars douz* ist eine Bearbeitung der Marcabrun'schen Idee vom Kampf der guten und der bösen Eigenschaften im Menschen.

Der Dichter will dem *Joi* dienen, die keinen Betrug kennt, und vermeidet die falsche *Amistat*. Was *Jois* lauter macht, wird durch *Malvestatz* rostig. *Joven* wird von *Malvestatz* umschlossen, und *Jois* befindet sich im Kampf mit *Ira*. Durch schlechte Menschen wird *Pretz* betrunken gemacht, daher ist *Jois* gebrechlich und schartig geworden. *Malvestatz* verwundet die Menschen, *Pretz* ist schwach. Trotzdem hofft der Dichter, dass *Pretz* und *Jois* zu neuem Leben erwachen. Er begibt sich nach Barcelona zu seinem Gönner, wo *Pretz* wohnt. Das ganze Lied stellt ein Reimkunststück dar, in dem die lautliche Instrumentierung und gesuchte Ausdrucksweise das Hauptziel der dichterischen Bestrebung bilden und die Marcabrun'schen Begriffe und Auffassungen nur als Canevas dienen, auf dem Raimbaut sein formelles, dichterisches Können zeigt.

Das Lied von Raimbaut d'Aurenga *Cars douz* wurde später äusserlich und inhaltlich von Gavaudan nachgeahmt (*Lo mes*). *Malvestatz* ist Feind von *Proeza* und *Sens*, die sie mit Füssen tritt und erwürgt. Schlechte Menschen gehen mit *Freoldat* zusammen, und der Dichter droht ihnen mit Höllenstrafen (*Lo mes*). Am Hofe des Gönners des Dichters verschanzt sich *Pretz* vor *Erguelh* (*A la plus*).

Die grossen Liebesdichter des 12. Jh. konnten dem Einfluss Marcabruns ebenfalls nicht entgehen. Auch bei ihnen

finden wir Klagen über den allgemeinen Verfall, wobei Marcabrun'sche Personifikationen als unentbehrliches Ausdrucksaggregat gebraucht werden. Sie verweltlichten jedoch in mancher Hinsicht die Marcabrun'schen Auffassungen und kehrten auf diese Weise zu dem Ausgangspunkt der Entwicklung zurück, indem sie den von Wilhelm eingeführten Begriffen *Joi*, *Joven*, *Amor*, *Pretz* usw. ihren ursprünglichen weltlichen Sinn zurückgaben. Bernart de Ventadorn, Peire Vidal, Bornelh fassten die Klagen über den allgemeinen Verfall im weltlichen Sinne auf und begannen, von dem Verfall des schönen gesellschaftlichen Lebens, der alten Courtoisie, des Liebesdienstes, der Pflege der dichterischen Kunst, der alten Fröhlichkeit und Pracht der Höfe zu sprechen. Uebrigens wurden dadurch die moralischen Obertöne von Marcabrun nicht gänzlich verdrängt, auch den genannten Liebesdichtern sind die Klagen über den Moralverfall im christlichen Sinne nicht immer fremd.

Bernart von Ventadorn (*Ara no*): die Zeit ist überdrüssig geworden, es gibt nunmehr wenig höfische Leute, da alle der falschen Liebe huldigen; »die Welt stirbt und verfällt» (mor e dechai), die gute Liebe ist wegen der falschen Liebhaber in Verfall begriffen. Früher hatte man *Pretz*, *Onor*, *Laus* gepflegt; jetzt spricht man von der Liebe gar nicht; *Pretz*, *Cortesia*, *Solatz* werden vernachlässigt, und *Enjans* (Betrug) tritt überall in Erscheinung (*Ges de chantar*).

Auch Peire Vidal betrachtet Alles unter dem Aspekt des Liebesdichters. Die Welt ist verkehrt geworden, und der Dichter verliert nur deshalb nicht den Mut, weil er von Joi geleitet wird. *Jovens*, *Valors*, *Pretz* sind tot, überall herrscht *Malvestatz*, die die Welt besiegt hat (*A per pauc*). Die von *Escarsetatz* geborene *Malvestatz* hat die Menschen im Spiel betrogen (*Tant mi platz*).

Jovens hüpft und tanzt wegen der Schönheit der Geliebten des Dichters (*Car'amiga*). Im Schloss der Herrin des Dichters wohnen nur *Amors* und *Jois* und alles, was zu Pretz gehört.

Die Herrin wird von *Sens* und *Pretz* geleitet, und der Dichter selbst wird von *Jovens* und *Amors* unterstützt (*Be'm pac*).

Valors, Pretz und Vergnügen der Liebe werden von bösen Verrätern bekriegt, so dass nur Verbrechen und falscher Schein zurückgeblieben sind (*Bels amics*). Singen, Freude, Höfe, Geschenke, Empfänge, Liebe sind verschwunden. Betrüger haben mehr Erfolg als die Ehrlichen (*Baros*).

In religiösen Liedern kommen bei Peire Vidal Klagen über den Verfall der Welt mehr im moralisch-religiösen Sinne vor. Die Welt ist von *Galiamen* und *Engan* (Betrug) ergriffen. Man trifft kaum noch *Dretz* und *Fes* (Recht und Glaube). Jeder bemüht sich, den anderen zu verraten und sich auf seine Kosten zu bereichern (*Baros Jesus*). *Jovens* wird schlecht betreut und *Pretz* von schlechten Baronen verraten (*Deus*).

Auch bei Bornelh finden wir häufige Klagen über den Verfall der höfischen Geselligkeit, Freude und Dichtkunst. *Jois e Chans e Pretz* e *Galaubia* werden vernachlässigt, die Reichen pflegen kein frohes vergnügtes Leben mehr. Trotzdem ist es gut, *Joi* nicht zu vernachlässigen und *Malvestat* und *Engan* zu vermeiden (41). Obgleich die Höfe und gute höfische Sitten verfallen, gefallen dem Dichter wie früher Gesang und Lärm und Ritterlichkeit (42). Die Reichen schlagen *Pretz* und *Bobans* in die Flucht (48). *Jovens* ist halb tot, *Jois* stirbt ab, *Amors* verwandelt sich in Abscheu (50). Das frohe höfische Leben der früheren Zeit ist nicht mehr da, Tourniere und Fröhlichkeit sind vorbei, *Solatz* ist eingeschlafen und *Pretz* ist in der *Verbannung* (65, 68). *Cortesia* wird durch *Vilanatge*, Freigebigkeit durch Raubsucht ersetzt (63, 69). Gesang, Freude, Vergnügen sind in Vergessenheit geraten (64, 72, 73). Jovens ist zu Grunde gerichtet, Freude ist in Trauer verwandelt (55).

Dieselben Klagen bekommen eher einen moralischen Einschlag in seinen religiösen Liedern: Die Welt ist eingeschlafen, ihre Wurzeln vertrocknet, das Böse gewinnt an Kraft. Die feste

Burg, in der *Maleza* geboren wird, und die Mauern und das Gelände werden von *Tort* und *Biais* (Unrecht) besetzt. Diese haben *Dos* (Geschenke) und *Convitz* (Gastfreundschaft) verdrängt (60).

Valors, *Pretz*, *Jois* verfallen (43). *Costans* (Beständigkeit) ist zu Grunde gegangen, daher erheben sich *Valors e Largetatz* (Freigebigkeit) nicht mehr (44).

Bei Bornelh haben wir übrigens leichte Ansätze zu der besonderen bildlichen Sprache, die sich später bei den Nordfranzosen, bei den grands rhétoriqueurs üppig entfaltet, zur Zergliederung des psychischen Gehaltes des Innenlebens und Personifizierung aller menschlichen Eigenschaften:

Era'm combat sobrevolers
e sobramars e bon dezirs
e fa'm chassar sobrenardirs
e foleiars e no-devers,
so que no tanh a ma valor.
(6)

Bei den Trobadors bekommt diese Ausdrucksart keine Verbreitung. Bei Riquier und einigen anderen Dichtern treffen wir zwar Beispiele von Personifikationen psychisch-ethischer Begriffe ausserhalb der von uns betrachteten Marcabrun'schen Motive. Sie erreichen aber, mit Ausnahme des angeführten Beispiels von Bornelh, nicht die Stufe einer absichtlich gepflegten künstlerischen Darstellungsart.

Um auf unser Thema zurückzukommen, bemerke ich, dass das von B. de Ventadorn, P. Vidal und besonders von Bornelh eingeführte Motiv der Klagen über den höfischen Verfall der Welt und Herabsetzung der Dichtkunst und des Liebesdienstes von den Dichtern des 12.—13. Jh. sehr gerne widerholt wurde.

Pistoleta ist traurig darüber, dass die Dichtkunst nicht so wie früher geschätzt wird, dass frohe Menschen traurig und freigebige geizig geworden sind, dass *Erguelh* und *Humilitatz*, *Franquesa* und *Malvestatz* nicht mehr auseinander gehalten

werden *(Mantal)*. Nach G. Magret liebt keiner jetzt *Pretz* ohne Betrug, und die Dichtkunst (coblas ni arrazos ni sirventes) hat keinen Wert mehr, da die Welt ganz zerstört ist (*Aiga*).

Nach G. Faidit haben *Engans* und *Malvestatz* das Singen, Freude, Frauendienst, Freigebigkeit, *Cortezia*, *Pretz*, *Amor* so erniedrigt, dass der Dichter ganz verzweifelt ist. Alles Böse kommt davon, dass jetzt keine guten Liebhaber und treue Geliebten mehr vorhanden sind. Die Welt war gut, als die treue Freundshaft herrschte. Als aber die Liebe durch Leichtsinn ersetzt wurde, wurde Jois fallen gelassen und Joven erniedrigt (*Chant e deport*).

Im 13. Jh. finden wir eine breite Ausführung des Motives des Kampfes der Tugenden und der Laster im Zusammenhang mit dem Motiv des Verfalls der Welt bei Peire Cardenal. Dieser Dichter besass ausgedehnte lateinische Bildung und war mit der kirchlich-lateinischen Ideenwelt seiner Zeit vollkommen vertraut. Nach Marcabrun war er der einzige Dichter, der bei seiner Schilderung des Kampfes der Tugenden und der Laster direkt aus der mittellateinischen Literatur schöpfte. *Falsetatz* und *Desmezura* haben Krieg gegen *Veritatz* und *Drechura* unternommen. *Falsetatz* besiegt *Lialeza*, *Avareza* bekämpft *Largueza*, *Feunia* bedrängt *Amor*, *Malvestatz* überwindet *Honor*, Sünde — die Heiligkeit, Betrug (*Barat*) — *Simpleza* (*Falsedat*). Dieses Bild steht im genetischen Zusammenhang mit Prudentius. Im Liede *Caritatz* haben wir dagegen eine Disputatio der Tugenden und der Laster im Geiste des Pseudo-Augustinus. Hier lesen wir von *Caritatz*, die von den Tugenden *Pietatz*, *Vertatz*, *Drechura*, *Merces*, *Sabers*, *Poders*, *Bontatz* beschützt wird; der Gott der Liebe, bewaffnet mit den Augen des Glaubes, kommt zu Hilfe. Als deren Gegner treten *Tortz*, *Mentirs*, *Engans*, *Cobeitatz*, *Orguelhs* auf. Die Laster raten der menschlichen Seele, *Malvestatz* zu dienen. *Dreitz* widerspricht und empfiehlt, in Gerechtigkeit zu leben. Weiter folgt ein Wortgefecht von *Tort* und *Dreit*, wobei jede Ansprache aus zwei Versen besteht.

Auch in anderen Liedern von P. Cardenal finden wir oft Klagen über den Weltverfall. *Malvestatz* steigt, *Valors* und *Cortezia* sinken. Alle Menschen lieben nur *Malvestatz* und halten *Lialeza* für ein Gespenst (*Un sirventes*). Früher herrschte die Wahrheit, man glaubte aufs Wort. Jetzt hegt jeder nur einen Wunsch: seinen Nächsten zu betrügen (wieder gegen die Fürsten und Geistlichen, *Tot atressi*). Falschheit hat den Platz der Gerechtigkeit eingenommen, *Cobeitatz* und *Malvestatz* gewinnen an Kraft und *Valors* und *Pietatz* verfallen (*Tals cuia*). Ähnliche Klagen finden wir bei ihm noch in den Liedern *Car motz* (gegen alle Stände), *De sirventes*, *Selh jorn*, *Totz*, *Quan cug* u. a.

Bei den anderen Dichtern des 13. Jh. treffen wir oft Klagen über den Verfall der Welt, kein Dichter bringt aber originelle Züge hinzu. Malvestatz und Cobeitatz kommen immer wieder als Quelle allen Uebels vor. Jois, Jovens, Pretz usw. sind die Standardtugenden, die nicht mehr gepflegt werden.[1]

---

[1] Cadenet (*Aitals*): Pretz wird herabgesetzt, Jovens ist verschwunden. Die Barone sind geizig geworden, daher sieht man keinen Aufwand, keine Geschenke, keine Empfänge mehr. Derjenige, der fremde Ochsen raubt, gilt als der Tüchtigste.

G. de S. Didier (*El temps*, Kreuzlied): Die Barone haben sich geändert. Daher ist die Welt traurig. Früher waren Sens, Pretz, Valors, Lialtatz Führer der Menschen, jetzt hat man dagegen keine Neigung für gute Taten.

Folquet v. Romans (*Quan cug*): Die Welt ist deswegen schlecht geworden, weil sich Malvestatz der Reichen bemächtigt hat. Pretz und Valors und Lialtatz sind daher düster geworden.

Klagen dieser Art finden sich weiter bei Guilhem Anelier de Tolosa (*Ar farai*, *El nom de Deu*, *Vera merces*); Montanhagol (*Non estarai*, *Leu chansoneta*); Bertran d'Alamanon (*Lo segle*, *Amics Guigo*); Peire Raimon de Tolosa (*Era pus*); Uc de Murel (*Ges*); Engenim Durre de Valentines (*Pois*); Bernart Sicart (*Ab greu*); G. Riquier (in vielen Liedern); Simon Doria (*Senh'en Jacme*); Perseval Doria (*Felon*); L. Cigala (*E mon*); Sordel (*Qui be'is*); Bonifaci Calvo (*Ab gran*, *S'ieu*); Godi (*S'il*), usw. Der Sinn aller dieser Klagen besteht darin, dass Cobeitatz, Enjans, Tracios, Malvestatz, Malafes, Orgoil, Desmezura, Nonfes die Herrschaft in der Welt erhalten und Pretz, Proeza, Vergonha, Solatz, Lialtatz, Drechura verdrängt haben.

Einige unter den späteren Dichtern weichen von dem Rahmen, den Marcabrun spannt, ab und schildern den sittlichen Verfall verschiedener Stände, z.B. Pons de la Garda (*D'un sirventes*), Folquet de Lunel (*Romans de mundana vida*), G. Fabre (*On mais*), P. Cardenal u. a.

Schlussfolgerungen. Die historische Untersuchung der Motive des Verfalls der Welt und des Kampfes der Tugenden und der Laster zeigt uns einerseits die engste ideologische Verbundenheit der Schöpfer der Trobadorkunst mit der mittellateinischen Literatur, andererseits die ausschlaggebende Bedeutung, die Wilhelm und Marcabrun für die Ausbildung der Trobadorpoesie gehabt haben. Die Wurzeln dieser Kunst lagen in der mittellateinischen dichterischen Tradition. Wilhelm und Marcabrun haben endgültige Formen ausgearbeitet und, was noch wichtiger ist, ihr einen eigentümlichen weltlich-frivolen und gleichzeitig spiritualisierten und asketischen Inhalt gegeben, der später von keinem provenzalischen Dichter verdrängt oder reformiert werden konnte.

Dimitri Scheludko

Protokolle des Neuphilologischen Vereins

Sitzung am 7. Mai 1938. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Professor Dr. A. Långfors.

§ 1. Die Protokolle vom 26. Februar und vom 15. März wurden verlesen und geschlossen.

§ 2. Fräulein Marjatta Tissari hielt einen Vortrag über das Thema: »Traits de mœurs dans un Arrêt d'amour de Martial d'Auvergne.»

§ 3. Schulrat Dr. Solmu Nyström berichtete über die Resultate der Reifeprüfung in der deutschen Sprache im Frühjahr 1938. Im Anschluss daran entstand eine Diskussion, an der sich Kanzler Suolahti, Professor Långfors, Schulrat Nyström, Oberstudienrat Östberg, die Studienrätinnen Peterson und Puolakkainen sowie Dr. v. Harlem beteiligten.

Sitzung am 24. September 1938. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Professor Dr. A. Långfors. Der Sitzung wohnte als Gast und als Vortragender Professor Dr. Conrad Borchling aus Hamburg bei.

§ 1. Der Vorsitzende hiess Professor Borchling in einer deutschen Ansprache willkommen.

§ 2. Professor Borchling hielt einen Vortrag über das Thema »Die Friesen und der skandinavische Norden.»

Sitzung am 29. Oktober 1938. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Professor Dr. A. Långfors.

§ 1. Die Protokolle vom 7. Mai und vom 24. September wurden verlesen und geschlossen.

§ 2. Zum neuen Mitglied wurde Professor Dr. Werner Wolf gewählt.

§ 3. Oberstudiendirektor Dr. Philipp Krämer hielt einen Vortrag über das Thema »Rainer Maria Rilke im Spiegel seiner Kriegs- und Nachkriegsbriefe.»

Sitzung am 26. November 1938. Den Vorsitz führte, in Abwesenheit des ersten Vorsitzenden, der zweite Vorsitzende Professor Dr. P. Katara.

§ 1. Das Protokoll vom 29. Oktober wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Oberstudienrätin Frl. Lyydia Alén teilte mit, dass man in interessierten Kreisen von Fachleuten die Frage nach einer neuen Neuphilologentagung behandelt und den Wunsch ausgesprochen habe, dass eine solche Tagung in einer nahen Zukunft stattfinden möchte. Auf den Vorschlag Frl. Aléns beschloss der Verein dem Gedanken prinzipiell zuzustimmen, die Verwirklichung aber von der Finanzierungsfrage abhängig zu machen. Die Vorbereitung der notwendigen Massregeln wurde einem Komitee übertragen, zu dessen Mitgliedern folgende Personen gewählt wurden: die Damen Oberstudienrätin L. Alén, Studienrätin I. Maliniemi, Studienrätin C. Rosenius und die Sprachlehrerin B. Solitander, die Herren Professor Dr. P. Katara, Oberstudienrat Dr. E. Ilvonen, Oberstudienrat Dr. E. Müller und der Sprachlehrer Cand. phil. W. I. Kataja, denen Schulrat Dr. S. Nyström als beratendes Mitglied beitreten solle.

§ 3. Professor Dr. Werner Wolf hielt einen Vortrag über das Thema »Der jüngere Titurel.»

Sitzung am 28. Januar 1939 (Jahressitzung). Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende Professor Dr. A. Långfors.

§ 1. Das Protokoll vom 26. November wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Der Schriftführer verlas den Jahresbericht für das Kalenderjahr 1938:

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das Kalenderjahr 1938.

In bezug auf die Tätigkeit des Vereins im Jahr 1938, dem 51. seines Bestehens, ist nichts von besonderer Bedeutung hervorzuheben, es sei denn die Initiative zu einer neuen Neuphilologentagung, die am Ende des Jahres ergriffen wurde. Abgesehen vom Jahresfest, das in herkömmlicher Weise am 15. März gefeiert wurde, fanden sechs Sitzungen statt, in denen folgende Fragen in Form von Vorträgen, Referaten, bzw. Berichten behandelt wurden:

Vorträge: Rolandinlaulu ja provencelainen »Sancta Fides» (»Das Rolandslied und die provenzalische »Sancta Fides»), am 26. Februar vom Stud. phil. Yrjö Nousiainen; »Traits de mœurs dans un Arrêt d'amour de Martial d'Auvergne», am 7. Mai von Stud. phil. Frl. Marjatta Tissari; »Die Friesen und der skandinavische Norden», am 24. September von Professor Dr. Conrad Borchling; »Rainer Maria Rilke im Spiegel seiner Kriegs- und Nachkriegsbriefe», am 29. Oktober von Oberstudiendirektor Dr. Philipp Krämer; »Der jüngere Titurel», am 26. November von Professor Dr. Werner Wolf;

Referate: »Ruotsinkielen opetuksen suuntaviivoja koulussa ja yliopistossa» (»Die Richtlinien des Unterrichts im Schwedischen in der Schule und an der Universität»), am 29. Januar von Oberstudienrätin Frl. Lyydia Alén;

Berichte: »Saksankielen ylioppilaskirjoitukset» (»Die Reifeprüfung in der deutschen Sprache»), am 7. Mai 1938 von Schulrat Dr. Solmu Nyström.

Wie man aus dem Verzeichnis ersieht, hatte der Verein im Jahr 1938 Gelegenheit, zwei ausländische Gelehrte als Vortragende zu hören, und zwar Professor Dr. Conrad Borchling aus Hamburg, der vom Verein als Gast eingeladen worden war, und Professor Dr. Werner Wolf, der gegenwärtig die Professur der deutschen Sprache an der Akademie zu Åbo bekleidet.

Die »Neuphilologischen Mitteilungen» erschienen im Jahr 1938 in vier Lieferungen (1/2, 3/4, 5/6, 7/8) mit 416 Seiten. Die Zeitschrift wurde, ausser an 214 Mitglieder und 87 Abonnenten (gegen 216 Mitglieder und 79 Abonnenten im Jahr 1937) unentgeltlich an 158 Institutionen, Zeitschriften und Personen im In- und Auslande gesandt (im J. 1937: 155). Zur Bestreitung der Druckkosten der N.M., die sich für das Jahr 1938 auf insgesamt Mk 34,195: 80 beliefen, stand dem Verein, ausser der jährlichen Staatsunterstützung im Betrage von Mk 26,000: – , Mk 16,000: — aus dem Gewinn der Geldlotterie zur Verfügung.

Die Schriftleitung setzte sich zusammen aus dem ersten und dem zweiten Vorsitzenden mit dem Unterzeichneten als Redaktionssekretär.

Den Vorstand des Vereins bildeten Professor Dr. A. Långfors, erster Vorsitzender, Professor Dr. P. Katara, zweiter Vorsitzender, und der Unterzeichnete als Schriftführer und Kassenverwalter.

Åke Furuhjelm

§ 3. Mag. phil. Osmo Mäkeläinen brachte eine neue Theorie zur Deutung von Sampo in der Kalevala, im Anschluss an finnisches »sammakko» (Frosch). Auf den Vortrag folgte eine Diskussion, an der sich die Professoren Tarkiainen und Toivonen, Dr. Kiparski sowie der Vortragende beteiligten.

§ 4. Es fand die Wahl des Vorstandes statt. Der bisherige Vorstand, und zwar Professor Dr. A. Långfors, erster Vorsitzender, Professor Dr. P. Katara, zweiter Vorsitzender und der Unterzeichnete, Schriftführer und Kassenverwalter, wurde durch Zuruf wiedergewählt.

§ 5. Zu Revisoren wurden gewählt Frl. Lyydia Alén und Frl. Berta Solitander mit Frl. Margareta Chydenius und Frl. Carin Rosenius als Stellvertreterinnen, und zu Mitgliedern des Jahresfestkomitees Frau Elsa Puuska-Jäntti, Frl. Gunvor Krogerus, Frau Dagmar Lydén sowie die Herren Mag. Phil. Yrjö Härkönen und Mag. phil. Olavi Laitinen.

In fidem: Åke Furuhjelm

Mitteilungen

Der Dozent der romanischen Philologie an der Universität Turku, Dr. Walter O. Renkonen wurde zum ao. Professor daselbst ernannt.

Einheimische Veröffentlichung: Commentationes philologicae in honorem Arthur Långfors (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, L). Inhalt: 1. Bibliographie de M. A. Långfors (S. 3—38). 2. Holger Petersen Dyggve, Trouvères et protecteurs de trouvéres dans les cours seigneuriales de France: Vieux-Maisons, Membrolles, Mauvoisin, Trie, L'Isle-Adam, Nesle, Harnes (S. 39—247). 3. Arvid Rosenqvist, Über die Wanderungen romanischer Fremdwörter im Deutschen (S. 249—466). 4. Hans-Friedrich Rosenfeld, Glück auf! Zur Geschichte eines Grusses (S. 467—489). 5. Emil Öhmann, Der italienische Einfluss auf die deutsche Sprache bis zum Ausgang des Mittelalters (S. 491—505). 6. Y. H. Toivonen, Vielfrass (S. 507—513). 7. V. Kiparsky, Baltogermanica: Baltendeutsch *Kalkun* 'Truthuhn'. Baltendeutsch *rytsagen* (S. 515—523). 8. Pekka Katara, Das französische Lehngut in den mittelniederdeutschen Denkmälern des 13. Jahrhunderts (S. 525—591). 9. Hugo Suolahti, Die luxemburgischen Partizipformen (S. 593—600).

T. E. Karsten zum Gedächtnis

Im September des vorigen Jahres schied Prof. emeritus T. E. Karsten aus dem Leben, der sich durch fleissige und vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit einen bleibenden Platz in der Geschichte der neuphilologischen Forschung in Finnland erworben hat. Der Tradition des Neuphilologischen Vereins gemäss wollen wir in unserer Zeitschrift dem Andenken dieses langjährigen Mitgliedes eine kurze zusammenfassende Betrachtung widmen.

Torsten (Tor) Evert Karsten wurde am 20. August 1870 in Orivesi als Pfarrerssohn geboren. Später siedelte die Familie nach Ny Karleby über, wo der Vater als Gymnasiallehrer tätig war. Die Karstens gehören zu den alten Kulturgeschlechtern Finnlands, die ihre Ahnen von Deutschland herleiten. Der Stammvater dürfte ein im 16. Jh. von Lübeck nach Wiburg eingewanderter Kaufmann sein. Früh machen sich aber auch wissenschaftliche Bestrebungen in diesem Geschlechte bemerkbar. Schon im 17. Jh. ist ein Bischof namens Karsten bekannt. Der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Pilzforscher sehr bekannte Botaniker Petter Adolf Karsten war ein Vetter von Tor Karstens Vater.

Das Elternhaus war schwedischsprachig. Aber in Orivesi und anderen rein finnischen Gegenden, wo Tor Karsten sich in seinen Jugendjahren längere Zeiten aufhielt, lernte er das Finnische vollständig beherrschen, was wohl später für seine finnisch-ugrischen Studien von Bedeutung war.

Student wurde Karsten nach Durchlaufen des Gymnasiums in Vasa im J. 1888, das Kandidatenexamen der Philosophie legte er mit den höchsten Noten in Nordisch, Sanskrit und Finnisch schon nach vier Jahren ab. Nach weiteren drei Jahren legte er seine Dissertation vor und hatte also, 25 Jahre alt, die akademischen Studien beendet. Wie es aber bei uns damals beinahe in der Regel geschah und auch heute noch häufig genug vorkommt, konnte auch ein so begabter Schüler wie

Karsten aus wirtschaftlichen und anderen Gründen die Gelehrtenlaufbahn nicht unmittelbar antreten, sondern musste sich anfangs durch praktische Unterrichtstätigkeit ernähren, um dabei, soweit es ging, sich auch wissenschaftlich zu betätigen. So finden wir ihn als Lehrer an der Kadettenschule in Hamina, an einem Handelsinstitut und später am Schwedischen Reallyzeum in Helsinki. Obgleich er nicht lange nach Erscheinen seiner Dissertation mehrere grössere Untersuchungen veröffentlicht, wird er erst im J. 1908, also 15 Jahre nach seiner Doktorprüfung, Dozent an der Universität Helsinki. Im folgenden Jahre wird ihm vertretungsweise die Professur der germanischen Philologie anvertraut, im Jahre 1913 wird er endlich zum ausserordentlichen Professor dieses Faches ernannt. Jahrelang vertritt er dann später neben seinem eigenen Amt auch den Ordinarius der Germanistik in einer Zeit, in der mit diesem Auftrage wegen grosser Schülermengen eine schwere Arbeitsbürde verbunden war. Daneben hat er aber noch Zeit gehabt, ein paar Jahre lang die Germanistik auch an der Åboer Akademie zu vertreten. 1929 sattelt Karsten sozusagen um, indem er sich um das Ordinariat der nordischen Philologie an der Universität Helsinki bewirbt und 1930 diesen Posten erhält. 1937 nahm er dann emeritiert seinen Abschied und lebte seitdem im Ruhestand. Seine Gesundheit war schon lange nicht besonders stark, hatte ihm aber fortwährende Arbeitsfähigkeit gegönnt. Als der Tod ihn unerwartet ereilte, stand er inmitten unvollendeter Arbeiten und umfangreicher Forschungspläne.

Dieser einfache äussere Rahmen eines Gelehrtenlebens umfasst eine rege Tätigkeit. Ausser beruflichen Aufgaben sind noch zahlreiche Studien- und Forschungsreisen zu erwähnen, ferner eine Menge von Aufträgen verschiedener Art, die Karsten als Wissenschaftler oder aus sonstigen Veranlassungen ausführte. Sein lebendiges Verhältnis zur Forschungsarbeit machte ihm eine persönliche Fühlungnahme mit den Fachgenossen besonders erstrebenswert. Deshalb war er ein oft gesehener Teilnehmer an Kongressen, auf denen er auch nicht selten als

Vortragender auftrat. Er war Urheber der »Kommission für die Untersuchung der schwedischen Mundarten und der schwedischen Kultur in Finnland» und eine Zeit lang ihr Vorsitzer, er gehörte als aktives Mitglied verschiedenen sprachwissenschaftlichen Vereinen an. Auch war er bereit, seine flüssige Feder oder seine bewährte Redekunst zur Verfügung zu stellen, wenn es galt, etwa Probleme seines Forschungsgebietes in volkstümlicher Form bekannt zu machen oder Ergebnisse der Sprachwissenschaft aufs praktische Leben anzuwenden.

Karsten war ein Forscher vom reinsten Wasser. Die Wissenschaft war ihm alles in allem und nahm seine ganze Persönlichkeit in Anspruch. Daher kam seine feste Überzeugung von der Richtigkeit eigener Anschauungen und seine oft ablehnende Haltung gegen Andersdenkende. Die akademische Lehrtätigkeit befriedigte ihn wenig, soweit es sich um Übungen und Prüfungen handelte, dagegen nahm er immer regen Anteil an selbständigen Untersuchungen seiner Schüler und hat als wissenschaftlicher Berater auf unsere jüngere Nordistengeneration einen nachhaltigen Einfluss ausgeübt.

Das Lebenswerk Karstens liegt ohne Zweifel in seiner literarischen Produktion.[1] Sie ist jedoch so vielseitig und umfangreich, dass sie hier nur in ihren Hauptergebnissen angeführt und gewürdigt werden kann. Karsten fesselten vor allem altgermanische Probleme. Er begann als Nordist, behandelte dann auch kontinentalgermanische Fragen, wurde aber durch diese wiederum auf das speziell Nordische zurückgeführt. Durch die Erforschung der Nachbarbeziehungen der Germanen stiess er auf die germanisch-finnischen Berührungen, denen er andauernd grosse Aufmerksamkeit gewidmet hat. Schon in jungen Jahren hatte er sich für die schwedischen Mundarten seiner österbottnischen Heimat interessiert und darüber auch eigene Sammlungen angelegt. Im Alter rückten diesbezügliche Aufgaben immer mehr in den Vordergrund seiner wissenschaft-

[1] Die vollständigste Bibliographie (200 Nummern) in Folkmålsstudier IX, Helsingfors 1943.

lichen Tätigkeit. Auf diesem Gebiete hat er auch junge Mitarbeiter um sich gesammelt und unter ihnen Schule gemacht.

Karsten war in erster Linie Wortforscher. Veröffentlichungen wie der kleine Aufsatz über die Scheidung der kurzen *e*-Laute im Mhd. (Paul-Braune-Beitr. 28, 1902) oder die Textausgabe der mhd. poetischen Paraphrase des Buches Hiob (Deutsche Texte des Mittelalters XXI, 1910) sind in seiner Produktion Episoden geblieben. In seinen Untersuchungen aus dem Gebiete der Wortgeschichte und der Wortbildung beschränkte er sich jedoch nicht auf Einzeletymologien, sondern suchte vielmehr grössere Zusammenhänge aufzudecken, wobei er seinen Blick manchmal über die Grenzen seines eigenen Faches hinaus, auf das Gebiet der Nachbarwissenschaften, der Archäologie und der Volkskunde, richtete.

Karstens Erstlingsarbeit ist seine Dissertation »Studier över de nordiska språkens primära nominalbildning» (1895). Das Thema wird unter Heranziehung reicher Belegsammlungen eingehend behandelt. Gegen die Abhandlung wurden seinerzeit von verschiedenen Seiten Einwände gemacht. Besonders scharf hat sie H. Falk in Arkiv för nordisk filologi (XI, 1895) beurteilt. Abgesehen von zahlreichen Einzelheiten, die dieser bemängelt, findet er die ganze Darstellung insofern ungleichmässig, als darin einerseits zu viel geboten werde (sekundäres, vielfach jüngeres und in diesem Zusammenhange belangloses Material), andererseits wiederum die Vollständigkeit, besonders was die älteren Belege betrifft, viel zu wünschen übrig lasse (diese Bedenken sind übrigens auch gegen einige spätere Werke Karstens erhoben worden). In der erregten Debatte, die die Besprechung hervorrief, blieb Karsten seinem Kritiker die Antwort nicht schuldig.

Die zweite grössere Untersuchung Karstens hat zum Gegenstand die germ. *ē*-Verba (Zur Gesch. der *ē*-Verba im Altgerm. 3 Teile, 1897 ff.). Diese Arbeit, die ich als die wichtigste Leistung Karstens auf dem rein germanistischen Forschungsgebiet betrachten möchte, bringt eine sorgfältige Sammlung und Sichtung aller hierher gehörenden Verba und gestat-

tet eine Übersicht dieser Ableitungen in den germanischen Einzelsprachen. Sie ist auch von der Kritik im allgemeinen günstig aufgenommen worden.

Zu einer Art Handbuch ist Karstens Buch »Die Germanen» geworden, das zuerst 1925 als volkstümliche Schrift erschien, dann (1928) bedeutend erweitert in Pauls Grundriss der germanischen Philologie aufgenommen wurde, um endlich in einer verbesserten französischen Ausgabe noch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Es ist eine zusammenfassende Darstellung über frühgermanische Völker- und Sprachenverhältnisse. Besonderes Aufsehen hat darin Karstens Hypothese von einer nordostgermanischen Sprachgruppe im Baltikum und in Finnland erweckt, durch die er die Kontinuität einer altgermanischen Besiedlung dieser Gebiete glaubhaft machen will, eine Annahme, die jedoch nicht allgemein anerkannt worden ist und auf die er auch selber später verzichtet zu haben scheint.

Die germanisch-finnischen Berührungen hat Karsten in zahlreichen grösseren und kleineren Aufsätzen behandelt. Die wichtigsten, die zugleich eine Zusammenfassung bieten, sind etwa die folgenden: »Altdeutsche Kulturströmungen im Spiegel des finnischen Lehnwortes» (Idg. Forsch. 1909); »Die germanischen Lehnwörter im Finnischen» (Germ.-rom. Monatsschrift 1914); »Die Fortschritte der germanisch-finnischen Lehnwortforschung» (ebd. 1928); »Altgermanisches Sprachgut in ostbaltischen Ländern» (Balt. Lande I, 1938) und zuletzt »Finnar och germaner» (Folkmålsstudier IX, 1943). Meistens handelt es sich auch in diesen um Wortstudien. Unter den Fennisten gelten die Etymologien Karstens vielfach als zu kühn, nicht selten hat er aber auch glückliche Zusammenstellungen gebracht, und besonders gefördert hat er die Forschung durch seine Beiträge zur genaueren Chronologie der germanisch-finnischen Lehnbeziehungen.

Die Untersuchungen, die Karsten über die schwedischen Mundarten in Finnland veröffentlicht hat, überwiegen an Umfang und Reichhaltigkeit die übrigen Zweige seiner wissen-

schaftlichen Tätigkeit. Ihre Ergebnisse hat er hauptsächlich in den Bänden der von ihm selbst (1933) gegründeten und herausgegebenen Zeitschrift »Folkmålsstudier. Meddelanden från Föreningen för nordisk filologi i Helsingfors» (9 Jahrgänge) niedergelegt. Als wichtigste Materialsammlung aus dem Volksmunde und Archiven sind vor allem die zwei dicken Bände von »Svensk bygd i Österbotten. Nu och fordom. En namnundersökning» (1921 –1923) hervorzuheben. Auch in seinen dialektgeographischen Abhandlungen befasst sich Karsten in erster Linie mit Berührungsfragen, in diesem Falle mit der Frage nach dem Verlauf der Sprachgrenze zwischen Schwedisch und Finnisch in Österbotten. Ausserhalb der eigentlichen Nordistenkreise hat man sich besonders für seine Ausführungen über die Landhebung des Bottnischen Meerbusens als Ursache der Siedlungsverschiebungen und Sprachgrenzen interessiert.

Karstens reiche Produktivität erklärt sich aus seiner unermüdlichen Tätigkeit, seiner umfassenden Belesenheit und seiner lebhaften und schöpferischen Phantasie. Er erlebte die Entwicklung seines Faches mit wie nur wenige und nahm alle Neuerscheinungen äusserst angeregt auf. Mir persönlich fällt in diesem Zusammenhange z. B. die leidenschaftliche Begeisterung ein, mit der er vor etwa zehn Jahren zu den Funden der Weser-Runen Stellung nahm: sie liessen ihm keine Ruhe, ehe er sie trotz der langen Reise nach Oldenburg persönlich an Ort und Stelle in Augenschein genommen hatte. Aber die Leichtigkeit, mit der Karsten Ideen und Anregungen bei seinem feurigen Temperament aufnahm und in seiner Forschungsarbeit verwertete, barg auch Gefahren, denen er nicht immer entgehen konnte. Hauptsächlich aus diesem Grunde verdankt ihm die Forschung wenig feste Marksteine, aber um so mehr mannigfache und mühsame Rodungsarbeit.

Pekka Katara

Personnages historiques figurant dans la poésie lyrique française des XII[e] et XIII[e] siècles

XVII[1]

Thomas Herier et ses protecteurs

Un *descort* (ou lai), onze chansons d'amour, un jeu-parti échangé avec Gillebert de Berneville et, peut-être, un autre avec Guillaume le Vinier — voilà le bagage littéraire de Thomas Herier. Que vaut-il? Pas grand'chose, répond dès 1856 Paulin Paris:[2] »Ses vers ne manquent point d'élégance, mais ils n'offrent que d'agréables broderies sur les lieux communs d'amour.» Et, en faisant allusion à la chanson R. 1974 adressée à un *pui*, ou société littéraire, il continue: »Les princes du pui avaient peut-être de bonnes raisons pour les couronner; la postérité en a de meilleures encore pour les oublier.» Les critiques modernes ne peuvent que ratifier le jugement de Paulin Paris. Mais il convient d'ajouter que le principal intérêt de la production de Thomas Herier ne réside pas dans sa valeur littéraire. Il est dans le fait que ce poète a eu des relations avec des contemporains assez remarquables et mérite par là d'être pris en considération lorsqu'on cherche des éléments susceptibles d'éclaircir les rapports existant entre les chanteurs roturiers (Thomas Herier en était évidemment un) et les cours seigneuriales de l'époque.

Mais il y a lieu de préciser d'abord les données bibliographiques.

*

---

[1] Pour les articles précédents, voir *Neuphilologische Mitteilungen*, t. XXXVI, 1935, p. 1 et 65; t. XXXVII, 1936, p. 257; t. XLI, 1940, p. 12, 49, 118 et 157; t. XLII, 1941, p. 153, et t. XLIII, 1942, p. 7, 62 et 121.

[2] *Chansonniers*, dans l'*Histoire littéraire de la France*, t. XXIII, p. 804.

Les pièces, au nombre de douze, attribuées dans la *Bibliographie des chansonniers français* de G. Raynaud à Thomas Herier, ne sont jamais disputées par d'autres auteurs. L'attribution paraît ainsi assurée.

Le manuscrit *T* donne, sous la rubrique *Thumas Heriers*, une suite de huit pièces (fol. 132 v°—135 v°):

I (R. 186) *Un descort vaurai retraire*
II (R. 63) *Ainc mais nul jor ne chantai*
III (R. 44) *Ja ne lairai mon usaige*
IV (R. 1303) *Quant voi le tans repairier*
V (R. 1190) *Quant la froidure est partie*
VI (R. 1974) *Dieus, com est a grant dolour*
VII (R. 1096) *Tant ai amé et proié*
VIII (R. 2034) *Ne doi chanter de foille ne de flors.*

La table de *M* enregistre, sous le même nom, et dans le même ordre, une suite de sept pièces qui sont les mêmes que dans *T*, sauf que la première, le descort, manque:[1]

II (R. 63) *Ainc mais nul jor ne c*[*hantai*]
III (R. 44) *Ja ne lairai mon usa*[*ge*]
IV (R. 1303) *Quant voi le tans resp*[*airier*]
V (R. 1190) *Quant la froidure est par*[*tie*]
VI (R. 1974) *Dex, com est a grant dolor*
VII (R. 1096) *Tant ai amé et proié*
VIII (R. 2034) *Ne doi chanter de foilles* [*ne de flors*].

Mais toutes ces pièces ne se trouvent pas dans le corps du manuscrit. On sait qu'il a subi de nombreuses mutilations. Ainsi un feuillet a disparu avant le fol. 162 actuel, et avec lui, sauf la miniature qui se trouvait probablement en tête des chansons de Thomas Herier, les trois premières chansons de la série (nos n^{os} II—IV) et, de la quatrième (notre n° V) à peu

[1] Si *M* a omis le n° I, c'est peut-être parce que ce n'est pas une chanson d'amour mais un descort ou lai; le rédacteur du ms. a sans doute estimé que la place de cette pièce n'était pas parmi les chansons d'amour.

près tout le premier couplet avec sa notation.[1] Ainsi le corps même du manuscrit *M* ne comprend, dans son état actuel, (fol. 162 r° — v°) que les chansons V (R. 1190), incomplète du début. VI (R. 1974), VII (R. 1096) et VIII (R. 2034).

Des huit pièces dont il a été question jusqu'ici, les quatre premières (R. 186, R. 63, R. 44 et R. 1303) sont des *unica* de *T*, les trois suivantes (R. 1190, R. 1974 et R. 1096) se lisent aussi dans *M*, tandis que la dernière (R. 2034), figurant dans *M* et *T*, se retrouve encore dans le manuscrit *C*, qui en donne même deux copies, dont l'une (fol. 155) anonyme, l'autre (fol. 161) attribuée à *Thomes Heressiés.*

Thomas Heriers est encore l'auteur de deux chansons d'amour, *unica* du manuscrit *a* (fol. 105 v° —106 r°):

IX (R. 2022) *Nus ne set les maus d'amours*
X (R. 923) *E las, je me sui dounés.*

Des deux chansons qui restent à signaler, l'une se lit dans *K* (p. 274 b), dans *N* (fol. 135 v°a) et, anonyme, dans *O* (fol. 92 r° a):

XI (R. 467) *Onc ne seurent mon pensé.*

L'autre est un *unicum.* Elle se lit dans *K* (p. 287 b), isolée de la précédente:

XII (R. 2125) *Bien me sui aperceüz.*

A ces douze pièces s'ajoute un jeu-parti échangé entre Thomas Herier et Gillebert de Berneville. G. Raynaud l'a enregistré sous le nom de celui-ci. Il figure dans les manuscrits *Q* (fol. 325 r° b; anonyme) et *T* (fol. 34 r°; rubr. *Ghilebers de Berneville*):

XIII (R. 1191) *Thumas Herier, j'ai partie.*

Il est impossible de savoir avec certitude si à ces treize pièces sûrement authentiques on doit ajouter encore un jeu-parti échangé entre Guillaume le Vinier et un certain *Thumas*, contenu dans les manuscrits *C* (fol. 242 v°; anonyme), *M* (fol. 111 v° a; rubr. *maistre Williaumes* [*li*] *Viniers*), *R* (fol. 25 r°;

[1] Voir J. et L. Beck, *Le manuscrit du Roi*, t. II, Philadelphie, 1938, p. 70.

rubr. *Guillaume a Thoumas*) et *T* (fol. 31 v°; rubr. *maistre Williaumes li Viniers*):

R. 842 *Thumas, je vos voel demander.*

Ce Thomas pourrait en effet être identique à Thomas Herier, hypothèse émise notamment par M. Arthur Långfors.[1] D'autre part, on sait[2] que Guillaume le Vinier comptait parmi ses amis un certain Thomas de Castel, échevin d'Arras avant 1260[3], destinataire d'une de ses chansons (R. 32). Rien n'indique cependant que Thomas de Castel ait été poète lui-même. Nous sommes plutôt porté à croire que c'est Thomas Herier qui est le partenaire de Guillaume le Vinier, puisque non seulement il était poète mais avait cultivé précisément le genre des jeux-partis.

Des quatorze pièces dont nous venons de parler, nous n'imprimerons ici que les douze premières, en renvoyant le lecteur, pour ce qui est des deux jeux-partis, au *Recueil général des jeux-partis français* (R. 1191: t. II, p. 149; R. 842: *ib.*, p. 92).

*

Quant à l'époque de l'activité de Thomas Herier, le terminus ante quem de la portion essentielle de sa production est fourni par la date du manuscrit *M*. Ce manuscrit a été achevé avant 1270.[4] Ainsi les sept chansons énumérées tout à l'heure qui figurent à la table de ce manuscrit ont été composées peu avant 1270 au plus tard. Cinq de ces chansons contiennent des envois qui méritent d'être relevés.

---

[1] *Recueil général des jeux-partis français*, t. II, Paris, 1926, p. 92.

[2] Voir notre *Onomastique des trouvères*, dans *Annales Academiae scientiarum fennicae*, B, t. XXX, Helsinki, 1934.

[3] Voir Angelica Hoffmann, *Robert de le Piere, Robert le Clerc, Robert de Castel. Zur Arraser Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts*, Halle, 1917, p. 103.

[4] Voir J. et L. Beck, *o. c.*, t. II, p. 34.

Le destinataire de R. 1096 est le *sire dou Rués*, un homme jeune sans doute, à en juger par la teneur même de l'envoi

> Sire dou Rués, maintenir
> Devés amor et servir
> Vo dame sans removoir
> De vrai cuer dusk'au morir.

Parmi les prisonniers faits à Bouvines, en 1214 [1], on trouve *Wistasses de Rues*, c'est-à-dire *Eustache du Rœulx*, seigneur du Hainaut, le même qui figure souvent dans les chartes sous le nom d'*Eustacius de Rues*, *de Ruez*, *du Ruest*, *de Reu*, *Ustasse dou Rues*, etc., homme riche et puissant, puisque Philippe-Auguste, avant de le remettre en liberté, exigea des cautions montant au total de 3000 livres. L'Anonyme de Béthune, en le caractérisant, dit de lui qu'on le tenait »a molt haut homme et a molt faintisme» (très dissimulé). Sa patrie était Rœulx ou Le Rœulx, dans l'actuelle Belgique (prov. Hainaut, arr. Soignies), à dix kilomètres environ au sud de la ville de Soignies et siège d'une ancienne seigneurie. Cet Eustache seigneur du Rœulx *(dou Rués)*, eut pour successeur son fils qui portait le même nom. Dans les chansonniers le nom est écrit *dou Rues* et *du Ruet*, de même dans les documents historiques. Il est tout à fait probable que le destinataire était un membre de cette famille noble du Hainaut. Étant qualifié seigneur du Rués, il était vraisemblablement un descendant en ligne directe d'Eustache (I[er]) du Rœulx, probablement son petit-fils.

Cette hypothèse, toute plausible qu'elle paraisse, est cependant loin d'être assurée. La possibilité existe que la patrie du seigneur du Rués était l'une des nombreuses localités de la France du nord appelées Rœux ou Rœulx. Nous en connaissons cinq:

Rœulx (Nord, arr. Valenciennes, cant. Bouchain).
Rœux (même dép. et arr., cant. St-Amand, comm. Flines-lès-Mortagne).

---

[1] Voir Ch. Petit-Dutaillis, *Fragment de l'Histoire de Philippe-Auguste roy de France, chronique en français des années 1214 -1216*, dans *Bibliothèque de l'École des Chartes*, t. LXXXVII, 1926, p. 111.

Rœux (Pas-de-Calais, arr. Arras, cant. Vitry-en-Artois).
Rœux (ancien fief [1], même dép. et arr., cant. Vimy, comm. Avion).
Rœux-en-Gavrelle (anc. fief., même dép., arr. et cant., comm. Gavrelle).

Nous ne savons rien de l'histoire de ces cinq localités. Mais le fait que nous n'avons jamais rencontré leurs noms munis de l'article défini, forme qu'offre Le Rœulx en Belgique (avec cependant la variante *Rœulx*, sans article), semble parler en faveur de cette dernière localité.

Voici les envois des chansons R. 1190 et R. 1303, adressés à un seul et même personnage:

R. 1190 Tresorier,[2] tot abouté
Voi le siecle ens villonie,
Mais bien en vous monteplie.

R. 1303 Au gentil cuer, sans mentir,
T'en va, chançons, sans targier,
Si di au boin Tresorier
Ke on doit Amors servir
A som plaisir.

Pour l'identification du *Trésorier* la nomenclature de la poésie lyrique nous fournit deux candidats entre lesquels il faut choisir: le *Trésorier d'Aire* et le *Trésorier de Lille*[3]. Celui-là, fonctionnaire de l'église abbatiale de Saint-Pierre d'Aire-sur-la-

---

[1] Voir le comte A. de Loisne, *Dictionnaire topographique du département du Pas-de-Calais*, Paris, 1907.

[2] Mentionnons que A. Dinaux (*Trouvères jongleurs et ménestrels*, etc., t. II, 1839, p. 354), prenant *Tresorier*, le destinataire, pour l'auteur, a imprimé R. 1190 dans son chapitre consacré au *Trésorier de Lille*. Aug. Scheler, qui en a fait de même (*Trouvères belges*, nouv. série, Louvain, 1879, p. 141), exprime cependant (*l. c.*, et *ibid.*, *Notes explicatives*, p. 339) des doutes sur le bien fondé de cette attribution.

[3] Voir l'*Onomastique des trouvères*.

Lys [1], apparaît comme partenaire ou juge dans quelques jeux-partis où figurent avec lui notamment Jehan Bretel, Lambert Ferri, Cuvelier, Jehan de Grieviler et Dragon [2], ce qui nous le montre actif déjà vers le milieu du XIII[e] siècle et en rapports intimes avec la célèbre école d'Arras. Sur le Trésorier de Lille on ne possède aucun détail. Il ne nous est connu que comme auteur des deux chansons R. 652 et R. 2020. La seconde lui est d'ailleurs disputée par d'autres trouvères.

Il semble impossible de se décider avec certitude pour l'un ou l'autre de ces deux personnages. Le fait que Thomas Herier, ainsi que nous le verrons dans la suite, en dehors de ses relations avec le cercle d'Arras, était l'ami du trouvère Jacques de Cysoing dont la patrie était dans la proximité de Lille, ne rend que plus difficile la décision. Dans le cas où notre destinataire serait identique au Trésorier d'Aire, on aurait une date approximative de l'activité de Thomas Herier: il aurait pu, tout comme le Trésorier d'Aire, être actif dès le milieu du siècle.

Dans l'envoi de R. 1974, le poète présente son hommage aux membres d'un pui en ces termes flatteurs:

> Signor, chis puis senefie
> Honor, sens et cortoisie,
> Beaus mos, chans si esmerés
> C'om ne puist estre blasmés.

Les sociétés littéraires qualifiées »puis» sont connues surtout des villes d'Arras, d'Amiens, de Lille et de Valenciennes. De l'époque qui nous intéresse, on ne connaît guère les puis d'Amiens, de Lille et de Valenciennes qui, semble-t-il, n'apparaissent qu'un peu plus tard. C'est celui d'Arras qui est le plus anciennement connu. Est-ce celui-là qu'entend Thomas Herier? On n'en sait rien.

---

[1] Aire(-sur-la-Lys), Pas-de-Calais, arr. Saint-Omer, ch.-l. cant.

[2] Voir *Recueil général des jeux-partis français*, *Introduction*, p. XXXI.

Voici enfin l'envoi de R. 2034:

> Droit a Cyzon, cançon, vos en irés!
> A Jakemon dites ke mout soffrir
> Convient celi ki d'amors velt joïr.

Ce *Jakemon* qui habite *Cyson* est sans aucun doute monseigneur Jacques de Cysoing[1], connu comme auteur de dix pièces lyriques. L'une d'elles[2], R. 1305, adressée au »comte de Flandre», c'est-à-dire Gui de Dampierre, qui ne porta officiellement ce titre qu'après avoir fait hommage au roi de France en février 1252, ne saurait être antérieure à cette date. D'autre part elle n'a pas été composée non plus beaucoup plus tard, étant donné qu'elle paraît contenir des allusions au désastre de Mansourah (février 1250). Jacques de Cysoing était donc actif dès le milieu du XIII^e^ siècle.

Il nous reste à examiner les pièces qui ne se trouvent pas dans la liste précitée de la table de *M*. De celles-ci, au nombre de sept, il n'y a que trois, savoir la chanson R. 467 et les deux jeux-partis, qui nous fournissent de nouvelles indications.

R. 467 (*K N O*) a l'envoi que voici:

> Ma dame de Pontiz mant,
> La roïne, que chanté

---

[1] Cysoing, Nord, arr. Lille, ch.-l. cant. — Paulin Paris (*Histoire littéraire de la France*, t. XXIII, p. 632) dit de la famille de Jacques, »seigneur de Cisoing au temps de Saint-Louis», qu'elle était alors alliée aux sires de Couci et aux comtes de Mortaigne et que, deux siècles plus tard, elle se perdit dans la maison de Melun. Nos lectures ne nous ont révélé, outre Jacques, qu'un seul membre de cette famille, *Jean de Cisoing*, qui figure, dans un dénombrement de la noblesse du comté de Flandre, d'Artois et de Picardie qui combattit à Bouvines, parmi les »chevaliers-bannerets du comté de Flandre depuis le pays d'Artois jusqu'à l'Escaut» (voir P. Roger, *Noblesse et chevalerie du comté de Flandre, d'Artois et de Picardie*, Amiens, 1843, p. 112).

[2] Voir A. Jeanroy et A. Långfors, *Chansons satiriques et bachiques du XIII^e^ siècle*, Paris, 1921, Introduction, p. VII et X.

Ai por ce que conmandé
Le m'a: plus ne li demant
S'il li plest qu'oie mon chant.

Cette *dame de Pontiz*, appelée *roïne*, est facile à identifier: c'est Jeanne de Ponthieu, fille aînée de Simon de Dammartin et de Marie de Ponthieu, dame de Ponthieu depuis 1251 comme héritière de sa mère, et morte le 16 mai 1279. Mariée dès 1237 à Ferdinand III, dit *le Saint*, roi de Castille (en 1217) et de Léon (en 1230), qui mourut le 30 mai 1252, Jeanne convola en 1260 avec Jehan (III) de Nesle, seigneur de Falvy-sur-Somme.[1] Des dates données ci-haut il s'ensuit que notre chanson a nécessairement été composée dans l'intervalle entre 1251 et 1279. Mais on peut préciser davantage. Il est vraisemblable qu'après son second mariage, en 1260, Jeanne ne pouvait plus être appelée reine. Comme c'est probablement depuis son veuvage (1252) que Jeanne, revenue dans son domaine de Ponthieu, est entrée en relations avec les trouvères du Nord, on est sans doute autorisé à situer la composition de R. 467 entre 1252 et 1260.

Le jeu-parti R. 1191 (*Q T*) met Thomas Herier en relations avec *Gillebert de Berneville*[2]. Le sujet en est une plaisanterie. Gillebert lui demande s'il renoncerait à tout jamais, en échange de la fortune d'un Audefroi Louchart, aux pois au lard. Thomas répond par la négative: puisqu'il a le nécessaire, il choisit les pois. La mention d'*Audefroi Louchart*, riche bourgeois d'Arras, attesté comme banquier avant 1244, comme échevin en 1253 et mort vers septembre 1273[3], nous révèle un milieu qui semble purement arrageois. Cette impression est renforcée par le nom de l'un des juges proposés, *Mikiel le*

---

[1] Voir Mas Latrie, *Trésor de chronologie*, 1889, col. 1664 et 1736.

[2] Berneville, Pas-de-Calais, arr. Arras, cant. Beaumetz-les-Loges.

[3] Voir *Recueil général des jeux-partis français*, Introduction, p. XXXII.

Waisdier, actif comme échevin d'Arras vers 1260.[1] Tout cela fait croire que ce fut au troisième quart du XIII[e] siècle que Gillebert de Berneville exerça son activité poétique. C'est ce que nous indique aussi la présence, comme juge de Gillebert dans le jeu-parti R. 931 (*Recueil*, t. II, p. 153), de *Hue d'Arras*, figurant dans des documents de 1257 et 1268.[2] A la même époque nous mènent les juges de Gillebert dans un autre jeu-parti, R. 1075 (*Recueil*, t. II, p. 157), *la contesse* et le *châtelain de Beaumetz*.[3] La comtesse est très probablement Béatrice de Brabant, sœur du duc Henri III, veuve depuis 1251 de Guillaume de Dampierre. L'autre juge est soit Gilles II, seigneur de Beaumetz et châtelain de Bapaume[4] qui vivait encore en 1267, soit son fils Robert qui figure dans ces fonctions dans un document du 20 mai 1273.[5] Ajoutons que la chanson R. 1560 de Gillebert de Berneville, adressée à *Érart de Valery*, est antérieure à 1277, année de la mort de ce grand seigneur, ami et compagnon d'armes de Charles d'Anjou.[6] La seule des pièces composées par Gillebert susceptible d'être datée avec quelque précision est le jeu-parti R. 491 (*Recueil*, t. II, p. 162). Son partenaire, le *duc de Brabant*, est Henri III, duc de Brabant de 1248 à 1261. Des deux juges, l'un est le *comte d'Anjou*, c'est-à-dire Charles, frère de Saint-Louis, comte d'Anjou et du Maine depuis 1246, roi de Naples depuis 1265, l'autre, *le bon Raoul de Soissons*, est le trouvère. Comme ce dernier était parti en croisade au mois de juin 1248 pour n'en revenir qu'en février 1254[7], Gillebert a dû composer le jeu-parti entre cette dernière date et 1261, l'année de la mort du duc de Brabant. — Gillebert de

[1] Voir *Recueil général*, etc., Introduction, p. LI.

[2] *Recueil général*, etc., Introduction, p. XL.

[3] Beaumetz-les-Loges, Pas-de-Calais, arr. Arras, ch.-l. cant.

[4] Bapaume, Pas-de-Calais, arr. Arras, ch.-l. cant.

[5] *Recueil général*, etc., Introduction, p. LI.

[6] Voir Angelica Hoffmann, *o. c.*, p. 53.

[7] Voir notre article *Trouvères et protecteurs de trouvères dans les cours seigneuriales de France: Vieux-Maisons, Membrolles, Mauvoisin, Trie, L'Isle-Adam, Nesle, Harnes*, dans *Annales Academiae scientiarum fennicae*, B, t. L, 2. Helsinki, 1942.

Berneville, ami de Thomas Herier était donc actif dans le troisième quart du XIII^e siècle, et à cette même époque appartient évidemment aussi le jeu-parti que les deux amis ont échangé au plus tard en 1273, date du décès d'Audefroi Louchart.

Reste à examiner le jeu-parti R. 842, échangé entre *Guillaume le Vinier* et Thomas [Herier?], qui ne nous est conservé que comme un fragment de trois strophes. Avec les couplets suivants ont disparu aussi les envois contenant les noms des juges. Il ne nous offre d'autres indications utiles que les noms des partenaires. Mais on connaît la date de la mort de Guillaume le Vinier: il est décédé en 1245, au commencement de l'été.[1] Le jeu-parti est donc antérieur à cette date.

Résumons le résultat de notre enquête:

1) R. 44, R. 63, R. 1096 et R. 1974 sont antérieures à 1270,

2) R. 1190, R. 1303 et R. 2034 ont pu être composées déjà vers le milieu du XIII^e siècle,

3) R. 1191 peut être datée d'une époque sûrement antérieure à 1273,

4) R. 467 a été composée entre 1252 et 1260, et enfin

5) R. 842 ne peut pas être postérieure à l'été de 1245.

Du fait que, dans l'intervalle de 1252 à 1260, une grande dame comme la comtesse de Ponthieu, ex-reine de Castille et de Léon, s'intéressait à Thomas Herier et l'avait »prié de chanter», on peut inférer que, vers cette époque, ce trouvère jouissait déjà d'une certaine renommée. On peut donc se le représenter comme actif même plusieurs années avant cette date. Ainsi il aurait bien pu, en contemporain de Guillaume le Vinier, échanger un jeu-parti avec celui-ci dans les années 1240. En l'admettant, l'hypothèse de l'identité de Thomas, partenaire du jeu-parti R. 842, et de Thomas Herier paraît moins hasardeuse. Il semble donc qu'on a le droit de situer l'activité poétique de Thomas Herier entre 1240 et 1270 approximativement. Sa patrie picarde est attestée, outre par

---

[1] *Recueil général*, etc., Introduction, p. XLIV.

le milieu où, à en juger par les témoignages littéraires, s'est écoulée sa vie, encore par sa langue, parsemée de picardismes.[1]

Dans notre édition nous donnons d'abord la suite des huit chansons de *T*, dans l'ordre même du manuscrit, puis les deux chansons de *a*, enfin les deux chansons se trouvant l'une dans *K N O* et l'autre dans *K* seul.

I

Un descort vaurai retraire

(Raynaud 186)

Manuscrit: *T*, fol. 132 v°.[2] -- La musique, variant de strophe en strophe, est notée.

Edition: A. Jeanroy, L. Brandin et P. Aubry, *Lais et descorts français du XIII^e siècle*, texte et musique, 1901, p. 23.

Versification: Comme l'indique le poète lui même au vers 1, c'est un »descort» ou, ce qui revient au même [3], un lai. Des onze strophes qui le composent, six (I, III, V, VI, VIII, XI) sont monorimes, tandis que dans les cinq autres (II, IV, VII, IX, X) le nombre des rimes est de deux par strophe. Le copiste a indiqué, par des majuscules, le début des différentes strophes, répartition qui correspond à la structure musicale indiquée par M. H. Spanke.[4] Nous reproduisons ici son tableau indiquant la structure musicale et métrique de la pièce. Nous y avons cependant fait les rectifications suivantes. Pour la strophe I, M. Spanke a oublié d'indi-

---

[1] Relevons les traits dialectaux suivants: l'emploi au singulier de la forme courte *vo*, possessif de la pluralité (I, 33 et IX, 37 *en vo baillie*; VI, 43 *vo dame*; II, 28 *a vo service*; II, 40 *contre vo comandement*; IX, 36 *vo loial ami*; X, 20 *vo plaisir*), le futur *viverai* (II, 13) de trois syllabes, ainsi que la rime *iee* : *ie* (I, 25, 43; III, 49; VII, 6, 15, 22; IX, 38; X, 39). Mais *vivant* rime en *ent* II, 29. Le texte a peut-être été altéré.

[2] Raynaud (*Bibliographie*) indique par erreur: Pb[12] (pour Pb[11]).

[3] Voir Jeanroy, Brandin et Aubry, *o. c.*, Introduction, p. VI.

[4] H. Spanke, *Sequenz und Lai*, dans *Studi Medievali*, N. S., XI (1938), p. 48.

quer que les rimes sont féminines. Dans le schéma de la strophe VI est répétée l'erreur de M. Jeanroy qui (*o. c.*) désigne la rime de cette strophe par *k* (au lieu de *h*). Nous avons fait la rectification nécessaire (la rime *k* apparaît seulement à la str. VIII). Nous avons ajouté l'indication de la longueur des vers de la str. IX.

I	(a—c)	7 *a a a a a a* *A* A^1 *A* A^1 *A* A^1	(1—6)
II	(a—c)	b^5 b^5 c^7 b b c b b c B B^1 B^2	(7—15)
III	(a)	7 d d d d b) d d d d E F E G E F E G	(16—23)
IV	(a)	7 *e* f *e* f b) *e* f *e* f H I H I H I H K	(24—31)
V	(a)	7 g g g g b) g g g g L M L M^1 L M^1 L M^2	(32—39)
VI	(a)	7 h h b) h h N N^1 N N^1	(40—43)
VII	(a—d)	7 i *j* i *j* i *j* i *j* O O O O	(44—51)
VIII	(a—d)	7 *k k k k k k k k* P P P P	(52—59)
IX	(a)	l^7 j^5 l^7 j^5 b) l *j* l *j* Q R Q R^1 Q R Q R^2	(60—67)
X	(a—d)	7 *m* n *m* n *m* n *m* n S S S S	(68—75)
XI	(a)	7 o o o o b) o o o o T T T T^1	(76—83)

Auteur: *Thumas Heriers*, rubrique du manuscrit.

I Un descort vaurai retraire
S'il porroit ma dame plaire,
Mais tot li vient a contraire 3
Kanques sai dire ne faire;
Peu pert a son bel viaire
K'ele me doie a mort traire. 6

II Ele m'ochirra
Quant il li plaira,
Ke bien en a le pooir:
Trop s'otrequida
Quant si haut pensa
Mes cuers, bien i doit paroir.
Diex! ke ce sera?
Avra ele ja
De moi merchi? Nenil, voir.

III Dame, gens cors honorés,
A cui je me sui donés,
Trop grant cruauté ferés
S'ensi vostre home ochïés.
Las, pour coi fui onques nés,
Quant onques ne fui amés?
Et si n'en iert ja ostés
Mes cuers de li, ne sevrés.

IV Trop ai fole amor emprise
Et en haut lieu mon cuer mis
Ens la plus belle a devise
Ki soit en tot cest païs;
Armés sui a son servise
A tos jors mais, ce m'est vis;
Se ne truis ens li franchise
Mar vi onques son cler vis.

V Je doi trop mon cuer haïr
Ki tans maus me fait soffrir,
Sovent me fait esbahir
Et mon visaige palir;
Se jou devoie morir,

III — 18 cruautes.
IV — 28 service.

N'en porroie jou partir;
Quant son viaire remir,
Tot le cors me fait fremir.

VI Trop sui mescheans d'amors,
Quant je n'en ai fors dolors,
Paines et travaus et plours,
N'onques de li n'oi secors.

VII J'aim, — mais on ne m'aime pas,
S'en ai la piour partie, —
Un cors alignié et cras,
Bel et de grant signorie;
Car fuisse ore entre ses bras
Tant ke l'eüsse baisie!
K'esce ke je soshais? Las,
Je croi miex k'ele m'ochie.

VIII Mervelle est ke je tant dure
Quant vers moi la truis si dure;
Je vif par grant aventure,
Ke nus tant de maus n'endure.
Quant jou regart sa figure
Et sa tres belle aleüre,
Vis m'est k'el mont, a droiture,
N'a si belle creature.

IX Douce, plaine de valor
Et de cortoisie,
Dols vis color
Com rose espanie,
Des beautés portés la flour,
De çou ne douç mie;

V — 37 Ne p.
IX — 62 *La lacune est indiquée par un blanc.*

Mon cuer, mon cors et m'onor
Meç en vo baillie.

X Dame ou il n'a ke reprendre,
Ex vairs, dols cors bien tailliés,
Dens blans menus, faice tendre,
Chavex blons, lons et delgiés!
Par loisir i vaut entendre
Diex ki le fist, che saichiés;
Vers li ne me quier deffendre,
Car siens sui tos desraigniés.

XI Douce dame, je vous proi
Ke merchi aiés de moi;
Jou sai bien ke jou foloi
Quant plus haut aim ke ne doi;
A vous servir tos m'otroi
Tant ke jou vivrai, en foi;
Or doinst Diex, en qui je croi,
Ke bien mon service emploi.

Remarques

I — 5 (38) *Viaire*, visage.

II — 10 *Otrequidier*, v. réfl., avoir de l'outrecuidance. — 15 *Voir*, certainement.

III — 22 *Et si*, cependant.

IV — 24 *Emprendre*, commencer, s'engager dans. — 26 Le ms. *T* écrit régulièrement *ens* pour *en*; *a devise*, certainement.

VI — 40 *Mescheant*, qui a mauvaise chance, malheureux.

VII — 46 *Alignié*, qui est bien fait, qui a une belle taille; *cras*, gras, rondelet. — 47 *Signorie*, noblesse.

VIII — 54-55 »C'est un miracle que je soie en vie, car personne ne peut supporter une douleur aussi cruelle.» — 58 *A droiture*, assurément, à coup sûr.

IX — 63 *Espani*, épanoui.

X — 71 *Delgié*, délicat, fin. — 72 *Par loisir*, à loisir; *vaut* = *vout*; *entendre a*, s'occuper de, prêter son attention, ses efforts à.

— 73 *le* = *la*. — 75 »Car je sui sien de plein droit.» *Deraisnier* (Godefroy, II, 522-3) signifie entre autres 'justifier du droit que l'on a sur une chose contestée'.

XI — 78 *Foloier*, agir en fou. — 81 *En foi*, certainement, sur ma foi. — 83 *Emploier*, placer.

II

Ainc mais nul jor ne chantai

(Raynaud 63)

Manuscrit: *T*, fol. 133 v°. — La musique est notée.

Édition: L. Brandin, *Inedita der altfranzösischen Liederhandschrift Pb*[5] (*Bibl. nat. 846*), Berlin (diss. de Greifswald), 1900, p. 41; J. et L. Beck, *Le manuscrit du Roi*, t. II, Philadelphie, 1938, p. 192.

Versification: 7 a b a b b a a b b. *Coblas unissonans* (ai ent).

Auteur: *Thumas Heriers*, rubrique du manuscrit.

I Ainc mais nul jor ne chantai,
Or voil chanter lïement,
Car comandement en ai
De ma dame od le cors gent.
Las, trop fis grant hardement
Quant mon cuer metre i osai,
Mais pour Dieu li proierai
K'ele n'en croie la gent
Ki sont ens mon nuisement.

II Douce dame, ke ferai?
M'alegerés vous noient?
Se par vous confort n'en ai,
Ne viverai longement.
Molt sui de grief pensement

I — 5 Mais trop.

Des grans travaus ke j'en trai;
Mais por çou ne m'en faindrai.
Se n'en ai alegement,
Morir m'estuet a torment.

III Beaus dous cuers en qui mis ai
Trestot mon entendement,
Quant vos plaira si avrai
Confort et alegement.
Doce dame, a encïent
M'ochïés, car bien le sai,
Mais je me conforterai
En çou ke j'aim loiaument
Et en vous veoir sovent.

IV A vo service serai
Tos les jors de mon vivent,
Ke ja ne m'en partirai
Se la mors ne me deffent.
Dame, a vo comandement
Sui et tos jors remanrai.
Tos les maus ke por vous ai
Preg en gré et en talent:
En vostre merchi me rent.

V Au comenchier vos trovai
De si bel acointement
K'ainc puis riens faire n'osai
Contre vo comandement.
Dame en cui valors s'estent,
Ainc si vaillant n'esgardai:
Nule riens ainc ne trovai

II — 17 alement.

IV — 33 *Nous avons mis* remanrai *pour un mot illisible dans le manuscrit* — 34 Tos *est ajouté par nous* — 36 renc.

De si bel contenement
Ne de tel afaitement.

VI Chançons, va t'ent vistement
A celi ou mon cuer ai
Por çou k'en li trové ai
Plus de bien k'en autres cent,
Fors merchi tant solement.

Remarques

I — 9 *Nuisement*, préjudice.

II — 15 *Traire*, endurer. — 16 *Soi faindre*, hésiter, manquer de courage.

III — 23 *A encïent*, sciemment.

IV — 35 *En gré* et *en talent* sont synonymes.

V — 38 *Acointement*, abord, accès, accueil. — 42 *Vaillant*, de grande valeur, d'un haut mérite. — 44 *Contenement*, contenance, manière d'être. — 45 *Afaitement*, perfection.

III

Ja ne lairai mon usaige

(Raynaud 44)

Manuscrit: *T*, fol. 134 r°. — La musique est notée.

Édition: L. Brandin, *Inedita der altfranzösischen Liederhandschrift Pb*[5], p. 41; J. et L. Beck, *Le manuscrit du Roi*, t. II, p. 192.

Versification: *a* b *a* b b b *a c*. Les couplets I—III présentent les rimes *aige ent aigne*, les couplets IV et V *ie is aigne*; l'envoi est de quatre vers avec le schéma 7 b b *a c* (*is ie aigne*). La rime *c* est partout la même (*aigne*).

7 5 7 5 7 7 7 7

Auteur: *Thumas Heriers*, rubrique du manuscrit.

I Ja ne lairai mon usaige
D'amer loiaument,

Ains servirai mon eaige
Deboinairement
Ma dame a cui je me rent
D'avoir joie a son talent.
Et Diex li doinst tel coraige
Ke de moi pitiés li praigne.

II Molt fait mes cuers grant folaige
Quant si haut entent;
Bien i puet avoir damaige
Se garde n'en prent
Ma dame qui ligement
L'ai doné entirement
Et le cors a iretaige:
A son voloir le destraigne.

III Molt me fait peu d'avantaige
Ma dame sovent:
Orendroit m'est plus sauvaige,
Jel sai vraiement,
Ke tres le comencement
Ke la vi premierement
Si euç trop el cuer la raige,
Quant j'aim la ou ne m'adaigne.

IV Bien ai la mort porchaschie
Quant la me sui pris
Ou n'ai secors ne aïe;
Bien sui mal baillis.
Diex! k'ai je dit? mais garis,
Ke ele est de si grant pris
Ke ne m'en doi plaindre mie
Por mal ke por li sostaigne.

I — 5 renc.
IV — 30 Kele est.

V Doce dame, en vo baillie
Me sui trestos mis:
Pour Dieu vos proi de ma vie
Soit pris tex respis
Ke se jou vers vous guencis
A nul jor ne soie vis,
Ke je voil k'amors m'ochie,
N'em paradis ja ne maigne.

VI Tous jors serai fins amis
Et si servirai tos dis
Tote la miex entechie
Ki soit de si en Espaigne.

Remarques

II — 10 *Entendre*, tendre, aspirer. — 13 *Qui* est pour *cui*. — 15 *A iretage*, à perpétuité, pour toujours. — 16 *Destraindre*, soumettre, assujettir.

III — 21 *Tres*, dès, depuis. — 24 *Adaignier*, convenir.

IV — 26 *Soi prendre*, s'engager. — 28 *Mal bailli*, mal en point.

V — 36 »Qu'un tel accord soit fait au sujet de ma vie»... Godefroy n'enregistre pas ce sens de *respit*. — 37 *Guencir vers*, quitter, abandonner.

VI — 43 *La miex entechie*, qui a les meilleures qualités.

IV

Quant voi le tans repairier

(Raynaud 1303)

Manuscrit: *T*, fol. 134 v°. — La musique est notée.

Édition: E. Stengel dans Fritz Noack, *Der Strophenausgang in seinem Verhältnis zum Refrain und Strophengrundstock*, Marburg, 1899, p. 133; J. et L. Beck, *Le manuscrit du Roi*, t. II, 1938, p. 193.

V — 38 jor ke soie — 40 ja remaigne.

Versification: a b a b b a a b B. *Coblas unissonans* (ier ir).
7 7 7 7 7 7 7 7 4

C'est une chanson à refrain.

Auteur: *Heriers*, rubriqué du manuscrit.

Destinataire: *Le bon Tresorier.*

I Quant voi le tans repairier
D'esté et iver partir,
Ke la flors naist el vergier
Et j'oi ces oiseaus tentir,
Adont ne me puis tenir
De chanter ne d'envoisier
Pour celi ki gaires chier
Ne m'a, ains me fait languir
A son plaisir.

II Bien me sevent engignier
Mi oil et trop beau traïr,
Quant la me font acointier
Ou je ne puis avenir.
E las, pour quoi le desir?
Je sai bien ke ma mort quier,
Mais ne m'en puis eslongier,
Si me convenra morir
A som plaisir.

III Puis k'Amors me puet aidier
Et de ma dolor garir,
Je ne doi pas resoignier
Les maus ke mi fait sentir,
Ains doi en gré recoillir
Ma dolor et otroier
Com chil ki a soshaidier
Est trestos siens sans faillir
A som plaisir.

IV Trop sont felon costumier
De moi grever et nuisir.
Peu seroie ens lor dangier,
Se ma doce dame oïr
Me daignoit et retenir
A son home et alegier;
Mais ne s'i puet aploier,
Si me convenra soffrir
A som plaisir.

V Onques nul jor de trechier
Ne seuç, voir, a chief venir.
Miex m'en deüst, voir, proisier
Ma dame et plus consentir
Et ma dolor amenrir
Ki tant me fait esmaier.
Si com j'aim de cuer entier,
Me doinst Diex de li joïr
A som plaisir.

VI Au gentil cuer, sans mentir,
T'en va, chançons, sans targier,
Si di au boin Tresorier
Ke on doit Amors servir
A som plaisir.

Remarques

I — 1 *Repairier*, revenir. — 4 *Tentir*, gazouiller, chanter. — 6 *Envoisier*, s'adonner à la joie.

II — 10 *Engignier*, tromper. — 12 *Acointier*, s'adresser.

III — 21 *Resoignier*, craindre, redouter. — 23 *Recoillir*, recevoir, endurer. — 25 *A soshaidier*, à souhait.

IV — 30 *Dangier*, pouvoir, domination. — 33 *Alegier*, décharger d'accusation. — 34 *Soi aploier a*, se porter à, se résoudre à.

V — 38 et 39 *Voir*, vraiment. — 38 *Venir a chief*, atteindre son ut, parvenir à ses fins. — 40 *Consentir*, accorder.

V

Quant la froidure est partie

[Raynaud 1190)

Manuscrits: *M*, fol. 162 r° a (fac-similé p. p. J. et L. Beck); *T*, fol. 134 v°. — La musique est notée dans les deux manuscrits; mais dans *M*, mutilé, il n'en reste que quelques notes.

Éditions: Arthur Dinaux, *Trouvères, jongleurs et ménestrels du Nord de la France et du Midi de la Belgique*, II: *Les trouvères de la Flandre et du Tournaisis*, 1839, p. 354 (d'après *M*); Aug. Scheler, *Trouvères belges, nouvelle série*, 1879, p. 141 (d'après *M*).

Versification: 7 *a* b *a* b b *a a*. *Coblas unissonans* (ie é).

Auteur: *Thumas Heriers*, rubriques de *T* et de la table de *M*.

Destinataire: *Tresorier*.

Graphie de *T*.

I Quant la froidure est partie,
Ke vient li beaus tans d'esté,
Ke la rose est espanie
Et ke verdoient li pré,
Adont m'a Amors mandé
Ke cançon faice envoisie
Et ke je le chant et die.

II Bien est drois k'Amors m'ochie
Kant j'ai si tres haut pensé;
Bien sai k'a moi n'afiert mie,
Trop a hautece et beauté.
Bien m'ont mi oel engané,
Ki tele amor ont coisie
Dont je quiç perdre la vie.

III Onques n'est amenuisie
Ma dolors, tos jors doblé

I — *Par suite d'une mutilation, le premier couplet, excepté les derniers mots*: chant et die, *manque dans M*.

Sont mi mal sans nule aïe.
Tost li seroit pardoné
S'un petit d'umelité
Trovoie ens li; tost garie
Seroit ma grans maladie.

IV Molt ai s'amor covoitie
Et son gent cors desiré.
Mon cuer a en sa baillie
A faire sa volenté,
Et del cors k'ele a grevé,
Ja n'ert ki le contredie
K'ele en a la signorie.

V Sa tres douce compaignie
Et son gent cors molt amé
Ai tos jors sans trecherie
Et em boine loiauté,
Mais n'est mie par son gré
Ke je l'aim; ja n'ert haïe
De moi, mais tos jors servie.

VI Tresorier, tot abouté
Voi le siecle ens villonie,
Mais biens en vous monteplie.

Remarques

IV — 26-28. »Et mon corps, qu'elle a tant fait souffrir, est en son pouvoir, personne ne pourrait dire le contraire.»

VI — 36 *Abouté*, abîmé, plongé. — 38 *Monteplier*, foisonner, se multiplier, prospérer.

V — volenté *T*.
VI — 38 bien *T*.

VI

Diex, com est a grant dolour

(Raynaud 1974)

Manuscrits: *M*, fol. 162 r° a (fac-similé p. p. J. et L. Beck, et texte diplomatique par E. Ulrix, *Les chansons inédites du ms. f. f. 844 de la Bibl. nat. à Paris*, dans *Leuvensche Bijdragen*, XIII, 1921, p. 73); *T*, fol. 135 r°. — La musique est notée dans les deux manuscrits.

Versification: 7 a b a b *c c* b b. *Coblas unissonans* (or és ie). L'envoi, de quatre vers, rime: *c c* b b.

Auteur: *Thumas Heriers*, rubrique des deux manuscrits.

Destinataires: *Signor*, c'est-à-dire les membres d'un pui, peut-être celui d'Arras.

Graphie de *T*.

I Diex, com est a grant dolour
Ki aime et point n'est amés!
Chaüs est en grant langor,
N'em puet estre respassés,
S'il n'a de sa dame aïe
D'un regart sans felonie:
Lors est li maus pardonés
Et a garison tornés.

II Jou n'ai mie mal menor
Pour çou se chanter m'oés,
K'aprés mon chant vienent plour,
Tos jors est mes maus doublés.
Las, j'ai tele covoitie
Ki a ma joie saisie
Ke sans joie sui remés,
Si chant com desesperés.

I — 1 D. co a gr. d. *T*.
II — 9 *T omet* mie — 15 Ki *T*.

III Ne truis ens li point d'amor,
Fors desdains et cruautés;
Ne sai ou faire clamor
Des grans maus ou sui fievés
Par celi ki signorie
A sor moi et velt maistrie
K'a li soie abandonés
A faire ses volentés.

IV Ele est de si bel ator
Et de si fines beautés,
Ki la verroit chascun jor
Diex, com il seroit buer nés!
Nus ne la voit ki ne die
C'onques si belle naskie
Ne fu de mere d'assés,
Ne nus cors plus desirés.

V E, france riens cui j'aour,
Dous vis, gens cors honorés,
Pour Dieu et pour vostre honor
Vo loial ami gardés
K'il ne muire en vo baillie:
Peu serïés avanchie
S'ensi vostre home ochïés
Puis k'il s'est a vous donés.

VI Signor, chis puis senefie
Honor, sens et cortoisie,
Beaus mos, chans si esmerés
C'om ne puist estre blasmés.

IV — 25 belle a. *T* — 28 boin n. *T* — 32 tant d. *M*.
V — 38 P. en s. *T* — 39 S'einsinc *M* — 40 il est *T*.
VI — *L'envoi manque dans M.*

Remarques

I — 4 *Respasser*, guérir.

II — 13 *Covoitie*, convoitise, grand désir.

III — 19 *Clamor*, plainte, réclamation. — 20 *Estre fievés en*, avoir reçu en fief.

IV — 25 *De bel ator*, bien mis, élégant. — 28 *Buer*, sous d'heureux auspices. — 31 *D'assés*, à beaucoup près.

VII

Tant ai amé et proié

(Raynaud 1096)

Manuscrits: *M*, fol. 162 r° b (fac-similé p. p. J. et L. Beck); *T*, fol. 135 r°. — La musique est notée dans les deux manuscrits.

Édition: E. Stengel dans Fritz Noack, *Der Strophenausgang in seinem Verhältnis zum Refrain und Strophengrundstock*, Marburg, 1899, p. 128 (*Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie*, XCVIII).

Versification: 7 a b a b c c b C. *Coblas unissonans* (ié oir ir). Le dernier vers des couplets, formant une sorte de refrain, se termine par le même mot: *morir*.

Auteur: *Thumas Heriers*, rubrique des manuscrits.

Destinataire: *Sire dou Rués*, selon *T*, *Sire du Ruet* selon *M*.

Graphie de *T*.

I Tant ai amé et proié
Et servi a mon pooir
Ke bien doi avoir congié
D'un poi de merchi avoir,
S'il en daignoit sosvenir
Cele ki me fait languir.
Diex! k'ai je dit? Nenil, voir,
Ançois me lairoit morir.

I — 6 Celi *T*.

II S'ele savoit la moitié
Des grans maus dont m'a fait oir,
Ele avroit de moi pitié;
Mais ne l'en daigne caloir,
Si me couvenra soffrir
Tant k'il li vieigne a plaisir,
Ou autrement j'ai espoir
Ke pour li doie morir.

III Je n'ai onques le cuer lié
Fors quant je la puis veoir,
K'ele a cors si bien taillié
Ke seul de l'amentevoir
Me fait ele tot fremir
Si ke je ne puis dormir;
Tant pens a li main et soir
Ke chascun jor criem morir.

IV Cil a trop mal esploitié
Ki Amors sert sans voloir,
Mais chil a tot gaaignié
Ki le sert sans dechevoir,
K'ele puet cent tans merir
Plus c'on ne puist deservir,
Si aprent sens et savoir
Et a le fois a morir.

V Diex, donés moi s'amistié,
Je ne quier nul autre avoir.
Ele m'a tel fais cargié
Ki sovent me fait doloir,
Si le vaurai sostenir

II — 9 *Ce vers manque dans T* — 10 d. me f. o. *T* — 14 T. que li *M*.

III — 17 n'oi *T* — 20 de ramentevoir *T* — 21 ele bien fr. *T*.

IV — 27 a trop g. *M* — 30 puet *M* — 31 Et saprent *T*.

Quoi k'il m'en doie avenir,
Ens loiauté remanoir
Vaurai, ou vivre ou morir.

VI Sire dou Rués, maintenir
Devés amor et servir
Vo dame sans removoir
De vrai cuer dusk'au morir.

Remarques

I — 3 *Congié*, permission, droit. — 7 *Voir*, certainement.

II — 15 *Espoir*, perspective, expectative.

III — 20 *Amentevoir*, s. m., souvenir. — 23 *Main*, s. m., matin.

IV — 25 *Esploitier*, agir, faire. — 29 *Merir*, récompenser. — 30 *Deservir*, mériter.

V — 35 *Fais*, fardeau, entreprise difficile.

VI — 43 *Removoir*, manquer, faire défection.

VIII

Ne doi chanter de foille ne de flors

(Raynaud 2034)

Manuscrit: *C*, où la chanson se trouve transcrite deux fois, fol. 155 r° (C^1) et fol. 161 v° (C^2) (Brakelmann, *Archiv*, XLIII, p. 261 et 268); *M*, fol. 162 v° a (fac-similé p. p. J. et L. Beck); *T*, fol. 135 v°. — La musique est notée dans *M* et *T*.

Versification: 10 a b a b b c c. *Coblas unissonans* (ors és ir). L'envoi, de trois vers, rime b c c.

Auteur: *Thumas Heriers*, rubrique de *T* et de la table de *M*; C^2 donne pour auteur *Thomes Heressiés*. Pas de rubrique dans C^1 et le corps du ms. *M*.

Destinataire: *Jakemon de Cyzon.*

Graphie de *T*.

V — 34 nul, *corr.* nule ? — 38 Que quil *M* — 40 et v. et m. *T*.

VI — 41 S. du ruet *M* — 44 trusqual m. *M*.

I Ne doi chanter de foille ne de flors,
De chans, d'oiseaus, de vergiers ne de prés,
Mais de meschiés, d'anuis et de dolours
Ke j'ai au cuer; n'en puis estre jetés
Fors par celi a cui me sui donés,
Car quant regarç son douç vis a loisir,
Li cuers me faut, ne me puis sostenir.

II Petit ai joie et sovent ai tristors,
Doce dame, tele est vos volentés.
Ma tristresce me vient sovent em plors
Quant ne vous plaist ke je soie escoutés.
Trop sui de vous cruelment aparlés:
Vous me faites sovent le cuer fremir,
Le cors trambler, le visaige palir.

III Dame, merchi! ens vous est mes retors:
Autre ne voil n'aillors n'est mes pensés.
Por Dieu vous proi, s'il n'est vos deshonors,
Ke em pitié, dame, me regardés:
Se por vos muir, poi i gaaignerés.
Le cors vos doins, dame, por vous servir,
Le cuer avés, del tot vos voil saisir.

IV De ses beaus mos ne de ses gens ators,
De son bel cors ki tant est honorés,

I — 1 Mais n'os ch. C^1; foilles M — 3 de m. anuis C^2 — 4 a cuer C^1C^2 — 5 celui T; a cui je s. d. M — 6 mon d. v. C^1 — 7 Li cors C^1.

II — 8 tristor C^1C^2; tristror T — 9 teils C^1; vo v. C^1C^2M — 10 Mais tr. C^2; plor C^1 — 11 ke gi s. e. C^2 — 12 appelleis C^2 — 13 moi f. C^1.

III — 15 D. m. qu'a vos M; reco(u)rs C^1T — 16 pensers C^1C^2T — 17 se n'est C^1; vo d. C^1C^2M — 18 ken en p. ma d. C^1 — 19 petit i g. C^1 — 21 de tout C^1; *de ce vers T ne donne que le dernier mot* saisir.

IV — 22 De s. b. fais et C^1C^2 — 23 De sen T; ke t. C^2.

De son grant sens ne de ses grans valors,
De ses beaus fais ne de ses simpletés
Ne porroit on de li conter assés.
Mais tant i a k'el ne me daigne oïr:
Ensi me fait en desirant languir.

V Trop me mervell ke tout vient a rebors
Quant ke je chant, c'onques n'en fui loés
De ma dame. Diex! quant venra li jors
K'aucune fois presist mes chans en grés?
Las! non fera, car sovent est irés
Ses cuers vers moi, mais ne m'en doi marir,
K'ele puet bien ma dolor amenrir.

VI Droit a Cyzon, cançon, vos en irés,
A Jakemon dites ke mout soffrir
Convient celui ki d'amors velt joïr.

Remarques

I — 3 *Meschief*, malheur. — 4 *Jeter de*, délivrer.

II — 10 *Venir en*, tourner en. — 12 *Aparler*, apostropher.

III — 15 *Retor*, (lieu de) refuge, secours, salut. — 21 *Saisir de*, mettre en possession de, saisir de.

IV — 22 *Ator*, habillement, costume.

V — 29 *Venir a rebors*, être mal accueilli.

IV — 24 sen et de C^1C^2; honors C^1 — *Les v.* 25 *et* 26 *sont intervertis dans MT* — 25 De s. b. mos C^1C^2; et de sa simpletei C^1 — 26 Ne p. on c. de li a. C^1 — 27 ke ne C^1C^2; moi d. o. C^1 — 28 Einsinc *M*; Tout si *T*; moi f. C^1.

V — 29 T. m'en m. *T*; quant t. v. C^1C^2; a rebous C^2T — 30 Kankes *T*; onkes ne seux l. C^1; onkes ne fui l. C^2 — 32 en grei(t) C^1C^2 — 33 ke s. C^2 — 34 me doit *T*.

VI — 36 Soixons C^1C^2; Cyson *M* — 37 A j. direis ke m. souffreis C^1 — 38 Comme celui C^1; celi *T*.

IX

Nus ne set les maus d'amours

(Raynaud 2022)

Manuscrit: *a*, fol. 105 v°. — La musique est notée.

Édition: Ed. Mätzner, *Altfranzösische Lieder, berichtigt und erläutert*, Berlin, 1853, p. 60 (d'après le texte diplomatique de A. Keller, *Romvart*, Mannheim, 1844, p. 303).

Versification: 7 a b b a c c *d d*. *Coblas unissonans* (ours iés ir ie).

Auteur: *Thumas Heriers*, rubrique du manuscrit.

I Nus ne set les maus d'amours
S'il ne les a ensaiés,
Ne nus n'en doit estre liés
S'il n'en suefre les dolours:
Pour ce les fait boin soufrir
K'il en puet grans biens venir,
Hounour, sens et courtoisie,
Pris d'armes et signourie.

II Et pour çou veil jou tous jors
Amer et estre envoisiés
Pour celi dont ja aidiés
Ne serai fors que de plours
Et de grans maus soustenir.
Bien li deüst souvenir
De moi ki en sa baillie
Met et mon cors et ma vie.

III Dame, des biautés la flours,
Pour Dieu, prenge vous pitiés
De moi ki apareilliés
Sui por vous sousfrir langours
Et por faire vo plaisir
De vrai cuer sans repentir.

Mais en vous s'est endormie
Pitiés et mercis faillie.

IV Quant je recort ses valours,
Son gent cors, ses crins deugiés,
Son gent cors de tous proisiés,
Son cler vis et ses ators,
K'en puis je se je souspir
Quant je n'i puis avenir,
A s'amour ki si me lie
N'a sa douce conpaignie.

V Trestout me vient arrebours,
Tout adés sui esmaiiés,
Que tous jours sui pourlougniés
De joie avoir et secours.
Pour le voloir aconplir
Ma dame voeil bien morir,
Si ert de celui vengie
Qui si vers li s'umilie.

Remarques

I — 2 *Ensaier*, éprouver.

III — 19 *Apareillié*, prêt, disposé.

IV — 26 *Deugié*, fin, mince. — 27 La répétition de *Son gent cors* est évidemment due à la distraction du copiste. Il faut ici un substantif au pluriel (*proisiés* à la rime). — 28 *Ator*, habillement, costume, élégance.

V — 33 *Arrebours*, à rebours, à contresens. — 35 *Estre pourlougnié de*, être abusé de vaines espérances de.

IV — 25 retort.

X

E las, je me sui dounés

(Raynaud 923)

Manuscrit: *a*, fol. 106; musique.
Versification: 7 a b a b b a a b. *Coblas unissonans* (és ai).
Édition: Holger Petersen Dyggve, *Chansons françaises du XIII^e siècle* (*Colart le Boutellier, Gaidifer, Wasteblé, etc.*), dans *Neuphilologische Mitteilungen*, t. XXXI (1930), p. 35.
Auteur: *Thumas Heriers*, rubrique du manuscrit.

I E las, je me sui dounés
A celui pour cui morrai.
Bien doi estre a mort livrés,
Qant en si haut lieu pensai.
Qant primes veoir l'alai,
Bien me fu jours deveés,
Quant remirai ses biautés,
Las! la ou ja n'avenrai.

II Bien fu ses cuers tost müés,
Quant jou merci li proiai,
En ire et en cruautés
. . . . . .
Si que de verité sai
Que, se g'i muir, c'ert ses grés.
Mais tele est ma volentés
Que tous jours la servirai.

III Dame, gens cors hounerés,
Vermeille con rose en mai,
Chief blons, dens blans esmerés,
Vostre sui sans nul delai.

II — 12 *Ce vers manque.*

Pour vous la mort aprendrai
Dont je sui bons eürés:
Qant sui pour vous servir nés,
Trop a meillour m'en tenrai.

IV Tost me fu mes cuers emblés,
Quant son dous vis regardai:
En biau lieu est assenés.
Mout tres bien emploié l'ai,
Ja ne m'en repentirai.
Mes maus li soit pardounés.
Or doint Dieus k'umilités
Soit en li, mestier en ai.

V Si soie jou confortés,
K'ains riens tant ne desirai
Con je faiç ses amistés.
Mais bien sai que g'i faurai.
Ja certes ne li dirai
Mon cuer, bien li ert celés,
Que j'avroie pis assés.
Ensi vivant langirai.

Remarques

I — 6 *Jour deveé*, jour néfaste.

III — 19 *Esmeré*, fin, délicat, gracieux. — 21 *Aprendre*, prendre, accepter.

XI

Onc ne seurent mon pensé

(Raynaud 467)

Manuscrit: *K*, p. 274 b (fac-similé p. p. Aubry et Jeanroy); *N*, fol. 135 v° a; *O*, fol. 92 r° a (fac-similé p. p. J. Beck). — La musique est notée dans tous les manuscrits.

Édition: L. Brandin, *Inedita der altfranzösischen Liederhandschrift Pb*[5], p. 248.

Versification: 7 a b a b b a a b b. *Coblas unissonans* (é ant). L'envoi est de cinq vers rimant b a a b b.

Auteur: *Thomas Eriers*, rubrique de *K N* et du chansonnier de Mesmes (voir Janet Girvan Espiner-Scott, *Documents concernant la vie et les œuvres de Claude Fauchet*, p. 264 ss.).

Destinataire: *La dame de Pontiz.*

Graphie de *N*.

I Onc ne seurent mon pensé
Li felon en mon vivant,
Ainz lor ai touz jors celé
Et ferai d'ore en avant.
Mainte foiz m'ont fet dolent,
Més tout avroie oublïé
Se ma dame en mon aé
Me fesoit un biau semblant,
Donné m'avroit joie grant.

II Més n'en a pas volenté,
Il m'est bien aparisant,
Quant toz jorz me sont doublé
Li mal que j'ai porté tant.
Més je me vois confortant
En ce que on m'a conté
Que vrai amant sont sauvé
S'il muerent en desirrant,
Ne s'en voist nus esmaiant.

III Se merci m'a demoré,
Cui l'irai je demandant
Fors cele qui de biauté
Va toutes autres passant?

I — 4 Et f. tout mon vivant *K* — 6 toust *N*.
II — 10 ai pas *O* — 12 son d. *N* — 18 nuns *O*.
III — 19 merciz *K O* — 20 Qui *K*, Que *O* — 22 pensant *K*.

Ele a vis frés et riant,
Chief blont, gent cors honoré;
Més ce que m'ocit de gré
Li est trop mesavenant:
Vivre me fet languissant.

IV N'a mie de sens plenté
Qui Amors va elloignant,
Qu'ele a mout tost conforté
Un desconseillié amant;
Dont je me vois merveillant
Conment nus a si osé
Le cuer qu'il fet fauseté
Vers Amors n'a son conmant:
Onques faus n'out cuer vaillant.

V Hautement m'a assené
Amors a douce plesant,
Je li ai fet ligeé:
Ses hons sui, d'un fié tenant
Qui au cuer me va poignant;
De grant dolor m'a fievé.
Hé las, je l'ai enerré
Par mes euz qui porchaçant
Vont ma mort a escïent.

VI Ma dame de Pontiz mant,
La roïne, que chanté
Ai por ce que conmandé
Le m'a: plus ne li demant
S'il li plest qu'oie mon chant.

III — 23 frec *O* — 24 blonc *O*; g. c. esmeré *N*.
IV — 28 D'amie *K*; sen *O* — 32 Donc *O* — 33 nuns *O*.
V — 37 mont a. *N* — 39 feauté *O* — 43 enree *N*, enerree *K O* — 44 *O omet* euz.
VI — *L'envoi manque dans K* — 48 Ai que por *N*.

Remarques

I — 8 *Faire un biau senblant*, faire belle mine, bon accueil.

III — 19 *Demorer*, manquer, faire défaut. — 26 *Mesavenant*, qui ne convient pas.

IV — 31 *Desconseillié*, découragé, déconserté.

V — 37—38 »Amour m'a désigné une dame douce et agréable.» — 39 *Ligeé*, hommage lige. — 40 *D'un fié tenant*, »Amour m'a fait tenir un fief.» — 42 *Fiever de*, donner (en fief). — 43-45 »J'ai donné mon cœur comme gage au moyen de mes yeux qui de propos délibéré poursuivent ma perte.»

VI — 47 *Que*, car.

XII

Bien me sui aperceüz

(Raynaud 2125)

Manuscrit: *K*, p. 287 b (fac-similé p. p. Aubry et Jeanroy). La musique est notée.

Édition: L. Brandin, *Inedita der altfranzösischen Liederhandschrift Pb*[5], p. 42.

Versification: 7 a b a b b a a b b aux couplets I et V, 7 b a b a a b b a a aux couplets II –IV. La rime *a* est en *uz*, la rime *b* en *é*.

Auteur: *Thomas Eriers*, rubrique du manuscrit *K* et du chansonnier de Mesmes (voir Janet Girvan Espiner-Scott, *Documents concernant la vie et les œuvres de Claude Fauchet*, 1938, p. 264 ss.).

I Bien me sui aperceüz
Que felons m'ont trop grevé,
Si ne m'en doit blasmer nus
Se ges ai cueilliz en hé,
Q'il m'ont a cele mellez
A qui je me sui renduz.
Se je ne sui secoruz
De ma dame et de Verté,
Las, mar me vi onques né.

II Ha, dame de grant biauté,
Ne sousfrez que soit perduz
Cil qui est en ligeé
Li vostres hons devenuz.
Si soie je chier tenuz
De vous, qu'aïnz de fausseté
N'ouvrai, fors de loiauté.
Més maus est plus tost seüz
Que biens ne soit, cent tanz plus.

III J'atent et sui atenduz
A vous qui m'avez fievé
De griez fais sanz metre jus;
Chascun jour me sont doublé.
Dex doint qu'en humilité
Soit voz durs cuers descenduz,
Que ja n'iert de vous remus
Li miens en tout mon aé,
Ensi l'ai dit et voé.

IV Vous m'ocïez tout de gré:
Dame, par vos m'est venuz
Cist maus que j'ai tant porté
Et ferai com loiax druz:
Se ges ai et ai eüz
Pour vous, tout soit pardoné,
Et s'ensi m'est destiné
Que de vous fusse reçuz,
Joie avroit mes maus vaincuz.

V De granz maus et de menuz
Ai touz jorz a grant plenté.
Ma dame en est au desus:
Quant li plera, tout jeté
M'en avra; mes j'ai douté
Que je ne soie deçuz

Par les felons mescreüz
Qui maint mal ont porparlé
Par leur grant desloiauté. 45

Remarques

I — 4 *Cueillir en hé*, prendre en haine. — 5 *Meller*, brouiller. — 8 *Verté*, vérité.

II — 12 *Ligeé*, hommage lige, service d'homme lige. — 17-18: »Mais le mal qu'on peut dire de quelqu'un se répand cent fois plus vite que le bien.«

III — 19 *Atendre a*, mettre son espérance en, compter sur; *estre atenduz a*, se fier à. — 20 *Fiever de*, donner en fief. — 21 *Fais*, peine, chagrin; *sans metre jus*, sans relâche, sans pardon. — 24 *Descendu en*, enclin à, porté à. — 25 *Removoir*, écarter, éloigner. — 27 *Voer*, promettre, jurer.

IV — 31 *Dru*, ami.

V — 39 *Estre au desus de*, être maître souverain de. — 40 *Jeter de*, faire sortir, délivrer. — 43 *Mescreü*, mécréant. — 44 *Porparler*, tramer. — Cette chanson, comme tant d'autres conservées dans *K N P X*, a été retouchée. La versification le prouve, de même les formes comme *remus* (25), *reçuz* (35) et *deçuz* (42).

Index des noms propres

Cyzon, voir Jakemon de Cyzon.
Heriers, voir Thumas Heriers.
Jakemon de Cyzon VIII, 36—37, destinataire de la chanson, voir p. 62.
Pontiz (la dame de) XI, 46, destinataire de la chanson, voir p. 63.
Rués (sire dou) VII, 41, destinataire de la chanson, voir p. 59.
Signor VI, 41, destinataires de la chanson, voir p. 61.
Thumas Heriers, auteur des chansons I—XII.
Tresorier V, 36; Tresorier (le bon) IV, 48, destinataire de ces chansons, voir p. 60.

Tableau des schémas métriques

1. 7 *a* b *a* b b *a a*
   Coblas unissonans (ie é).
   Raynaud 1190; n° V, p. 78.

2. 7 a b a b b a a b
   Coblas unissonans (és ai).
   Raynaud 923; n° X, p. 89.

3. 7 a b a b b a a b b
   a) *Coblas unissonans* (ai ent).
      Raynaud 63; n° II, p. 71.
   b) *Coblas unissonans* (é ant).
      Raynaud 467; n° XI, p. 90.
   c) C'est le schéma observé aux couplets I et V; dans les couplets II—IV les rimes sont interverties:
      b a b a a b b a a (*a* est en *uz*, *b* en *é*).
      Raynaud 2125; n° XII, p. 93.

4. a b a b b a a b B
   7 7 7 7 7 7 7 7 4
   Coblas unissonans (ier ir). Le vers de quatre syllabes (B) constitue un refrain: *A son plaisir.*
   Raynaud 1303; n° IV, p. 76.

5. *a* b *a* b b b *a c*
   7 5 7 5 7 7 7 7
   Couplet I—III: aige ent aigne; IV—V: ie is aigne. La rime *c* est donc partout la même.
   Raynaud 44; n° III, p. 73.

6. 10 a b a b b c c
   Coblas unissonans (ors és ir).
   Raynaud 2034; n° VIII, p. 84.

7. 7 a b a b *c c* b b
   Coblas unissonans (or és ie).
   Raynaud 1974; n° VI, p. 80.

8. 7 a b a b c c b C
   Coblas unissonans (ié oir ir). Le dernier vers des couplets se termine toujours par le mot *morir.*
   Raynaud 1096; n° VII, p. 82.

9. 7 a b b a c c *d d*
   Coblas unissonans (ours iés ir ie).
   Raynaud 2022; n° IX, p. 87.

10. Pour les formes strophiques employées dans le *descort*, Raynaud 186, notre n° I, nous renvoyons à l'exposé ci-haut, p. 67.

Table de concordance avec la Bibliographie de G. Raynaud

Raynaud N:o		Page
44	Ja ne lairai mon usaige	73
63	Ainc mais nul jor ne chantai	71
186	Un descort vaurai retraire	67
467	Onc ne seurent mon pensé	91
923	E las, je me sui dounés	89
1096	Tant ai amé et proié	82
1190	Quant la froidure est partie	78
1303	Quant voi le tans repairier	76
1974	Diex, com est a grant dolour	80
2022	Nus ne set les maus d'amours	87
2034	Ne doi chanter de foille ne de flors	85
2125	Bien me sui aperceüz	93

Holger Petersen Dyggve

Anc. fr. *caillier* et *faire le caillier*

Cailler signifie de nos jours un appeau dont se servent les chasseurs pour contrefaire le cri d'une caille (*Coturnix communis*). C'est dans cette acception que le mot a été enregistré par les dictionnaires de Littré et de Hatzfeld-Darmesteter-Thomas. Littré, il est vrai, ajoute un autre sens, celui d'une »machine à prendre les cailles», entendant par là probablement un piège quelconque. Cette dernière signification donnée par Littré remonte à Du Cange qui, alléguant une charte du XV^{e} siècle où l'on lit: »Une roiz (c.-à-d. un filet) et un Caillier à prendre cailles», prête au mot *caillier* le sens »instrumentum ad capiendas coturnices», c.-à-d. »machine à prendre les cailles».

Au moyen âge il existait deux mots homonymes *quaillier*, d'origine différente sans doute, l'un, »hanap en bois madré», attesté un peu partout dans les documents de l'époque et qui ne soulève guère de problèmes sémasiologiques, et l'autre, terme de chasse, sur lequel porte notre étude. Ce dernier, *caillier* ou *quaillier*, a été attesté plusieurs fois en ancien français, mais

la plupart des citations étant mal comprises par les lexicographes les plus autorisés, nous avons pensé à propos de procéder à une étude plus précise de ce terme.

Godefroy[1] prête à ce mot le sens d'un »chasseur de cailles» qu'il base sur six citations, dont cinq prises aux différents manuscrits ou éditions du *Roman de la Rose*. Ernest Langlois, dernier éditeur du *Roman de la Rose*, ne connaît lui non plus que le sens de »chasseur de cailles» dans son glossaire annexé à l'édition du Roman.[2] Voici les passages cités par Godefroy à l'appui du sens »chasseur de cailles»:

1. Cil qui trouva le *quaillier* tout errant
   En perdi la chanterie.

(Voir ci-après, p. 105.)

2. Li fos oiseaus de lui s'aprime,
   Qui ne set respondre au sofime
   Qui l'a mis en decepcion
   Par figure de diccion,
   Si con fait li *cailliers* la caille,
   Pour ce que dedenz la reiz saille.

(*Roman de la Rose*, vv. 21497—21502, cité d'après Langlois, *o.c.*, t. 5, p. 86.)

3. Et la caille le son escoute,
   Si s'en apresse et puis se boute
   Sous la reiz que cil a tendue
   Seur l'erbe en printens fresche e drue:
   Se n'est aucune caille vieille
   Qui venir au *caillier* ne vueille.

(*Roman de la Rose*, vv. 21503—21508, cité d'après l'édition de Langlois, t. 5, p. 87.)

4. Houseaus fronciez et larges botes,
   Qui resemblent bourse a *caillier*.

(*Roman de la Rose*, vv. 11942—11943, cité d'après Langlois, *o.c.*, t. 3, p. 222.)

---

[1] *Dictionnaire de l'ancienne langue française*, t. 1, p. 769.

[2] *Le Roman de la Rose*, t. 5, Paris, 1924, p. 144 (*Société des anciens textes français*).

Les deux autres exemples de Godefroy sont sans intérêt, car ils ne font que répéter les mots *a caillier* du quatrième passage d'après un autre manuscrit et une autre édition du *Roman de la Rose*.

Réservant la première des citations ci-dessus pour la fin de notre étude, nous discutons d'abord les deux premiers passages empruntés au *Roman de la Rose*, où il s'agit évidemment de quelque chose qui, en contrefaisant le cri d'une caille, l'attire au filet. Godefroy a voulu y voir, comme dans tous les passages cités, un chasseur, mais nous nous empressons de noter dès maintenant que dans ces deux passages on peut aussi bien prêter au mot *caillier* son sens actuel, celui d'appeau. Ce dernier sens ressort en effet nettement du premier des trois citations du mot *caillier* données par le Complément du dictionnaire de Godefroy (t. VIII, p. 408):

5. Et Leonet flate et blandist
Et le maine com l'oiselier
Fait la caille *au son du caillier*
Dessoubz la rois tant que soit prise.

(Pastoralet, ms. Brux., f° 60 r°)[1].

A part cette citation, qui est la seule où Godefroy se prononce pour le sens »appeau», le Complément (t. VIII, p. 408) en donne deux autres, dans lesquelles il voit le sens »piège à prendre les cailles». Ce sont la citation de Du Cange imprimée au début de cette étude et la suivante:

6. »Nul ne chasse, prengne ou tende aux diz oiseaux, c'est assavoir cailles, perdrix et aloes a chiens, a fillez, a tournelles, a *cailliers* ne autres engins.»

(1394, Liv. rouge, A.N. Y^2, f° 97 v°.)

Dans ces deux derniers passages il est tout de même plus naturel de voir dans le *caillier* un appeau, parce que dans tous

[1] Sur ce texte, voir A. Långfors, *Les incipit des poèmes français antérieurs au XVI^e siècle*, Paris, 1917, p. 24.

les deux on vient de mentionner un filet et qu'on sait que c'est avec le filet et l'appeau ensemble qu'on chassait aux cailles.

Tobler-Lommatzsch, *Altfranzösisches Wörterbuch*, ne donne pas le sens de »piège à prendre les cailles».

Comme le sens d'un appeau ressort nettement d'une des citations figurant ci-dessus (n° 5) et que ce sens convient parfaitement pour les deux exemples cités par le Complément du Dictionnaire de Godefroy à l'appui du sens de »piège ou machine pour prendre les cailles» (notre numéro 6 et Du Cange), nous rejetons jusqu'à nouvel ordre, nous aussi, cette dernière acception de *caillier* en nous empressant de soumettre à une critique le sens de »chasseur de cailles» que Godefroy et Tobler-Lommatzsch ont accepté sans réserve. Rappelons encore en passant que nous avons pu, sans difficulté, prêter à *caillier* le sens d'appeau dans les passages 2 et 3, dans lesquels Godefroy a voulu voir un chasseur de cailles.

Deux passages du *Roman de la Rose* (nos numéros 2 et 4) figurent aussi chez Tobler-Lommatzsch pour attester le sens de »chasseur de cailles». Ce dernier dictionnaire y ajoute une troisième citation, bien intéressante, prise à *Tristan ménestrel*, vv. 504—507:[1]

7. Chascons ot un chapel [2] roont
Lé et mal fait, ce est la voire:
Ridees hueses, coiffe noire
Orent, *qui bien font le quaillier.*

Notons en passant que sous l'article *borse*, Tobler-Lommatzsch cite une seconde fois le dernier des passages du *Roman de la Rose* que nous avons imprimés plus haut sous le numéro 4, mais à cet endroit-là la traduction allemande de la *bourse a caillier*, »Jagdsack des Wachteljägers», est suivie d'un point

[1] Ce poème a été publié par Joseph Bédier, avec une introduction et des notes de Jessie L. Weston, dans *Romania*, t. 35 (1906), pp. 497—530.

[2] Habillement de tête qu'on mettait sur la coiffe de mailles.

d'interrogation. L'hésitation de l'auteur n'est sans doute pas causée par le sens du mot *caillier*, mais bien par celui du mot *borse* qui, en dehors de l'acception de »sac d'un chasseur», conjecturée par l'auteur du dictionnaire, en a, à coup sûr, une autre, celle d'un »filet à prendre des renards ou d'autres animaux».[1]

En plus des citations que nous venons de donner, nous avons trouvé le mot »quaillier» dans la traduction française anonyme de l'épître de saint Jérôme *ad Eustochium*,[2] traduction datant probablement du XIII[e] siècle, dont nous préparons une édition critiqne. Voici le passage en question, où il s'agit des moines habillés avec coquetterie:

> 8. Leur manches font larges taillier
> Et chauses [3] *qui font le quaillier.*

Ces vers correspondent au passage suivant de l'original latin: »(Apud hos affectata sunt omnia:) laxae manicae, caligae follicantes», etc.

On est frappé par la ressemblance presque absolue qu'il y a entre cette citation et les deux passages auxquels nous avons donné les numéros 4 et 7 et dans lesquels le sens *caillier* ne peut pas encore être considéré comme clair:

> Houseaus fronciez et larges botes,
> *Qui resemblent bourse a caillier.*
>
> Ridees hueses, coiffe noire
> Orent, *qui bien font le quaillier.*

A première vue on est tenté de donner raison à Godefroy et à Tobler-Lommatzsch et de voir dans notre exemple aussi

---

[1] Voir Gunnar Tilander, *Remarques sur le Roman de Renard*, Göteborg (diss.), 1923, p. 139, où ce dernier sens du mot *borse* a été démontré d'une façon définitive.

[2] Ms.B.N. fr. 22928; l'original latin de l'épître (Epistola XXII ad Eustochium) a été publiée e.a. par Isidorus Hilberg, dans *Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum*, t. 54, Vienne et Leipzig, 1910, pp. 143—253.

[3] Habillement de mailles ou de peau pour les jambes.

une comparaison plaisante des moines hypocrites à des chasseurs de cailles. Mais après plus mûre réflexion on s'arrêtera devant quelques difficultés que soulève cette interprétation pour tous les trois passages, à savoir:

1. Une analyse grammaticale approfondie de ces trois passages montre que *ce sont les chaussures d'un aspect particulier qu'on compare* à un objet quelconque, et non pas à un homme: il est peu naturel de penser que l'objet de la comparaison soit un être vivant comme l'est un chasseur de cailles.

2. Même si l'on admet que c'est au chasseur de cailles que l'on compare quelqu'un qui a des bottes »ridées», »froncies» ou »follicantes» (à ce mot latin le poète anonyme français a très bien pu prêter le sens de »ridé» ou »fronci»), on se demande, avec raison, semble-t-il, si la chasse aux cailles nécessitait des chaussures donnant à ses amateurs un aspect qui les faisait différer de tous leurs confrères.

3. Dans deux des passages en question on compare les bottes ridées à un *caillier*, tandis que dans le troisième on les compare à une *bourse a caillier*, terme qui, d'après l'interprétation donnée avec réserve par Tobler-Lommatzsch, signifierait »sac (gibecière) d'un chasseur de cailles».

Ces objections invitent à chercher une solution plus naturelle du problème.

Rappelons que nous avons pu prêter sans contrainte au mot *caillier* l'acception d'un appeau dans tous les passages où ce mot se rencontre au cours de l'histoire de la langue, excepté ces trois derniers, qui ont ceci de commun entre eux qu'ils contiennent une comparaison des bottes ridées à un »caillier». Par le Grand Larousse illustré nous apprenons qu'un modèle moderne d'appeau en métal pour attirer les cailles consiste en un tuyau à l'extrémité duquel se trouve une élargissure dont les parois forment des plis comme les tiges d'une botte à l'endroit de la cheville. La fabrication des modèles antérieurs à ceux qu'on fait entièrement en métal est expliquée par *L'Encyclopédie* de Diderot et d'Alembert (Livourne, 1771) de la façon suivante:

»L'appeau de la caille est fait d'une petite bourse de cuir pleine de crin, à laquelle on ajuste un sifflet fait d'un os de jambe de chat, de cuisse d'oie, d'aile de héron, etc., qu'on rend sonore avec un peu de cire molle; *ou d'un morceau de peau mollette attachée sur un fil de fer en spirale, et collée à l'une de ses extrémités sur un petit morceau de bois en forme de cachet, et à l'autre extrémité sur un petit sifflet semblable à celui du premier appeau.*»[1]

La partie principale du deuxième modèle d'appeau est, comme on vient de le lire, une »bourse» de peau mollette, attachée sur un fil de fer en spirale. Elle forme donc des plis qui doivent ressembler beaucoup à la partie plissée d'une tige de botte, et ainsi on comprend facilement qu'elle ait donné naissance à une comparaison qui a l'aspect d'une locution toute faite: »Chauses qui font le quaillier».

Il y a lieu de noter encore qu'avant la découverte de la poudre et du fusil, on chassait les cailles exclusivement au filet à l'aide d'un »caillier» ou d'une »chanterelle» c.-à-d. d'une caille femelle enfermée dans une cage qui attire par son chant les mâles.

Notre thèse concernant la comparaison d'une botte à un appeau se trouve fortement appuyée du fait que dans une des trois passages précités ce n'est pas à un *caillier* tout court qu'on compare une botte ridée, mais à une *bourse a caillier*, laquelle, au lieu d'une gibecière, comme le veut Tobler- Lommatzsch, doit donc signifier l'élargissure plissée d'un appeau à sifflet. Le *Dictionnaire de Trévoux* (t. 1, art. *cailler*, Paris, 1743), citant le passage du *Roman de la Rose:*

> Housseaux fromis (*sic*) et larges bottes
> Qui ressemblent bourse a cailler,

[1] A la fin de l'article de l'Encyclopédie de Diderot et d'Alembert se trouve la note: »Voyez Planches de chasse en *A* et *B*, les deux appeaux dont il s'agit.» Nous avons consulté soigneusement les planches auxquelles on renvoie, mais nous n'y avons rien trouvé de semblable.

prête, il est vrai, au mot *cailler* le sens »se servir de l'appeau qui contrefait le cri de la caille», mais il observe avec raison que ce passage signifie »que les moines hypocrites dont parle Faulx-Semblant, ont leurs bas qui font autant de plis qu'un appeau de cailles, que ce poète appelle bourse à cailler.»

Avant de terminer notre étude, il convient d'en éliminer un point faible que le lecteur attentif aura sans doute remarqué et qui risque de faire tomber notre raisonnement. Dans le passage de *Tristan ménestrel* que nous avons cité plus haut, ce ne sont pas, à prendre la chose au pied de la lettre, les *ridees hueses*, mais plutôt *coiffe noire* qu'on compare à un *caillier*. Une étude des deux manuscrits dans lesquels le texte en question est parvenu jusqu'à nous montre pourtant qu'il s'agit là d'une mauvaise leçon admise dans le texte imprimé. L'éditeur du poème, Joseph Bédier, qui suit fidèlement le manuscrit *A* (fr. 12576 de la Bibliothèque Nationale) tout en donnant les variantes du manuscrit *B* (Nouv.acq.fr. 6614 de la même Bibliothèque) n'avait aucune raison impérieuse de s'écarter dans notre passage de son manuscrit-base, puisqu'il prêtait au mot *quaillier* le sens de »chasseur de cailles». Un point d'interrogation mis dans la note après cette interprétation fait preuve, il est vrai, d'une certaine réserve que l'illustre savant gardait à l'égard d'elle. L'éditeur dit d'ailleurs lui-même dès le début (*Romania*, t. 35 (1906), p. 501) que chacun des deux manuscrits contient des fautes qui ne sont pas partagées par l'autre. Après ce qui vient d'être dit par nous, il est évident qu'il faut, dans notre passage, écarter la leçon du manuscrit *A* et adopter celle de *B*, ainsi conçue:

> Chascons ot un chapel roont
> Lé et mal fait et coiffe noire;
> *Hueses ridees, c'est la voire,*
> *Orent, qui bien font le quaillier.*

Pour être complet il nous faut, encore une fois, revenir sur nos pas pour discuter le passage n° 1 que nous avons réservé à la fin. Notre maître M. A. Långfors a bien voulu nous signaler

que ces deux vers appartiennent à un jeu-parti français figurant sous le numéro 899 dans la Bibliographie de Raynaud et compris dans le recueil général des jeux-partis français.[1]

Le sujet du poème est la question dilemmatique de savoir si un amoureux fait ses meilleures chansons après avoir obtenu les faveurs de sa dame ou dans l'espoir de les obtenir. Jehan de Grieviler, qui soutient la première alternative, vient de dire:

On voit petit grant joie demener
Devant mengier: après est li sesons.
Li chiens famis vait al mengier ullant.
Amis geüns prie amie en doutant
K'ele ne li escondie (*éconduise*),
Car disete le maistrie.
Povretés fait toute joie abaissier,
Et rikece le fait monteploiier.

Jehan Bretel réplique ainsi:

C'est rikece, Jehan, de desirer.
En la roee de Fortune trouvons
Ke plus lié cuer a cil ki doit regner
Ke cil ki regne a plain; car sa saisons
Faindra toudis, et cil vient en avant.
Cil ki trouva le gourlel tout errant
En perdi le chanterie.
Plentés ki cuer rasasie
Taut (*ôte*) le deduit de joie couvoitier,
Ne plentés n'a saveur, au mien cuidier.

L'éditeur accepte le mot *gourlel* »bourse» se trouvant dans le manuscrit-base, en rejetant la leçon *quaillier*, variante se trouvant dans l'autre manuscrit du Vatican, celui que cite Godefroy. Les deux vers qui signifient: »Celui qui trouva la bourse perdit l'envie de chanter», seraient une allusion à une fable selon laquelle quelqu'un ayant trouvé une bourse

[1] *Recueil général des jeux-partis français*, p.p. A. Långfors avec le concours de A. Jeanroy, etc., t. 1, Paris, 1926, pp. 316—319 (*Société des anciens textes français*).

avait perdu sa joie et, partant, l'envie de chanter. L'objet qui symbolise la réalisation des désirs peut, suivant la fable qui le mentionne, être indifféremment un *gourlel* ou un *quaillier* qui, dans ce contexte, signifie un »hanap» et figure donc à tort chez Godefroy parmi les citations du mot *quaillier*, terme de chasse.

Tauno Nurmela

Tu autem

Die anregenden Bemerkungen von A. Långfors (diese Zeitschrift, Bd. XLIII, 1942, S. 141—147) zur Erklärung der nicht nur im Französischen, sondern auch in den anderen romanischen Sprachen weiterlebenden liturgischen Formel *Tu autem* sollen noch durch einige Hinweise ergänzt werden.

Für alle Fragen, die den Wandel liturgischer Ausdrücke zu neuen volkssprachlichen Wendungen behandeln, wird für lange Zeit das Werk von Hans Rheinfelder: Kultsprache und Profansprache in den romanischen Ländern (Genève und Firenze, 1935 = Bibl. dell'Arch. Rom., Serie II, vol. 18) die Grundlage bilden müssen. Für *Tu autem* hat nun Rheinfelder zur Geschichte und Verbreitung das Nötigste gesagt (S. 372—374). Und A. Långfors hat aus seiner reichen Belesenheit zahlreiche Stellen aus altfranz. Texten zusammengetragen, die die Verwendung des *Tu autem* belegen. Es wäre wünschenswert, wenn auch für die übrigen romanischen Sprachen eine derartige Zusammenstellung vorgelegt würde.

Dass *Tu autem* aus der Liturgie stammt, ist ohne weiteres klar. Die Verwendung innerhalb der Liturgie ist aber bei Jean Plattard (Zitat bei Långfors) nicht ganz richtig wiedergegeben. Auch Rheinfelder muss hier berichtigt werden. Es handelt sich hier nicht um ein »verset repris en chœur», sondern um eine formelhafte Schlusswendung bei j e d e r der neun Lektionen der Matutin, nicht nur bei den aus der Bibel entnommenen. Der Vorleser schliesst mit: *Tu autem, Domine, miserere nobis*, worauf der Chor antwortet: *Deo gratias. Tu autem* bezeichnet also den

Abschluss, wie A. Långfors richtig bemerkt. Diese Verwendung hat sich noch heute in manchen Klöstern erhalten, indem der Prior oder Abt, um das Ende der Mahlzeit zu bezeichnen, sich erhebt und sagt: *Tu autem*, worauf die versammelten Mönche die Tafel aufheben und fortfahren: *Domine, miserere nobis* und das Tischgebet sprechen.

Für die Weiterentwicklung von »Abschluss» zu »Schwierigkeit» geben Rheinfelder und Långfors Erklärungen. Rheinfelders scharfsinnige Ausführungen beweisen deutlich, wie *Tu autem* zur Bedeutung »Hauptsache» kommen konnte. Freilich der Weg von »Hauptsache» zu »Schwierigkeit» ist damit noch nicht geklärt. Rheinfelder geht bei seiner Erklärung von den Singweisen aus und glaubt, dass die Auffassung des Stichwortes *Tu autem*, auf das die Sänger mit *Deo gratias* zu antworten hatten, besondere Schwierigkeiten geboten habe. Aber Rh. nennt diese Erklärung selber eine blosse Vermutung und sagt, dass sie allein niemals das Rätsel lösen könne. Auch die Bemerkung von A. Långfors: »mot de la fin, solution d'une difficulté et, par métonymie, la difficulté elle-même», genügt als Erklärung nicht.

Dagegen scheint mir Långfors' Schlussbemerkung den richtigen Weg zu weisen. »L'origine liturgique, qui est certaine, n'exclut pas la possibilité que l'usage qu'on en a fait dans l'argot des écoles ait contribué à la popularité de l'expression» (S. 146). Kann nicht aus dem »argot des écoles» die Bedeutung »Schwierigkeit» entstanden sein?

In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts spielte sich im Priesterseminar zu Würzburg folgende Szene ab: Die sehr streng gehaltenen jüngeren Kandidaten benutzten einmal die Abwesenheit ihres Direktors dazu, um eine studentische Kneipe zu veranstalten. Wider Erwarten wurden sie vom Direktor überrascht, der sie mit den Worten der Bibel: *Fratres, sobrii estote et vigilate!* ermahnen wollte, worauf ihm einer der Jungen schlagfertig erwiderte: *Tu autem, Domine, miserere nobis.* Das Ergebnis war ein befreiendes Lachen, und die Schwierigkeiten waren behoben.

Es ist gar nicht nötig, stets an derartige Szenen zu denken, die durch Humor und Witz eine Lösung herbeiführen. Auch innerhalb einer durchaus ernsten Lage kann durch das *miserere nobis* eine Schwierigkeit überwunden werden. Die Bedeutung »Schwierigkeit» für *tu autem* stammt also wohl aus dem *miserere nobis. Tu autem* lässt in dem mit der Formel Vertrauten sofort das *Miserere nobis* anklingen, vor allem eben im »argot des écoles», wie A. Långfors sehr richtig erkannt hat. Und von der Bedeutung »Überwindung einer Schwierigkeit» zu »Schwierigkeit» schlechthin ist der Weg nicht weit.

Würzburg.

ADALBERT HÄMEL

Besprechungen

Paul Falk, *Comment T r a n s est devenu la marque du superlatif absolu en français.* Reprinted from S t u d i a n e o p h i l o l o g i c a, XIII, 1940, p. 11—44.

Dans sa thèse *Jusque et autres termes en ancien français et en ancien provençal marquant le point d'arrivée* (Upsal, 1934), p. 36, M. Falk annonçait une étude d'ensemble sur *très* augmentatif. L'auteur semble s'excuser d'avoir trop retardé la réalisation de cette intention. Le lecteur n'y a rien perdu. A mon avis, M. Falk nous présente ici son meilleur travail, malgré l'étendue relativement restreinte, travail riche en résultats nouveaux, clair, sobre, précis, bien écrit et basé sur de riches matériaux. Seulement, ces matériaux sont soigneusement triés, et ce ne sont que les exemples nécessaires à la démonstration qui sont admis. C'est un exposé captivant et dont les résultats paraissent sûrs, et qui donne de belles preuves de la pénétration de M. Falk, de sa capacité d'apercevoir les ressorts secrets de l'évolution du langage.

M. Falk traite de la naissance de *très* augmentatif, et il suit ses avatars à travers le latin et le latin vulgaire jusqu'au XIII^{e} siècle environ, époque où *tres* avait encore le sens du superlatif absolu, emploi dont témoigne toujours la combinaison *le Très-Haut.* A cette étape, l'auteur interrompt ses recherches, en

faisant observer qu'il laisse *tres* »au moment où, encore plein de force, il fait fonction d'élatif. Plus tard[1] il s'émancipera de l'adjectif et deviendra un adverbe indépendant. Comme tant d'autres termes de renforcement, il s'affaiblira par l'usure et tombera au niveau de *moult*. Une lutte s'engagera entre ces deux termes, lutte d'où *tres* sortira vainqueur. L'histoire ultérieure de *tres*, on s'en rend compte, est riche en péripéties et fournit à qui voudra l'entreprendre l'objet d'une belle et fructueuse étude» (p. 44).

M. Falk commence par repousser l'idée répandue que *tres* avec la valeur d'adverbe superlatif remonterait à la préposition latine t r a n s 'au delà de', d'une manière analogue à d'autres superlatifs absolus formés avec s u p e r-, h y p e r-, e x t r a-, u l t r a-: en français, de même qu'en provençal et dans les langues de la péninsule ibérique, cette préposition a pris exclusivement le sens de 'derrière'.

Les expressions du type *tres par*, *tres parmi*, *tres devant* sont rangées dans une catégorie à part. M. J. Svennung, *Untersuchungen zu Palladius* (Upsal, 1935), p. 365, a démontré que p e r m e d i u m était devenu une vraie préposition. Le renforcement par accouplement asyndétique de deux synonymes (*puis après*) est un trait caractéristique de l'ancien français et qui remonte au latin: t r a n s p e r m e d i u m serait un exemple de ce procédé. Voilà l'idée ingénieuse dont se sert M. Falk pour se débarrasser de ces tournures qui ne rentrent pas dans son système. Malgré le dépouillement qu'il a fait sur place des matériaux du *Thesaurus linguae latinae*, l'auteur n'a évidemment pas réussi à retrouver des traces latines de cette redondance. Ce fait infirme la portée de ses conclusions sans toutefois les invalider.

Reste t r a n s comme préfixe verbal. Comment expliquer pourtant que t r a n s, latin vulgaire t r a s, montre le passage *a* > *e* dans *tres*, passage auquel on ne s'attendrait qu'en syllabe tonique? L'auteur reprend une idée suggérée puis rejetée par Buchegger, *Über die Prefixe in den rom. Sprachen* (1890), développe cette idée et en fait une preuve concluante, en se basant sur un certain nombre d'exemples bien choisis. Le latin vulgaire remplaça souvent un verbe composé par un verbe simple et un adverbe indépendant: p r o i c i t: p o r r o i a c i t

[1] Je ne comprends pas bien ce que signifie ce »plus tard»: dès les plus anciens textes *tres* se combine avec des adverbes et avec *tot* (cf. pp. 12, 16, 17).

(Gloses de Reichenau, 34); cf. *jeter dehors* en français moderne. Or, l'auteur fait observer que p o r (r) o se retrouve en anc. français d'un côté comme particule indépendante en compagnie de certains verbes[1], sous la forme régulière accentuée *puer* (*Rois, giete te folie puer*); de l'autre il y a la forme non décomposée, phonétiquement régulière en position initiale *por-* : *Confondu serunt, kar Deus purjetad els.* Pour ce qui est de t r a n s, la décomposition est attestée en latin vulgaire; ainsi dans une des versions de l'*Itala*, où nous lisons entre autres dans l'*Évangile selon saint Matthieu* 16, 5: *Et uenientes trans obliti sunt discipuli panes accipere* (la *Vulgate* offre: *Et cum uenissent discipuli eius trans fretum obliti sunt panes accipere*). Dans une telle position *trans* donne régulièrement *tres*: en partant de l'idée de verbes décomposables dans le français prélittéraire, on en arrive facilement à une généralisation de *tres*, même pour les verbes non décomposables: *tresmuer* 'changer totalement'. Certains doublets rares ont survécu: *tranoer* et *tresnoer* 'traverser à la nage'. *Tramettre* 'envoyer' et *traverser* n'ont pas dû être sujets à la décomposition, parce que dans ces verbes l'évolution du sens a fait rompre tout lien sémantique avec *mettre* et *verser*, d'où la conservation de l'*a* initial.

Passons au problème sémantique. En latin, nous trouvons en germe la valeur renforçante de *trans*; il faut en ramener l'origine aux sens 'par delà', 'de part en part': t r a n s f e r r e, t r a n s f o r a r e. L'anc. français offre une riche série dont voici quelques jalons: *trespasser, trespercier, tresmuer, tresbattre, tresboivre, trespenser*. Pour les trois derniers exemples le sens purement renforçant ne fait pas doute: 'battre excessivement', 'boire copieusement', 'être plongé dans ses pensées'. Le stade suivant de la filière sémantique est représenté par les participes passés du type *tresbeu* 'ivre', *trespensé* 'plongé dans ses pensées'. De là il n'y a qu'un pas à la forme *trespensif*: la formation de l'adverbe est un fait accompli. A l'aide d'un certain nombre d'exemples bien choisis on démontre que -i s s i m u s latin est supplanté par des constructions avec *tres*: d u l c i s s i m u s : *tres doux*. *Tres*, dans la première période de l'anc. français a donc beaucoup plus de force que *moult*, et a été appelé à prendre la place laissée vide par la disparition du superlatif organique latin. Pour expliquer l'usure sémantique et l'affaiblissement de *tres*, je crois qu'il faudra

[1] Seulement, semble-t-il, avec *geter, ruer* et, rarement, *metre* (*Galeran de Bretagne*, éd. L. Foulet, v. 3275: *met puer*). [Réd.]

tenir compte, dans une très large mesure, des formules non seulement caritatives, mais aussi de pure politesse du type *tres douz ami*, *tres douz sire*, *tres gentil sire*, etc. M. Falk en donne des exemples, et ces tournures sont familières à tous les médiévistes.[1]

J'ai laissé de côté un point important: l'explication de *trestout*, fréquent dès les plus anciens textes. A mon avis, le passage que l'auteur a consacré à ce mot est un peu trop sommaire, d'autant plus que, sans la solution du problème de ce mot, toute l'histoire de *tres* serait à reprendre. Rappelons-nous que M. Falk a trouvé de bonnes raisons pour considérer t r a n s-*tres* dans les formations verbales comme une particule originairement décomposable. La particule aurait alors dû pouvoir se construire en tmèse (cf. *Ultre s'en vait*). Il n'en reste pas de traces littéraires, mais l'auteur présume que cette construction archaïque se trouvait dans l'original de *S. Alexis*, Dans le texte conservé, ms. L 116, on lit ce vers évidemment corrompu et qui ne donne pas de sens:

Des at li emfes[2] sa tendra carn mudede.

En substituant *tres* à *des* on obtient un sens satisfaisant: 'L'enfant a complètement changé sa tendre chair', — et un exemple de la décomposition de *tres*. M. Falk écrit (p. 36): »Supposons les exemples prélittéraires que voici: **Tres a tot oblié* (*mué*, *troblé*). Ici *tres* a pu être associé mentalement avec *tot* aussi bien, et de cette association est sorti le stade définitif *Trestot a oblié*, le seul qui soit resté, quand la décomposition est sortie de l'usage.» L'explication est ingénieuse et nécessaire pour que le système de l'auteur tienne debout, seulement l'auteur de ce système paraît lui-même attacher trop peu d'importance à sa conjecture heureuse relative au v. 116 de *S. Alexis*, lorsqu'il dit (p. 42): »Or, *tres* ne se construit j a m a i s en tmèse. C'est là une règle absolue.»

Je n'ai pu m'arrêter qu'aux traits généraux de cette étude. J'ai dû laisser de côté les intéressantes données qu'elle nous fournit pour l'italien par exemple, les fines remarques témoignant de la réflexion, des interprétations sagaces, de la pénétra-

---

[1] Cf. aussi W. A. Stowell, *Old French Titles of Respect* (Baltimore, 1908).

[2] M. Falk imprime *anfes*.

tion subtile de l'auteur, de ses combats avec l'ange de contradiction qui le tourmente parfois, mais qu'il apaise avec des arguments convaincants.

KARL MICHAËLSSON

Die französischen Moralisten, La Rochefoucauld, Vauvenargues, Montesquieu, Chamfort, Rivarol. Die Aphorismenbücher in vollständiger Gestalt verdeutscht und herausgegeben von FRITZ SCHALK, mit Vorwort von KARL VOSSLER. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. S a m m l u n g D i e t e r i c h, Band 22. Preis: gebunden in Pappe RM.4.50.

Die französischen Moralisten einem der französischen Sprache nicht genug mächtigen Leserkreis in deutscher Übersetzung zugänglich zu machen, ist zweifellos zu begrüssen, und der buchhändlerische Erfolg solcher Bände bestätigt es, obwohl nächst der Lyrik gerade Aphorismen und Maximen am schwersten übersetzbar sind. Sie verlieren viel von ihrem Glanz, aus dem spitzen Florett wird leicht ein Museumsstück. Seit Nietzsche die Aufmerksamkeit auf die französischen Moralisten gelenkt hat, deren grösster Schüler er geworden ist, blieb bei deutschen Lesern das Interesse an ihnen dauernd wach.

In dem vorliegenden handlichen Band finden wir beieinander den grossen Skeptiker La Rochefoucauld, der den Menschen tief in die geheimen Herzkammern ihrer Motive geleuchtet hat, und für den der Weisheit letzter Schluss war: l'amour-propre est le mobile de tout, und neben ihm sein Widerspiel aus dem dix-huitième, Vauvenargues, der den Menschen gegen La Rochefoucauld wieder verteidigt hat und sich an Pascals Mahnung erinnert, dass es nicht gut sei, dem Menschen seine bassesse zu zeigen, ohne zugleich seine grandeur aufleuchten zu lassen. Da sind die vorrevolutionären Geister Montesquieu und Chamfort und der mit dem Heimweh nach dem ancien régime schwer verwundete Rivarol.

Der Herausgeber und Übersetzer Fritz Schalk hat der Sammlung eine wertvolle Einleitung gegeben mit den wichtigsten biographischen Angaben und Charakteristiken, knappe Anmerkungen und ein Register fehlen nicht, Karl Vossler hat ein empfehlendes Vorwort beigesteuert. Die Übersetzung liest sich gut.

PHILIPP KRÄMER

Le XLVII[e] Arrêt d'Amours

Contributions au classement des éditions.

En passant à Paris l'hiver 1938—1939 nous avons eu l'occasion de voir les quinze éditions des Arrêts d'Amours que Mlle Luise Götz indique comme se trouvant à la Bibliothèque Nationale.[1] Nous y avons noté surtout les leçons de deux Arrêts que nous avions à préparer pour la conférence de notre maître M. A. Långfors.

Entre temps ont paru les *Études sur Martial d'Auvergne* de M. Vilho Puttonen, suivies du texte critique de quelques Arrêts d'Amours.[2]

M. Puttonen ayant été forcé de terminer sa thèse sans avoir eu l'occasion de compléter les matériaux qu'il avait réunis avant la guerre, à Paris et en Angleterre, en vue de son travail, il est apparu que ce qu'avait pu constater M. Puttonen sur la base de ses matériaux, était susceptible d'être complété par les notes prises par nous à Paris il y a près de cinq ans. Nous avons ainsi l'occasion soit de confirmer quelques groupes d'éditions déjà constatés par M. Puttonen, soit d'en établir de nouveaux. Enfin nous publions le texte critique du XLVII[e] Arrêt qui ne figure pas parmi ceux qu'a imprimés M. Puttonen.

Les éditions des Arrêts d'Amours.

Mlle Götz n'a connu que seize éditions des Arrêts d'Amours. M. Puttonen en a indiqué dix-neuf de plus. Pour faciliter la compréhension de notre exposé, nous donnons les titres (en abrégé) des 35 éditions dans l'ordre chronologique établi par M. Puttonen (p. 97 et suiv.).

[1] Luise Götz, *Martial d'Auvergne: Les Arrêts d'Amours*. Frankfurt am Main, 1932 (dans Frankfurter Quellen und Forschungen hgg. von Erhard Lommatzsch, Hans Naumann et Franz Schulz, n° 1), pp. 30—31.

[2] Vilho Puttonen, *Études sur Martial d'Auvergne*. Thèse. Helsinki, 1943.

C. *Les cinquante et ung arrest damours.* Sans lieu ni date (vers 1500?). Bibl. Nat. Rés. Y² 926.

R. *Les cinquante et ung arrest damours.* S. l. n. d. (avant 1520), Le Petit Laurens. Oxford, Bibl. Bodléienne, Douce, A 280.

A. *Les cinquante et ung arrest damours.* Paris, s. d. (avant 1522), Michel Le Noir. Bibl. Nat. Rés. Ye 795 et Rés. Y² 931.

B. *Sensuyvent les cinquante et ung arest. Donnez . . . .* Paris, s. d. (avant 1523), veuve feu Jehan Trepperel et Jehan Jehannot. Bibl. Nat. Rés. Y¹ 927 et Rés. Y² 928; British Museum 90. i. 22.

S. *Sensuyvent les cinquante et ung arrestz donnez . . .* Paris, s. d. (avant 1523), Jehan Jehannot. Bibl. Sainte-Geneviève, Rés. Y 426[28].

T. *Sensuyvent les cinquante et ung arrestz damours.* Paris, 1523(?), Philippe le Noir. Collection inconnue.

U. *Sensuyvent les cinquante et ung arrestz donez . . .* Paris, 1525, Philippe le Noir (?). Collection inconnue.

V. *Sensuyvent les cinquante et ung arrestz donnez . . .* Lyon, 1527, Olivier Arnoullet. Wolfenbüttel, Herzog August-Bibl. 3202.

X. *Sensuit Les Cinquante Et ung, et Cinquante deuxiesme Arrestz . . .* Paris, s. d. (vers 1530), Anthoyne Bonnemere. British Museum 8416. a. 71.

Y. *Sensuit Les Cinquante et ung, et . . .* (comme l'édition précédente). Paris, sans date (Anthoyne Bonnemere, vers 1530). Bibl. Mazarine 44995.[1]

H. *Aresta Amorum. Cum erudita Benedicti Curtij Symphoriani explanatione.* Lyon, 1533, Sebastian Gryphius. Nombreux ex.

I. *Aresta Amorum. Cum erudita Benedicti Curtij Symphoriani explanatione. Accessit huic editioni locupletissimus rerum ac vocabulorum index.* Lyon, 1538, Sebastian Gryphius. Nombreux ex.

E. *Droictz nouveaulx et arrestz Damours publiez par messieurs les Senateurs du parlement de Cupido . . .* Paris, 1541, Pierre Sergent. Bibl. Nat. Rés. Y² 2864.

Z. *Droictz nouveaux et arrestz d'amours publiez par Messieurs les Sénateurs de Cupidon . . .* Paris, 1541, Alain Lotrian. Collection inconnue.

D. *Droictz nouveaux publiez de par messieurs les Senateurs du temple de Cupido . . .* Sans lieu ni date (1542). Bibl. Nat. Y² 12571; British Museum C. 38. a. 33.

a. *Droictz nouveaux*, etc. (même titre que ci-dessus, éd. *D*). Sans lieu ni date (v. 1542). Collection inconnue.

---

[1] Édition identique à la précédente, quoique le nom de l'imprimeur ne figure pas sur le titre. Voir V. Puttonen, *o. c.*, p. 111.

K. *Aresta Amorum. Cum erudita Benedicti Curtii Symphoriani explanatione. Accessit huic . . .* Paris, 1544, Carolus Langelier. Bibl. Nat. Rés. Y² 3221; British Museum 12316. e. 14; Berlin, Bibl. de l'État, Xt 4250.

b. *Les declamations, procedures et arrestz d'amours, nouvellement donnez . . .* Paris, 1545, Vincent Sertenas. Berlin, Bibl. de l'État, Xt 4240.

c. *Les Declamations, Procedures Et Arrestz D'Amours, Nouvellement donnez . . .* Paris, 1545, veuve feu Françoys Regnault. Collection inconnue.

d. *Les Declamations, procédures, et arrests d'amours, donnez en la cour et parquet de Cupidon . . .* Paris, 1545, Roffet et Le Clerc. Collection inconnue.

L. *Aresta Amorum. Cum erudita Benedicti Curtii Symphoriani explanatione.* Lyon, 1654, Sebastian Gryphius. Bibl. Mazarine 45266; British Museum 12315. bb. 47, un autre exemplaire G. 16490.

e. *Aresta Amorum LII. Accuratissimis Benedicti Curtii Symphoriani commentariis ad utriusque juris rationem forensiumque actionum usum quam acutissime accommodata.* Paris, 1555, Carolus Angelier. Bibl. de l'Arsenal 18267.

f. *Les Déclamations, procédures et arrestz d'amour, donnez en la cour et parquet de Cupido . . .* Paris, 1555, Nicolas Chrestien. Collection inconnue.

g. *Aresta Amorum LII, accuratissimis Benedicti Curtii Symphoriani commentariis.* Paris, 1556, Guillaume Le Noir. Bibl. inconnue.

M. *Aresta Amorum LII. Accuratissimis Benedicti Curtij Symphoriani commentariis ad utriusque juris rationem forensiumque actionum usum quam acutissime accommodata.* Paris, 1566, Jérôme de Marnef et Guiliaume Cavellat. Bibl. Nat. Rés. Y² 2861; British Museum 12331. a. 40.

N. *Aresta Amorum LII. Accuratissimis Benedicti Curtij Symphoriani commentariis ad utriusque juris . . .* Paris, 1566, Joannes Ruellius. Bibl. Nat. Y² 12397; British Museum 12331. a. 41; Berlin, Bibl. de l'État, Xt 4253.[1]

h. *Les Déclamations, procédures et arrestz d'amour, donnez en la cour et parquet de Cupido, à cause . . .* Lyon, 1581, Ben. Rigaud. British Museum 12315. aa. 25.

O. LIII. *Arrests D'Amours. Aresta Amorum. Accuratissimis Benedicti Curtii Symphoriani Commentariis ad utriusque iuris . . .*

---

[1] Édition faite sur la précédente. Voir Puttonen, *o. c.*, p. 121.

Le tout diligemment reveu et corrigé en une infinité d'endroits outre les precedentes impressions. Rouen, 1587, Thomas Mallard.[1] Nombreux ex.

i. LIII. *Arrests D'Amours. Aresta Amorum. Accuratissimis Benedicti*, etc. (comme la précédente). Rouen, 1587, Raphaël du Petit Val. Bibl. Nat. Rés. Y² 2862 et 3222 et Rés. F 1722.[2]

F. LIII. *Arrests d'Amours. Donnez en la court et parquet de Cupido, à cause d'aucuns differens . . . Le tout diligemment . . .* Rouen, 1597, Raphaël du Petit Val. Bibl. Nat. Rés. Y² 2863; British Museum 245, d. 16.

P. *Processus Juris Joco-serius, . . . in quo continentur:* I) *Bartoli a Saxoferrato . . .* II) *Jacobi de Ancharano . . .* III) *Martialis Arverni, J. C. Cognitoris in Senatu Regio Parisiensi, Aresta Amorum . . . adjectis Benedicti Curtii Symphoriani J. C. Commentariis . . .* Hanau, 1611, Biermann. Bibl. Nat. Y² 12396; Berlin, Bibl. de l'État, Hf 10010.

G. *Plaidoyers Et Arrests D'Amours. Donnez en la Cour et Parquet de Cupidon . . . Ensemble quelques procez tragiques, non encores Imprimez.* Rouen, 1627, Jacques Besongne. Bibl. Nat. Y² 12398; Bibl. Mazarine 44122.

Q. *Les Arrests d'Amours, avec L'Amant rendu Cordelier, à l'Observance d'Amours. Par Martial d'Auvergne, dit, de Paris, Procureur au Parlement. Accompagnez des Commentaires Juridiques, et Joyeux de Benoit de Court, Jurisconsulte. Derniere édition Revue, corrigée et augmentée de plusieurs Arrêts, de notes, et d'un Glossaire des anciens Termes.* Amsterdam, 1731, François Changuion. En deux volumes in-12°. Bibl. Nat. Y² 12399 et 12400.

j. *Les Arrests d'Amours*, etc. (comme l'édition précédente). Paris, 1731, Pierre Gandouin. Bibl. Sainte-Geneviève 8° Y 1110½ Rés.

k. *Les Arrests d'Amours*, etc. (comme les deux éditions précédentes). Amsterdam, 1734, François Changuion. Bibl. Nat. Y² 54147; Bibl. de l'Université de Helsinki 380. III 16.[3]

---

[1] *O* est une édition partagée avec Raphaël du Petit Val (le sigle *i*). Voir Puttonen, *o. c.*, p. 122.

[2] Mlle Götz mentionne, sous le sigle *O*, deux exemplaires de la Bibl. Nat.: Rés. Y² 2862 et Rés. Y² 3222 comme représentant une édition due à Thomas Mallard, Rouen, 1587. C'est une erreur, l'éditeur est Raphaël du Petit Val.

[3] Ce volume correspond exactement à la première édition en deux volumes (*Q*) du même libraire. Voir Puttonen, *o. c.*, p. 125.

Sur les éditions et leur classement.

Pour ce travail ont été examinés le XLVII^e et le XLVIII^e Arrêt dans seize éditions: *CABHIEDKMNiFPGQk*.[1]

M. Puttonen a voulu prouver la supériorité de *C* à toutes les autres éditions connues.[2] Quelques passages du XLVII^e Arrêt, où *C* seul semble avoir la bonne leçon, appuyent cette supposition:

XLVII, 25: Secondement, car quant les rues sont estroictes, ilz contraignent les galans a passer par l'autre, et ne peuvent aucuneffois a cause de leurs tabernacles approcher de leursdites dames pour dire a dieu ou ung mot en passant, qui leur est ung grant desplaisir. *ABEDFGHIKMNiPQk.*

Secondement, car quant les rues sont estroictes, ilz contraignent les galans a passer *ung costé combien qu'ilz aimassent mieux passer* par l'autre, et ne peuvent aucuneffois a cause de leurs tabernacles approcher *prés* de leursdites dames pour dire a dieu ou ung mot en passant, qui leur est ung grant desplaisir. *C.*

Il s'agit ici d'un bourdon typique, le typographe ayant sauté du premier *passer* au second. La leçon de *C* avec l'opposition *d'ung costé . . . par l'autre* est tout à fait claire car toute l'action se déroule dans la même rue:[3] les amoureux étaient contraints de garder le côté opposé à celui où allaient leurs dames, parce que la rue était encombrée de »tabernacles» des pâtissiers.[4] De plus, une fumée épaisse leur faisait perdre de vue leurs dames. *Par l'autre*, de *AB*, etc., qui ne s'oppose à rien, ne donne aucun sens acceptable. Aussi *MNPQk* corrigent-ils tant bien que mal *par autres*.[5]

---

[1] L'éd. *k* est la seule des éditions des Arrêts d'Amours qui se trouve à la Bibliothèque de l'Université de Helsinki.

[2] La réimpression de Mlle Götz est faite sur la base de *A*. D'après Puttonen (p. 132) *R* aussi est supérieur à *A*.

[3] Comparez: *quant elle le voit d'ung costé elle va de l'autre en le moquant* (Götz, *o. c.*, Arr. XII, p. 64, 6).

[4] Godefroy (X, 736[a]) cite, d'après La Curne de Sainte-Palaye, notre passage à propos de *tabernacle*, employé ici plaisamment au sens d'échoppe, petite boutique adossée à une église.

[5] La locution conjonctive *combien que* est très usitée dans les Arrêts. Le verbe se met à l'indicatif ou au subjonctif: ». . . et Dieu

Une certaine redondance est caractéristique pour l'auteur des Arrêts. Il aime à exprimer une idée par deux, voire trois synonymes:

XLVII, 13: Car s'il faisoient ailleurs leursdi[te]z goffres, personne n'en yroit achapter, et aussi on ne les pourroit menger chauldes. *ABEDFGHIKM NiPQk.*

Car s'il faisoient ailleurs leursdi[te]z goffres, personne n'en yroit *querir* n'achapter, et aussi on ne les pourroit *avoir ne* menger chauldes. *C.*

XLVII, 30: Tiercement, car par le moyen du feu a quoy ilz cuisent leurs dictes goffres, il vient une fumée si mauvaise que lesditz galans sont contraints de cligner les yeux et . . . *ABEDFGHIKMNiPQk.*

Tiercement, car par le moyen du feu a quoy ilz cuisent leurs dictes goffres, il vient *et ist*[1] *souvent* une fumée si mauvaise que lesditz galans sont contraints de cligner les yeux et . . . *C.*[2]

XLVII, 44: . . . car au moins avoient ilz par le moyen desditz gauffriers occasion de parler a leurs dames (et *D*) de leur en presenter, en concluant comme dessus. *ABEFGHIKMNi PQk.*

. . . car au moins avoient *iceulz galans* par le moyen desditz gauffriers *actes*[3] *et* occasion de parler a leurs *dites* dames *quant ilz les rencontreront et* de leur en presenter *ou demander s'il en vousdroient point menger en ces marchés la,* en concluant comme dessus. *C.*

---

sçayt la tempeste quil en fut. Et *combien que* ladicte vieille chamberiere en faisant son devoir jurast et affermast par grans sermens et sur son baptesme que c'estoyt ung des patins des menestriers . . .» (Götz, Arr. XXII, p. 88, 9; d'autres exemples *ib.*, Arr. XXI, 86, 7; Arr. XXIII, p. 96, 13; Arr. XXVI, p. 102, 21).

[1] Prés. de l'indicatif de l'ancien verbe *eissir, issir* (lat. *exire*) 'sortir'.

[2] D'autres exemples de l'emploi de deux verbes quasi synonymes: . . . comme indigne d'y *estre et habiter* . . . (Götz, Arr. I, p. 42, 13); . . . et que ledit amant vient *prier et requerre* . . (*ib.*, Arr. III, p. 47, 32); . . . que se ledit deffendeur *a et porte* nouveaulx gans es mains . . . (*ib.*, Arr. V, p. 49, 22).

[3] Exemples d'un emploi des noms: ». . . disoit qu'elle n'y avoit gaigne ne prouffit . . .» (Götz, *o. c.*, Arr. X, p. 60, 4); ». . . ilz firent ensemble plusieurs *promesses et aliances* damour . . .» (*ib.*, Arr. II, p. 44, 24). — *Acte* semble ici un synonyme de *occasion.* Toutefois ni Godefroy ni Lommatzsch ni Littré ni Huguet n'enregistrent cette acception.

AB, etc., ont une lacune. La conjonction *et* rend la leçon de *D* lisible, mais nous préférons la leçon plus circonstanciée de *C*.

Il nous reste encore un passage où *C* seul offre la bonne leçon:

XLVII, 49: Ouyes lequelles parties en tout ce qu'elles ont voulu dire et proposer elles ont esté appointés en droit a metre par devers la Court et au conseil. *ABEDFGHIKMNiPQk.*	Ouyes lequelles parties en tout ce qu'elles ont voulu dire et proposer elles ont esté appointés en droit *et* a metre par devers la Court et au conseil. *C.*

La conjonction *et* est indispensable. Il faut distinguer entre deux locutions juridiques: 'appointer en droit et a metre par devers la Court et au conseil', et 'appointer a metre devant la Court et au conseil'.[1]

M. Puttonen regrette d'avoir été obligé de renoncer à l'étude exacte de *B*, édition assez ancienne (avant 1523?). —A en juger d'après les variantes du XLVII^e et du XLVIII^e Arrêt, l'édition *B* n'a pas, tant s'en faut, la valeur de *A* par exemple. *B* suit le type *A*, mais le texte en présente les mêmes leçons aberrantes que celui de *H* et de *D*. Voici quelques exemples:

XLVII, 5: . . . que doresnavant ilz ne facent leurs goffres et gasteaux devant les lieux et esglises ou l'en va en pelerinage. *A.*	. . . que doresnavant ilz ne facent *plus* leurs goffres et *leurs* gasteaux devant les lieux et esglises ou l'en va en pelerinage. *BHD.*
XLVII, 7: . . . affin que la fumée du feu ne leur face mal aux yeux et par se moyen ilz puissent a leur aise saluer et regarder leurs dames . . . *A.*	. . . affin que la fumée du feu ne leur *puisse* faire mal aux yeux et par se moyen ilz puissent *bien* a leurs aise saluer et regarder leurs dames . . . *BHD.*

[1] Comparez: »Finablement parties ouyes elles ont esté appointées en droit et a metre par devers la Court et au conseil» (Götz, *o. c.* Arr. XVII, p. 76, 26; voir aussi *ib.*, XXVII, p. 104, 17, et Arr. XXVIII, p. 106, 10).

XLVII, 11: ... qu'ilz gaignent leurs vies a faire lesdit[e]z goffres, et que leur mestier requeroit qu'ilz besongnent a jour de feste et ... *A*.	... qu'ilz gaignent leurs vies a faire les *dessus* dict[e]z goffres, et que leur mestier requeroit qu'ilz *besognassent* a jour de feste et ... *BHD*.

Pour un classement des éditions d'après les variantes, le XLVII[e] Arrêt offre un passage intéressant. A part les petites différences déjà signalées, toutes les éditions examinées lisent:

XLVII, 9: Ausquelles inhibitions et deffences lesditz patissiers se sont opposés, et disoient pour leurs causes d'opposition qu'ilz gaignent leurs vies a faire lesdi[te]z goffres, et que leur mestier requeroit qu'ilz besongnent a jour de feste et auprés des lieux et eglises ou le peuple va. Car s'il faisoient ailleurs leursdi[te]z goffres, personne n'en yroit querir n'achapter, et aussi on ne les pourroit avoir ne menger chauldes.

CABEDFG continuent: Pour quoy soustenoient leur opposition en concluant que a tort et mauvaise cause lesditz gallans amoureux, en perseverant en leurs demandes, disoient que pour rien du monde l'en ne devoit souffrir lesditz goffriers besongner auprés des lieux et eglises par plusieurs moyens:	Toutes les autres editions, soit *HIKMNiPQk*, lisent ainsi la fin du passage: Pourquoy soustenoient leur opposition en concluant que a tort et mauvaise cause lesditz gallans amoureux *c'estoient plainctz d'eux. A quoy lesdictz gallans amoureux*, en perseverant en leurs demandes, disoient que pour rien du monde l'en ne devoit souffrir lesditz goffriers besongner auprés des lieux et eglises par plusieurs moyens:

Dans les éditions *CABEDFG* il y a une lacune évidente, tandis que *HIKMNiPQk*, c'est-à-dire les éditions munies du commentaire latin de Benoît Le Court, offrent une leçon bonne et logique.

La leçon de *HIKMNiPQk* pourrait-elle être originale? Nous serions disposé à tenir la leçon du groupe *H* pour originale s'il ne s'agissait d'un groupe d'éditions assez tardives. Tout en tenant compte des leçons particulières communes à *H* et à *D*, par exemple, nous sommes obligé d'attribuer la bonne

correction de ce bourdon à Benoît Le Court, commentateur d'une longue série d'éditions (*HIKMNiPQk* entre autres).

Les variantes permettent de supposer un rapport plus étroit entre quelques autres éditions:

XLVII, 1: A la plainte et requeste de plusieurs grans amoureux ont esté baillées par la Cour de ceans . . . *A*.	A la plainte et requeste de plusieurs *gens* amoureux ont esté baillées par la Court de ceans . . . *DFG*.
XLII, 3: . . . par vertu desquelles inhibicions et deffences ont esté faictes a je ne sçay quelz goffriers et patissiers que doresnavant ilz ne facent . . . *A*	. . . par vertu desquelles inhibicions et deffences ont esté faictes a je ne sçay quelz goffriers et (et *om. E*) patissiers *et rotisseurs* que doresnavant ilz ne facent . . . *EDFG*.

Par les leçons particulières de ces passages (pour d'autres concordances voir la *varia lectio*) *EDFG*, tout en suivant le type *A*, s'écartent d'une part de *CA* et d'autre part de *H* et des autres éditions commentées en latin.

En dehors des variantes proprement dites il y a un autre critère qui nous aide à grouper les éditions et à subdiviser certains groupes déjà établis.

Mlle Götz[1] et M. Puttonen[2] ont déjà mentionné les résumés des Arrêts qui se trouvent dans certaines éditions. Sur la base de ces résumés et d'autres criteriums M. Puttonen a réuni *ED* et quelques autres éditions dans un groupe à part. Il a même supposé que *F* et *G* font partie de ce groupe. Nous pouvons l'affirmer.

Le texte des résumés en *EDFG* est identique. Comme il existe aussi un autre texte, dont ni Mlle Götz ni M. Puttonen ne disent rien, nous reproduisons ci-dessous les deux résumés du XLVIII^e Arrêt. Ceux du XLVII^e Arrêt sont imprimés ci-après, p. 124, au-dessous du texte critique.

---

[1] Mlle Götz a, dans sa réédition, transcrit ces résumés d'après *D*.

[2] Voir Puttonen, *o. c.*, pp. 115, 127, 128.

Le XLVIII[e] Arrêt: Ung jeune amant lequel soubz umbre de quelque grace a luy faicte par une dame en dansant et a la persuasion dune sienne chamberiere sest accointe de son amour dont puis apres a este escondit. *EDFG.*[1]

Ung compaignon pour quelque accueil qu'il ha eu d'une dame, l'a depuis longuement servie, neantmoins ne s'est appercu qu'elle l'aymast, parquoy requiert qu'elle se declaire si elle l'ayme ou non. *MNiPQk.*[1]

Nous avons rappelé que *MNiPQk* appartiennent à la série d'éditions accompagnées des explications latines de Benoît Le Court. Un éditeur postérieur a renouvelé une édition quelconque du type *H* en faisant précéder chaque Arrêt d'un court résumé. Nous distinguons dans cette série deux subdivisions selon que les Arrêts sont précédés (*MNiPQk*) ou non (*HIK*) d'un résumé.

Nous devons constater à ce propos que le commentateur Benoît Le Court a stabilisé le texte des Arrêts pour deux siècles. Cela saute aux yeux si nous collationnons les variantes de *k* sur celles de *G. G* (imprimé en 1627) représente l'édition la plus altérée, tandis que le texte de *k* (imprimé en 1734) ne s'écarte guère de celui de *H* (imprimé en 1533), première édition munie du commentaire de Benoît Le Court.

Conclusion.

Nous précisons encore les résultats sur les points où nos recherches confirment ou complètent ceux de M. Puttonen.

L'édition *E* est le prototype probable de la série *EZDabcdfhFG* dont les marques extérieures sont:

un nouveau préambule,

un court résumé en tête de chaque Arrêt,

un nouvel ordre des Arrêts et l'omission de l'épilogue en vers.[2]

---

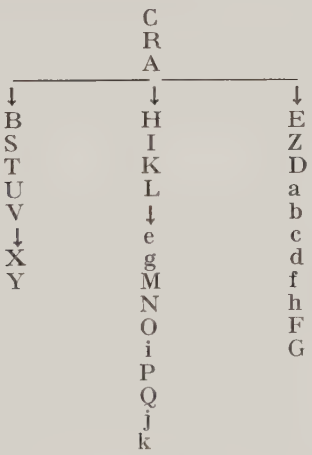
[1] *F* et *i*, représentant des types d'édition différents, sont sortis tous les deux de l'imprimerie de Raphaël du Petit Val à Rouen (voir la liste des éditions, p. 116).

[2] Puttonen, *o. c.*, pp. 127—128.

H ouvre une longue série d'éditions (*HIKLegMNOiPQjk*) munies des explications latines de Benoît Le Court. Nous divisons cette série en deux sous-groupes selon que les Arrêts sont précédés ou non d'un résumé. *L*, édition lyonnaise de Gryphe, comme *H* et *I* portant le même titre, semble appartenir au groupe *HIK*.

Comme *eg* offrent la même addition à la leçon originale du titre que *M* (. . *accuratissimis Benedicti Curtii Symphoriani commentariis*, etc., voir la liste des éditions, p. 000), nous supposons qu'ils font partie du groupe *MNiPQk*. Pour *O*, édition partagée avec *i*, et pour *j*, édition calquée sur *Q*, nous pouvons l'affirmer. L'édition *e* inaugure-t-elle la série d'éditions dont les Arrêts sont précédés d'un résumé du type *M*? Provisoirement nous le supposons.

Nous finissons par donner une exposition schématique du classement des trente-cinq éditions des Arrêts d'Amours:[1]



[1] M. Puttonen a établi les groupes *BSTUV* et *XY* d'après le titre. Faute de renseignements exacts, nous supposons que *XY* — avec quelques additions — présentent une variante du type *BSTUV*. Voir Puttonen, *o. c.*, pp. 110—111, et ci-dessus, la liste des éditions, p. 114.

Texte critique.

Ne disposant pas, pour l'Arrêt publié ci-après, d'une copie intégrale de *C*, édition de toute vraisemblance la plus ancienne et la plus rapprochée de l'original, nous avons dû prendre comme base, pour la graphie, l'édition *A* (rééditée par Mlle Götz). Nous y avons introduit les leçons particulières de *C* que nous croyons originales.[1]

Le XLVII. Arrest

Base *A*, corrigée à l'aide de *C*, variantes de *BEDFGHIKMNiPQk*.

A la plainte et requeste de plusieurs grans amoureux ont esté baillées par la Court de ceans certaines lettres de commission, par vertu desquelles inhibicions et deffences ont esté faictes a je ne sçay quelz goffriers et patissiers que doresnavant ilz ne facent leurs goffres et gasteaux devant les lieux et esglises ou l'en va en pelerinage, affin que la fumée du feu ne leur face mal aux yeux et que par se moyen ilz puissent a leur aise saluer et regarder leurs dames en allant et retournant. Ausquelles inhibitions et deffences lesditz patissiers se sont oppo-

[1] Mlle Götz a donné dans sa réédition de *A* les variantes des éditions *DH*. En collationnant ces éditions sur *A*, nous avons pu constater le choix arbitraire, l'inexactitude, parfois même la fausseté totale des variantes données par Mlle Götz. Nous les avons complétées et corrigées dans notre *varia lectio*.

XLVII. — Deffence faicte a tous patissiers et rotisseurs de non lever boutique pres les eglises, affin que la fumee ne empesche les amoureux de voir leurs dames par amour. *EDFG*.

A la requeste de plusieurs amoureux ha esté decernée commission pour inhiber et deffendre aux gauffriers et patissiers de ne faire leurs gaufres devant les eglises ou l'on va en pelerinage. *MNiPQk*.

1 grans] gens *DFG*. — 2 ladicte cour *HIEDGKMNiPQk*; lettres et commission *K*. — 3 desquelles les inhibicions *A*. — 4 gauffries et (et *om. E*) patissiers et rotisseurs *EDFG*. — 5 facent plus leurs goffres et leurs gasteaux *BEDFGHIKMNiPQk*. — 6 affin] a celle fin *BEDFGHIKMNiPQk*; de leur feu *BEDFGIKMNiPQk*. — 7 face] puisse (puissent *IF*) faire *BEDGHKMNiPQk*; ce dict moyen *BDHIKMNiQk*; bien a leur aise *BEDFHIKMNiPQk*. — 8 leursdictes dames *BHiPQk*; dames par amour en . . *D*. — 9 lesdessusdictz *BDFGHKMNiPQk*.

sés, et disoient pour leurs causes d'opposition qu'ilz gaignent leurs vies a faire lesdi[te]z goffres, et que leur mestier requeroit qu'ilz besongnent a jour de feste et auprés des lieux et eglises ou le peuple va. Car s'il faisoient ailleurs leursdi[te]z goffres, personne n'yroit querir n'achapter, et aussi on ne les pourroit avoir ne menger chauldes. Pourquoy soustenoient leur opposition en concluant que a tort et mauvaise cause lesditz gallans amoureux [*c'estoient plaictz d'eux. A quoy lesdictz gallans amoureux*], en perseverant en leurs demandes, disoient que pour rien du monde l'en ne devoit souffrir lesditz goffriers besongner auprés des lieux et eglises par plusieurs moyens: Premierement, car ilz empeschent le chemin et la voye publique, et ne s'i peult l'en contourner sans bouter l'ung l'autre. Secondement, car quant les rues sont estroictes, ilz contraignent les galans a passer ung costé, combien qu'ilz aimassent mieux passer par l'autre, et ne peuvent aucuneffois, a cause de leurs tabernacles, approcher prés de leursdites dames pour dire a dieu ou ung mot en passant, qui leur est ung grant desplaisir. Tiercement, car par le moyen du feu a quoy ilz cuisent leurs dictes goffres, il vient et ist souvent une fumée si mauvaise que lesditz galans sont contraints de cligner les

---

11 lesdessusdictz *BDFG HKMNiPQk*. — 12 besongnent] besognassent *BEDFGHIKMNiPQk*. — 13 s'il] se ilz *DHI*. — 14 nyroit (en *om.*) *H*; querir ne *om. ABEDFGHIKMNiPQk*. — 15 avoir ne *om. ABEDFGHIKMNiPQk*. — pourquoy ilz (ilz *om. BDIi*) soustenoient toujours leur *BEDFGHIKMNiPQk*. — 16 a grant tort *ABIi*, a tresgrant tort *EDFGHKMNPQk*. — 17 c'estoient plainctz d'eux. A quoy lesdictz gallans amoureux *om. CABEDFG*. — 18 en perseverant] perseverant *iNP*, perseverans *Qk*. — 20 desdictz lieux *K*. — 22 peut on retourner, sans bouter l'un l'autre en grande confusion *FG*. — 23 Secondement quant (car *om.*) *PNQk*. — 24 lesdictz galans *DHIi*, les dictz Amoureux *G*; ung costé, combien qu'ilz aimassent mieux passer *om. ABEDFGHIKMNi PQk*. — 25 par l'autre] par autres *MNPQk*. — 26 leursdicts tabernacles *DFIKMNiQk*; approcher de (prés *om.*) *ABEDFGHIKMNi PQk*; pour leur dire *DHKMNi*. — 27 ung mot seulement en . .*G*; ung moult grant desplaisir *BHIKPiQk*. 29 leurs goffres *G*; et ist souvent *om. ABEDFGHIKMNiPQk*; si grande et si mauvaise *EDHIMNiPQk*, si grandement obscure et si (si *om. F.*) mauvaise *FG*. — 30 lesditz galans] lesdits Amoureux *G*; cligner] fermer *PQk*.

yeulx et perdre la veue de leurs dames sans sçavoir qu'elles deviennent ne s'elles les ont aperceuz, qui d'austre costé leur est bien grant martire. Et pour se, veuz lesditz inconveniens, que lesditz gauffriers et patissiers devoyent estre condempnez a vider et faire leursdi[te]s goffres ailleurs autrepart, et que lesdictes deffences leur avoient esté justement faictes. A ses fins concluoyent et demandoy[en]t despens. Sur quoy lesditz gaufriers disoy[en]t qu'ilz avoient jouyssance escripte de faire illec lesdi[te]s gauffres, parquoy les inhibitions n'estoyent recepvable[s]. Disoient outre que lesditz amans ne pouoient avoir dommaige, mais estoit leur grant prouffit qu'ilz le[s] fissent es lieux ou ilz avoient acoustumé, car aumoins avoient iceulx galans par le moyen desditz gauffriers actes et occasion de parler a leursdites dames quant ilz les rencontreront et de leur en presenter ou demander s'il en vousdroient point menger en ces marchés la, en concluant comme dessus.

Ouyes le[s]quelles parties en tout ce qu'elles ont voulu dire et proposer, elles ont esté appointés en droit et a metre par devers la Court et au conseil. Si a la Court finablement veu ledit procés et, tout veu et consideré, la Court dit que a bonne et juste cause lesdit[e]z inhibitions et deffences ont esté faites ausditz patissiers et gauffriers, et que a tort et maulvaise cause ilz se y sont oposez, et veult et ordonne la Court que lesditz gauffriers et patissiers seront contrains a aller cuire et faire leurs gauffres aux carrefours et ailleurs autre part ou

---

31 leursdites dames *AFG.* — 33 grant martire (bien *om.*) *EDFG*, bien moult grant martire *BHIKMNiPQk*; lesdessusdictz inconveniens *EDFGHMNiPQk.* — 34 Patissiers et gauffriers *G.* — 35 condempnez vider *ED*; ailleurs] aljeurs *C*, ailleurs *om. ABEDFG HIKMNiPQk.* — 37 demandoit] demandoyent *DGKOP.* — 38 jouyssances escriptes *D*, escrits et puissances *G*; illec] en ce lieu *FG.* — 39 recepvable] recepvables *Qk.* — 40 disoit] disoyent *MNP*; disoit en outre *FG.* — 41 le *om. EDFG*, les *MNOQk.* — 42 iceulx galans] ilz *ABEDFGHIKMNiPQk.* — 43 . . gauffriers occasion (plusieurs occasions *G*) de parler a leurs (dites *G*) dames (et *D*) de leur en presenter, en concluant . . *ABEDFGHIKMNiPQk.* 47 Lesquelles parties ouies *EDFGHIKMNPQk.* — 48 et *om. ABEDFGHIKMNiPQk.* — 49 ladicte court *EDF.* — 50 le dessusdict proces *DFHKMNiPQk.* — ladicte court *DF*; a la bonne et . . *ED.* — 53 veult *om. G.* 54 gauffriers *om. G.* — 56 es] et *HIQk*; es lieux là ou l'on ira *FG.*

bon leur semblera, sans eulx approcher desdictes eglises, es lieux ou l'en yra en pelerinage, de deux ou aussi de trois rues loing, sur peine d'estre griefvement pugnis, et les condempne la Court es despens de ceste instance, ladite tauxation reservée.

Tauno Markkanen

Zu einem Liede des Raïmbaut d'Aurenca

(Gr. 389, 11).

Im 26. Jahrgang (1941) des *Neophilologus* (S. 99 ff.) veröffentlichte Kolsen das oben genannte Gedicht des Herrn von Orange. Gründe, an der Attribution der einzigen Handschrift (*V*) zu zweifeln, liegen nicht vor, wenngleich anderseits die gedanklichen Parallelen, die der Herausgeber aus anderen Werken Raïmbauts beibringt, keine grosse Beweiskraft besitzen. Das Lied gehört zu denjenigen Dichtungen Raïmbauts, die nicht in dem von ihm propagierten dunklen Stil geschrieben sind; doch glaubt man hier und da, die Eigenwilligkeit des Dichters durchscheinen zu sehen. Im ganzen aber bereitet das Lied dem Leser keine gewollten Schwierigkeiten, ja es zeigt eine Folgerichtigkeit des gedanklichen Aufbaus und der inhaltlichen Verknüpfung der Strophen, wie man sie nicht oft in Trobadorliedern findet. Trotzdem bedürfen einige Stellen des Textes, wie ihn Kolsen bietet, noch der Aufklärung, und diese soll hier geboten werden. Dabei ist vielfach der erwähnte innere Zusammenhang der Strophen ein guter Führer gewesen.

V. 1. *Ara·m so del tot conquis.* Kolsen übersetzt richtig: »Jetzt bin ich (von der Liebe) ganz überwältigt.» Es ist aber vielleicht nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, dass auch im Afz. *conquerre* ohne weiteren Zusatz den Sinn von »zur Liebe gewinnen» haben kann (Tobler-Lommatzsch, II, 711, 19—24; vgl. auch Kolsen, *Gir. de Born.* II, 161 s. v. *conquerre*).

v. 6—7. Ni crei, tant ai manentia,
que res mas Dieus me capdel.

57 aussi *om. G.*

Übersetzung: »Auch glaube ich nicht, so reich ich auch sein mag, dass ausser Gott mich irgend etwas beschütze.» Für *tant* verweist Kolsen (Anm. S. 102—3) auf afz. *tant* »à quelque point que». Ich kann die Berechtigung dieses Hinweises im Augenblick nicht nachprüfen, vermag mir aber nicht recht vorzustellen, wie *tant* allein zu konzessivem Sinn kommen sollte, wenn es nicht wenigstens mit dem Konjunktiv verbunden ist (vgl. nfz. *tant soit peu*). Nun kann aber aprov. *tant* einräumende Bedeutung annehmen, dann nämlich, wenn es im negativen Satze steht (vgl. die Beispiele, die ich dafür im *Archiv* 152 (1927), 222 ff. zusammengestellt habe). Kolsen selbst weist auf einen solchen Fall bei Raïmbaut hin: *Q'om en un jorn, tant ben no·s pais, En pert 'so que d'un mes engrais* Gr. 389, 27 (Kolsen, *Dichtungen* 231) VIII, 6. Er zitiert ihn aber nicht etwa zum Beweise der konzessiven Natur dieses *tan . . . no*, sondern zusammen mit einem anderen, um zu zeigen, dass sich solche mit *tan* eingeleitete Zwischensätze öfter bei Raïmbaut finden. Diese Erscheinung ist aber natürlich keine Besonderheit Raïmbauts, sondern in der prov. Lyrik ungemein häufig (vgl. meinen oben zitierten Aufsatz).

Wenn nun aber *tan* allein den konzessiven Sinn nicht haben kann, so muss der mit *tan* eingeleitete Satz anders aufgefasst werden. Ich glaube, dass er ein von *ni crei* abhängiger Objektssatz ist. Also: ». . . noch glaube ich, dass ich so viel Reichtum besitze, dass mich irgend ein Wesen ausser Gott (zu ihr) führt.» Denn mit »führen», nicht mit »beschützen» möchte ich *capdelar* wiedergeben. Ersteres ist der übliche Sinn des Wortes, und auch Levy (*P. D.*) kennt die Bedeutung »beschützen» nicht, die Kolsen hier ohne weiteres annimmt.[1] Der Sinn »führen» stimmt auch zu *metre en la via*, das Raïmbaut in der mit der ersten sinnmässig verbundenen zweiten Strophe verwendet (s. u. zu v. 13).

[1] Mir ist nur ein Fall bekannt, wo »beschützen» angesetzt ist. Das geschieht durch Brunel in seiner Ausgabe des Lebens der heiligen Margarete (*Ann. Midi* 38, 385 ff.) v. 91.

Nun bleibt aber bei der hier vorgetragenen Deutung des *tan*-Satzes immer noch die ungewöhnliche Tatsache zu erklären, dass in ihm nach übergeordnetem verneintem *crei* der Indikativ erscheint. Aber man darf vielleicht sagen, dass hier gewissermassen ein Indikativ *ad sensum* vorliegt. Raïmbaut weiss genau, dass er nicht sehr reich ist, und diese Wirklichkeit lässt ihn den Indikativ gebrauchen. In der Tat bringt ja eigentlich der zweite der obigen Verse das, was der Dichter nicht glaubt, und demgemäss steht in ihm der Konjunktiv (*capdel*). Ist die Stelle von mir richtig verstanden, so würde auch der Vorwurf, dass Raïmbaut seine Verhältnisse nicht der Wirklichkeit entsprechend darstelle (s. Anm. S. 103), wenn er sage, »so reich ich auch sein mag», gegenstandslos werden.

V. 8. Kolsen bemerkt (S. 102), dass *cre* statt *crei* im Reime steht. Das ist bei den Trobadors oft der Fall, bei Bernart von Ventadorn allein fünfmal neben einmaligem *crei* (s. Appel S. CXXVI), ferner etwa bei Cadenet Gr. 106, 10 (Appel S. 10) V, 9; Gr. 106, 3 (l. c. S.27) I, 2; Gr. 106, 7 (l. c. S. 44) II, 1; bei Peire Bremon Gr. 330, 7 (Boutière S. 21) V, 6; bei Gaucelm Faidit Gr. 167, 20 (Kolsen, *ZfSuL.* 58, 56) I, 9 und VI, 10; Flamenca 7808 u. ö.

v. 12. Si Dieus, a cui la grazis,
no·m n'ages mes en la via
et a leis bon cor assis.

V. 13 übersetzt Kolsen: ». . . mich nicht auf ihren Weg geführt hätte . . .» Dann sollte man aber wohl *en sa via* erwarten. *Metre en la via* besagt m. E. etwas Ähnliches wie das oben besprochene *capdelar* (v. 7), etwa »auf den (rechten) Weg bringen», »leiten». So heisst es bei Cadenet Gr. 106, 19 (Appel S. 20) v. 1:

Pos jois mi met en via,
ben dei derenan
demostrar mon talen,
gue ves tal s'umelia
mos cors . . . [1]

[1] Die Wendung scheint auch einen weniger guten Sinn gehabt zu haben. So sagt Marcabrun Gr. 293, 25 (Dejeanne S. 121) III, 11: *De sos datz C'a plombatz Vos gardatz, Qu'enganatz N'a assatz, So sapchatz, E mes en la via.* Übersetzung: *jeter sur la route.*

Ich übersetze also: »wenn mich Gott hierin nicht recht geführt hätte»; vgl. auch *gitar de la via* »pousser hors de la bonne route, dévoyer» (Levy, *P. D.*, s. v. *via*).

Auch das Wort *assis* erheischt eine Bemerkung. Kolsen übersetzt: »wenn er ihr nicht eine gute Gesinnung (für mich) eingegeben hätte.» Aber Kolsen selbst hat für *asezer* den Sinn »bilden, schaffen» nachgewiesen, und zwar in einer anonymen Cobla Gr. 461, 90 (*ZfromPh.* 38, 290): *Qe Dieus per sas vertuç Vos mantegn' en tal guisa Tot com vos a assiza* (dazu in der Anm. S. 304 ein weiteres, aber nicht ganz sicheres Beispiel). Auch hier die Verbindung mit Gott. So möchte ich denn übersetzen: »wenn er ihr nicht ein edles Herz geschaffen hätte.»

v. 15. Pregarai mais de novel
que no suill de viel *devis*;
car dat m'a en volt sembel
lo plus d'aquo que·l queria
e sai per que·m det tan be . . .

Übersetzung: »Ich werde von neuem (noch) mehr, als ich früher (»von früher her») pflegte, um eine Entscheidung bitten; denn Gott hat mir als ein mir zugedachtes Geschenk das Meiste von dem gegeben, um das ich ihn bat, und ich weiss auch, warum er mir so viel Gutes gewährte . . .»

In v. 16 zeigt die Handschrift *senis* statt *devis*. Letzteres führt Kolsen ein mit Berufung auf afz. *devis* »Entscheidung». Aber diese Bedeutung ist Tobler-Lommatzsch II, 1873—4 unbekannt. Was für eine Entscheidung sollte hier auch gemeint sein? Anderseits gibt *senis* in der Tat keinen Sinn. Ich glaube nun der handschriftlichen Überlieferung näher zu bleiben, wenn ich mit Kolsen zwar auch ein Verlesen des *n* aus einem *u* annehme, aber davor ein ausgelassenes *r* ergänze (vgl. unten *dans* statt *danis* in v. 43). Die Form *servis* für *servizi*, *servize* ist belegt. Dem Wort möchte ich mit Hinblick auf das folgende *dat* den Sinn »don, cadeau» (Levy, *P.D.*) beilegen, wenngleich auch mit der üblichen Bedeutung »Dienst» auszukommen wäre.

In *de novel* und *de viel* (v. 15, 16) sieht Kolsen adverbiale Redensarten, wobei er die letztgenannte, nicht ohne ihr etwas Gewalt anzutun, aus »von früher her» in »früher» umdeutet. Durch diese Auffassung der beiden Wendungen wird das Objekt *devis*, bzw. *servis* sehr weit von seinem Verbum getrennt. Anderseits ist die übliche Konstruktion für »um etwas bitten» *pregar de*. Dies alles legt es nahe, in *novel* und *viel* adjektivische Attribute zu *servis* zu sehen. Es wäre also zu konstruieren: *Pregarai* [*Dieu*] *de novel* [*servis*] *mais que no*[*·l*] *suill* [*pregar*] *de viel servis:* »Ich werde [Gott] um ein neues Geschenk bitten, mehr noch als ich [ihn] um das alte (das er mir schon gewährt hat) zu bitten pflegte.»

Nicht unerhebliche Schwierigkeiten macht das Wort *volt* (v. 17). Kolsen übersetzt es mit »zugedacht» und beruft sich auf lat. *volvere* »verhängen, bestimmen» und prov. *volver* »herbeiführen». Aber weder ein »verhängtes» noch ein »herbeigeführtes» Geschenk scheint mir recht plausibel. Zudem müsste die Bedeutung »verhängen» für prov. *volver* erst noch nachgewiesen werden. Ich möchte deshalb *en volt* zu einem Wort zusammenziehen und darin das Partizipium von *envolver* »ver-, einhüllen» sehen. Das Wort *sembel* (= *cembel*) kann wohl »Geschenk» bedeuten; ich möchte aber lieber auf die ursprüngliche Bedeutung »Lockung» zurückgehen und *envolt sembel* mit »verhüllter (versteckter) Anreiz» wiedergehen. Dass Gott dem Dichter das meiste von dem gegeben hat, um das dieser ihn bat (v. 18), ist ein »verhüllter Anreiz» für ihn, Gott um weitere Gaben zu bitten (v. 15–16). Wenn Arnaut Daniel Gr. 29, 8 (Canello XII) V, 2 von den Knospen als *floretas envoutas* spricht, so darf man bei dem sprachlich doch oft mehr als eigenwilligen Raïmbaut kaum Anstoss daran nehmen, dass er die Bedeutung des Verbums *envolver* noch weiter nach der bildlichen Seite hin entwickelt hat. Die syntaktische Stellung von *envolt sembel* wäre entweder so zu deuten, dass es eine vorweggenommene Apposition zum folgenden *Lo plus d'aquo que·l queria* und dementsprechend in Kommata einzuschliessen ist, oder so, dass hinter *sembel* ein Doppelpunkt zu setzen und

Lo plus d'aquo etc. als Erläuterung zu *envolt sembel* zu betrachten ist, oder endlich so, dass *envolt sembel* ein neben dem Akkusativobjekt *Lo plus d'aquo etc.* auftretendes Prädikativum darstellt, dass man im Deutschen mit »als versteckten Anreiz» wiederzugeben hätte. Der letztgenannten Deutung möchte ich den Vorzug geben. Das Verbum *dar* wäre dann mit dem doppelten Akkusativ verbunden, ähnlich wie dies bei *aver* oft der Fall ist: *Tan m'a ferm fizel servidor* (dies und weitere Beispiele *Neuph. Mitt.* 38, 4—5).

Statt des allgemein gehaltenen Ausdrucks »so viel Gutes» für *tan be* (v. 19) würde ich im Hinblick auf *leis* (v. 21) lieber »ein so grosses Gut» wählen und darunter die Geliebte des Dichters verstehen. Dieses »grosse Gut» erhält dann in der nächsten Strophe die gebührende Beleuchtung (s. auch unten zu v. 56).

V. 22. *A leis tanh amars tan fis.* Die Gründe für die von Kolsen vorgenommene Änderung des handschriftlichen *amors* in *amars* sind durchaus anzuerkennen. Dagegen kann man die in der Anm. S. 103 vertretene Etymologie von *fis* < *fidus* kaum billigen. Das Femininum *fida* hätte prov. **fiza* ergeben müssen. Aber es heisst stets *amor fina* oder *fin'amors*; so etwa schon bei Marcabrun (ed. Dejeanne): *fin'amor* XIII, 7 und XXV, 67, *fin'amistatz* XXVI, 46, *amor fina* (im Reim) XXXI, 46. Das *fis* in v. 22 ist also *fin* + *s*.

v. 29. Car s'eu dic zo que·s cove
de leis, que mon cor sagel,
totz lo mons sap, per ma fe,
32. cals es, car tota gens cria
e sap*is* es pron devis
cals es la meiller que sia,
per qu'eu la laus et enquis.

In v. 30 übersetzt Kolsen *que mon cor sagel* mit »die mein Herz fesseln möge». In der Anm. S. 104 verweist Kolsen für die Bedeutung »fesseln» des Verbums *sagelar* unter Berufung auf *Swb.* VII, 419a auf neuprov. *sagela* »arrêter, *fixer*». Aber *fixer* ist nicht »fesseln», und der Wunsch des Dichters, dass die Ge-

liebte ihn fesseln möge, ist wirklich nicht am Platze bei einem Liebhaber, der so völlig im Banne der Dame steht. So ist denn *sagel* gar nicht 3. Pers. Konj., sondern 1. Pers. Ind. Präs., und statt *que* ist *qu'e*, wobei *e* = *en* ist, zu lesen: »die ich mir ins Herz siegele», d. h. deren Bild ich mir ins Herz eingrabe. Ähnlich übertragen, in der gleichen Verbindung mit dem Herzen, wird das Wort auch von Aimeric de Belenoi verwendet: *Mas co·m creis e m'atropella Tal ir'el cor e·m sagella Don non cug aver guarizo* Gr. 9, 17 (Dumitrescu S. 95) V, 7, wo das *el cor* sich natürlich ebenso auf *sagella* bezieht wie auf *creis* und *atropella*.

Die Verse 32—33 übersetzt Kolsen: »... hallt doch alle Welt davon wider, und wer klug ist, kann wohl erraten, von welcher Art sie sei ...» *Criar* kann wohl »widerhallen» bedeuten, aber ein »davon», das doch kaum zu entbehren ist, steht nicht im Text, und *tota gens* heisst nicht »alle Welt», sondern »alle Leute», und von denen kann man doch kaum sagen, dass sie »widerhallen». So heisst denn *tota gens cria* »alle Leute verkünden». Im folgenden Vers wird das handschriftliche *sap et es* ohne Not in *sapis es* geändert. Kolsen rügt zwar mit einigem Recht, dass *sap* schon in v. 31 steht; aber dieser stilistische Schönheitsfehler gibt uns doch kein Recht, einen an sich verständlichen Text umzugestalten. Es ist auch sehr die Frage, ob es stilistisch gut und sinnvoll ist, den Dichter zuerst sagen zu lassen, dass alle Welt von der Dame widerhallt, und dann den Weisen aufzubieten, damit er errate, wer denn die Dame ist, die alle Welt kennt. Nun müsste allerdings, wie Kolsen richtig bemerkt, in v. 33 *devina* statt *devis* stehen, da das Adjektiv sich ja auf *tota gens* bezieht. Aber es ist wohl anzunehmen, dass Raïmbaut das Geschlecht von *devis* hier *ad sensum* konstruiert hat, ist doch *tota gens* so viel wie »jedermann». Eine gewisse Stütze hierfür darf man wohl in der Tatsache sehen, dass der Dichter nach *gens* »Leute» das oder die Prädikate in den Singular setzt, das Wort hier also für ihn ein singularischer Begriff ist. Wie sehr gerade mit bezug auf *gen* der Gebrauch schwankt, mag man aus den von Tobler beigebrachten afz. Beispielen ersehen (*Verm. Beitr.* I,[2] 231), unter denen sich die

seltsamsten Kombinationen zwischen Prädikat und *gent* als Subjekt finden.

Dass die drei Ausdrücke *cria*, *sap* und *es devis* nicht in der logisch zu erwartenden, den Sinn steigernden Reihenfolge stehen, kann bei einem Trobador nicht überraschen. Etwas Ähnliches liegt auch in v. 59 unseres Gedichtes vor, wo es heisst: *can bai ni mir son anel* und das Küssen des Ringes doch affektvoller ist als das blosse Ansehen. Man vergleiche etwa noch: *Tuit n'ieicho per las portas a milhers e a cens*, Crois. Alb. ed. Meyer 8568; *Qar tan m'es dols de leis lo desirers Plus qe d'autra lo jazers ni·l baisars*, Aim .Bel. (?) Gr. 9, 11 (Dumitrescu S. 139) III, 2; *Tro lauzengier felho Percasseron ma mort e ma erransa*, Aim. Bel. Gr. 9, 12 (l. c. S. 75) II, 8. Ich füge noch einige Fälle des hiermit verwandten Hysteron proteron an: *Al saint regne on Dieus fo mortz e natz*, Lanfr. Cig. Gr. 282, 20 (Bertoni, *Trov. d'It.* 355) II, 10; *Car zo q'eu plus repren fatz Vas Dieu, qui mortz e traïtz fon*, ders. Gr. 282, 18 (l. c. 366) IV, 4; *Can pietz mi fai, Creis l'amors e comensa*, Gauc. Faid. Gr. 167, 11 (Kolsen, *Rom. Forsch.* 47, 147; vgl. Anm. S. 151) II, 10; *E la beutatz qu'en lieys sojorn'e nays*, ders. Gr. 167, 30[a] (Kolsen, *ZfSuL.* 58, 61) II, 2; *Pos lo prims verchanz botona, De que nais lo fruitz e·l fuoill*, P. R. de Tol. Gr. 355, 9 (Cavaliere S. 68) I, 2; *Lai on pretz floris e grana*, Gir. Born. Gr. 242, 4 (Kolsen N:o 20) VIII, 1; *E bon'amistatz de drutz, Qui la noiris ab temor, Fai bo fruch e bona flor*, ders. Gr. 242, 67 (Kolsen N:o 62) III, 3 [1]; *Per que jois e solatz Reviu en vos e nais*, Arn. Mar. Gr. 30, 19 (Johnston S. 146) V, 7; *Mas pauc val, a ma parvenssa, Solatz qu'es d'avols sermos, Si de plazers amoros Non fenis e non comensa*, Raim. Mir. (Kolsen, *Beitr. zur altprov. Lyr.* N:o 23) V, 8. Literatur für das Altfz. bei Schultz-Gora, Folque III, 14 zu v. 421.

V. 34—35 übersetzt Kolsen: »(jedermann weiss etc.), von welcher Art sie sei, die Beste, die es gibt, weshalb ich sie lobe und mich um sie bemühe.» Aber wenn die Dame von allen als

[1] Kolsen selbst macht im 2. Band seiner Ausgabe S. 43 (zu v. 63) auf einen Fall dieser stilistischen Erscheinung in Gr. 242, 63 aufmerksam; das Register verzeichnet sie aber nicht.

die Beste anerkannt wird, dann braucht man doch nicht erst zu fragen, welcher Art sie ist. Diese Unstimmigkeit wird beseitigt, wenn man *cals* auch hier, wie in v. 32, mit »wer» wiedergibt. Das ist auch insofern sinngemässer, als der Dichter es ja vermeiden will, durch sein Lob zu verraten, »wer» es ist, die er meint. Die Stelle ist aber auch sonst nicht recht befriedigend. Der relativisch angeknüpfte Kausalsatz *per qu'eu la laus* fügt sich stilistisch nur schlecht an den indirekten Fragesatz *cals es la meiller que sia*. Man könnte dem begegnen, indem man den ersteren als wirklichen Relativsatz auffasst: »als die[1] ich sie lobe und begehre.» Aber auch dann scheint mir das *que sia* als Anhängsel des indirekten Fragesatzes noch reichlich ungeschickt, und mit Recht rügt der Herausgeber (S. 104 zu v. 33) das zweimalige *cals es*, an dem man m. E. grösseren Anstoss nehmen muss als an dem zweimaligen *sap*. Denn jedes dieser beiden *sap* erfüllt eine andere Funktion. Das erste vertritt in einem bedingten Satz das Futurum: »jedermann wird erkennen»; das zweite bezeichnet ein gegenwärtiges Wissen um die Tatsache, dass die Dame die Beste ist. Allen diesen Schwierigkeiten geht man aus dem Wege, wenn man in v. 35 *Qu'il* statt *Cals* liest; das letztere ist vermutlich nur aus v. 32 eingedrungen als Folge des zweimaligen *sap*, das seinerseits durch diese Annahme eine gewichtige Stütze erhält. Ich übersetze also unter Einfügung der soeben vorgeschlagenen Änderung, die sich mir fast aufzudrängen scheint: »Denn alle Leute verkünden und wissen und erraten leicht, dass sie die Trefflichste ist, die es gibt, als die ich sie lobe und begehre.»

v. 36. Mon cor ai eu tan isnel
que a penas m'en sofris;
c'amors me pueg'el cervel
si que cor ai que lo dia
40. a totz, tals talens m'en ve;
mas temers e cortesia
e dregs ben-amars m'en te.

[1] Zu *lausar per* vgl. Kolsen, *Studi med. n. s.* XII, 211.

Den Anfang der Strophe übersetzt Kolsen: »Mein Herz schlägt so schnell, dass ich mich deshalb kaum aufrecht halten könnte; denn die Liebe steigt mir ins Hirn, so dass ich Lust habe, es allen zu sagen; so ist die Sinnesart, die mir daraus erwächst.» Der Herausgeber scheint hier einen jener Fälle zu sehen, in denen die Liebe den körperlichen Zustand des Liebenden beeinflusst, eine Art Herzerregung, die den Dichter fast umsinken lässt. Ganz abgesehen davon, dass mir diese beschleunigte Herztätigkeit nicht ganz in den Rahmen der von den Trobadors verwendeten Liebesphysiologie zu passen scheint[1], so glaube ich auch, dass der hier wiederholt betonte enge Strophenzusammenhang eine andere Auffassung der Stelle nahelegt. Die vorhergende Strophe gibt dem Gedanken Ausdruck, dass, wenn der Dichter die Geliebte nach Gebühr preisen wollte, jeder sofort wüsste, wen er meint. Die vorliegende Strophe knüpft daran an und zeigt, wie es den Dichter zwar drängt, die Dame zu nennen, wie ihn aber Hofsitte und Liebeskodex davon abhalten. Mit Hinblick auf das *lei* der Handschrift in v. 39 (s. u.) übersetze ich also die ersten beiden Verse: »Ich habe ein so eiliges (stürmisches) Herz, dass ich mich dessen (sc. des Preisens, v. 35) kaum enthalte.» Dabei sehe ich *sofris* als 1. Präs. von *sofrir* an, da zu einem Konj. Imperf. weder in Kolsens noch in meiner Interpretation — Kolsen fügt sogar noch ein »könnte» hinzu — eine Veranlassung vorliegt.[2] Über inchoative Formen von Verben wie *sofrir* s. Schultz-Gora, *ZfromPh.* 43, 207. Die Form *sofris* (für *sofrisc*) käme dann noch zu den von Kolsen für unser Gedicht namhaft gemachten (*grazis*, *languis*) hinzu (s. Anm. S. 103 zu v. 12).

[1] Eine solche Wirkung sollte auch eher durch die Gegenwart der Geliebten hervorgerufen werden. Der Dichter ist aber fern von ihr und, wie Str. X zeigt, infolge des Ringes, den er von ihr hat, im Besitze seiner vollen Kraft.

[2] Man könnte den Konj. Imperf. allenfalls verteidigen, wenn man ihm im Sinne des Konj. Plusquamperf. auffasst: »so dass ich mich dessen kaum enthalten hätte.» Aber das scheint mir gezwungen; doch ist es immerhin denkbar, dass der Dichter unter dem Reimzwang zu dieser etwas schiefen Ausdrucksweise gegriffen hat.

Vom Herzen steigt die Liebe zum Gehirn empor und drängt den Dichter dazu, dem, was sein Herz so ganz erfüllt, redend Ausdruck zu verleihen, so dass er Lust hat, den Namen der Geliebten aller Welt kundzutun. Denn das besagt v. 39, wenigstens in der Form, die er in der Handschrift hat: *Si que cor ai que lei dia.* Kolsen ändert dieses *lei* in *lo.* Ist es an sich schon nicht ratsam, das als Neutrum doch immerhin seltene *lo* gegen die Handschrift in den Text zu setzen, so ist auch aus Gründen des Zusammenhangs, wie es soeben dargelegt worden ist, an dem *lei* des ms. festzuhalten. Dabei ist die betonte Form, die der Dichter hier wählt, durchaus zu rechtfertigen, und der Sinn »nennen» für *dire* ist bekannt. Mit den Worten *tals talens m'en ve* bekräftigt der Dichter dann noch einmal den schon geäusserten Gedanken: »Ja, so ist es, eine solche Lust wandelt mich an!»

In v. 42 verbessert Kolsen das handschriftliche *dreg ben-amar* in den bezeichneten Nominativ *dregs ben-amars.* Aber diese Änderung ist nicht nötig, da der Infinitiv als Subjekt, falls er nicht vom bestimmten Artikel begleitet ist, der Flexion entbehren kann (vgl. Stimming, *B.de B.*[1] S. 231 zu 2, 10 und Kolsen, *Gir. de Born.* II, 72 zu 35, 43[1]). Hat aber das Substantiv kein Nominativ-*s*, so fehlt es auch bei dem zugehörigen Adjektiv (s. Appel, *Ined.* S. XXIV–XXV und XXV Anm. 1, wo auch die betreffende Stelle der *Leys* zitiert wird).

v. 43. Que si·m volha *mos servis*!
Si ri mon cor de joy ple
qu'esser cug em paradis,
can de midons, c'aixi·m lia
que vas autra no n'apel,
auzi parlar, ses folia
sol c'om de leis me favel.

[1] Der Fall, von dem Kolsen ausgeht: *Mas no me dol d'altrui temer* ist nun allerdings gerade nicht beweisend, da *de temer* von *dol* abhängt und *altrui* im Sinne eines possessiven Genitivs gebraucht ist, genau wie in der folgenden Zeile: *Ni·m clam dels altrui dezenans.* Der Infinitiv steht also hier nach *de*, d. h. im Akkusativ.

V. 43 lautet in der Übersetzung: »Möchte sie doch meine Dienste (?) gern sehen!» Der Eingriff in die handschriftliche Überlieferung ist schwer, ohne dass dabei ein wirklich annehmbarer Sinn herauskäme. In dem mit *si* eingeleiteten und im Konjunktiv stehenden Satz liegt offenbar eine jener formelhaften Beteuerungen vor, die meist aus dem Namen Gottes und einem der Konjunktive *aiut, valha, sal, perdo* usw. zusammengesetzt sind. Hierfür hat Stroński in seiner Ausgabe des Elias Barjols S. 77—79 zahlreiche Stellen gesammelt. Ich lese also:

Que, si·m *valha*[1] se[n]s Dan[i]s!

und übersetze: »Denn so wahr mir der heilige Dionysius helfen möge!» Ein zweites Beispiel, in dem, wie hier, Gott durch einen Heiligen ersetzt ist, vermag ich zwar nicht beizubringen, aber neben Gott und statt seiner erscheint bisweilen *fes* (s. Stroński, a. a. O.), und an einer Jaufre-Stelle (ed. Breuer 7050, Appel, *Chr.* 3, 431 und hiernach von Stroński zitiert) heisst es: *Si m'aiut Dieus ni santz ni fes.* Die für Dionysius im Prov. sonst häufigste Form ist *Daunis*, doch findet sich *Danis* auch bei Peire Cardinal Gr. 335, 44 (MW II, 228) III, 7. Die Entsprechungen von lat. *sanctus* vor Eigennamen sind sehr zahlreich. Der Schreiber hat offenbar *sens danis* nicht verstanden, *sens* als Präposition aufgefasst und *danis* in das ihm geläufigere *dans* verwandelt.

V. 48 übersetzt Kolsen: »(Denn ich glaube im Paradies zu sein, wenn ich von meiner Dame . . .) sprechen höre, wofern man zu mir vernünftig von ihr redet.» Das Wort »vernünftig» gewinnt der Herausgeber offenbar aus *ses folia.* Diese adverbiale Bestimmung, die vor *sol que* (v. 49) steht, in den von ihr eingeleiteten Nebensatz zu ziehen, scheint mir nicht ganz unbedenklich, und die Einschränkung, dass der Dichter sich

[1] Auch ein der Handschrift näher stehendes *volha* wäre wohl nicht unmöglich; vgl. *Ja no·m vuelha lo reys Jhesus, S'ieu enans non la prenc desus* Sifre-Mir Bernart Gr. 435, 1 (Kolsen, *Studi med. n.s.* XII, 186) III, 5.

nur dann im Paradiese wähnt, wenn er von der Dame vernünftig sprechen hört, wenig trobadormässig. So ist denn m. E. *s'es folia* zu lesen, wobei *s'* = *si* »selbst wenn» bedeutet. Es genügt dem Dichter, wenn er irgend etwas von der Dame sagen hört, mag auch das, was gesagt wird, Torheit sein.

v. 50. Per qu'es *de* molt gran merce,
qui·m mentau neis lo castel
on jai. Mas no sai per que
es pros, qui non a paria
54. ab leis, can que·l fos aclis?
No sai per que re·m valia?
Mais pel be, c'ar n'ai, m'es vis!

Übersetzung: »Daher ist derjenige sehr gütig, der mir auch nur das Schloss nennt, in dem sie sich befindet. Aber weiss ich denn nicht, weshalb der wacker ist, welcher, wie sehr er ihr ergeben sein mochte, keine Gemeinschaft mit ihr hat? Weiss ich nicht, wieso mir das etwas nützte? Besonders wegen des Guten, scheint mir, das ich jetzt von ihr habe.»

Diese Strophe zeigt, dass auch eine genaue Übersetzung nicht immer zur vollen Erfassung des Sinnes führt, und gern hätte man eine Äusserung des Herausgebers gehabt, wie er den Gedankengang des Dichters verstanden wissen will. So, wie der Text sich darstellt, erscheint hinter *jai*, mitten in v. 52, ein tiefer Sinneseinschnitt, der ja auch vom Herausgeber durch einen Punkt bezeichnet wird und über den ich keine Sinnesbrücke zum Folgenden entdecken kann. Und doch knüpft der Dichter mit seinem *Mas* offenbar an das Vorhergehende an. In welchem Zusammenhang aber stehen die beiden Fragesätze mit der Bemerkung über denjenigen, der dem Dichter von der Geliebten Schloss erzählt? Überhaupt sieht man nicht recht, warum die beiden mit (*Mas*) *no sai* eingeleiteten Sätze Fragesätze sein müssen. Nichts in der Gestaltung des Wortlauts deutet auf diese Satzform hin, und die Antwort, die Kolsen den Dichter in v. 56 geben lässt, wird mit einem *Mais* eingeleitet, das der Herausgeber unter Berufung auf das Glossar seiner Giraut-Ausgabe (Anm. S. 104)

mit »besonders» wiedergibt und in gleicher Bedeutung in die Übersetzung aufnimmt. Diese Bedeutung stützt sich auf eine einzige Girautstelle (N:o 46, 10), die jedoch anders zu deuten ist, als Kolsen es tut (vgl. *Zum Text der Lieder des G. de B.*, Florenz 1938, S. 64 und die ähnliche Auffassung bei Salverda de Grave, *Observ. sur l'art lyr. de G. de B.*, Amsterdam 1938, S. 50).

So möchte ich denn darauf verzichten, die beiden mit *no sai* eingeleiteten Sätze als Fragesätze anzusehen, v. 56 eng mit dem vorhergehenden Vers verbinden und nun meinerseits versuchen, den gedanklichen Aufbau nachzuzeichnen. Wieder knüpft der Anfang dieser Strophe an die vorhergehende an. Behauptet der Dichter dort, im Paradies zu sein, wenn man ihm etwas von der Geliebten erzählte, so empfindet er es hier als eine grosse Gnade[1], wenn ihm nur jemand ihren Wohnsitz nennt. Der Dichter ist also fern von der Geliebten. Und nun wird von einem Manne gesprochen, der trefflich (*pros*) ist, aber keine Gemeinschaft mit der Dame hat. Wer anders sollte der Treffliche sein als der Dichter selbst? Er spricht allerdings in der 3. Person; aber das ist verständlich, weil es ja eine allgemein gültige Bemerkung ist, deren Nutzanwendung auf sich selbst er erst in den letzten beiden Versen der Strophe macht. Dies braucht nun nicht in der Weise zu geschehen, wie Kolsen es tut, indem er das handschriftliche *rē* (= *ren;* so bei Mahn) in *re·m* ändert, sondern indem man *ren* belässt und als Subjekt zu *valia*[2] nicht ein unpersönliches »das» (3. Person), sondern den sprechenden Dichter (1. Person) ansieht, der ja in v. 56 mit der Form *ai* ganz klar in die Erscheinung tritt.

---

[1] Ich halte es nicht für angebracht, für *merce* die doch recht abgelegene Bedeutung »Herzensgüte» anzusetzen, wie Kolsen es tut. Und warum sollte jemand, der, vielleicht zufällig, das Schloss der Dame erwähnt, gerade Herzensgüte besitzen?

[2] Dieses Imperfekt bildet für jede Interpretation eine gewisse Schwierigkeit.

Ist der Dichter wirklich der *pros* (v. 54), wie ich annehme, dann wird der Zusammenhang deutlich. Der Dichter, den es freut, wenn er nur den Ort nennen hört, wo die Geliebte weilt, begreift es kaum, wie man fern von ihr, wäre man ihr auch noch so ergeben, so trefflich sein kann (wie er es ist). Die Erklärung dafür bietet er, jetzt mit offenem Hinweis auf seinen eigenen Fall, in v. 56: *pel be que n'ai*. Hier scheint mir nun wiederum »das Gute», wie Kolsen *lo be* übersetzt, zu abstrakt (s. o. zu v. 15—19). Wieder weist uns der Zusammenhang mit der folgenden Strophe den Weg zum Verständnis dieser. In ihr malt der Dichter aus, wie trefflich er ist: er fürchtet weder Lanze noch Bolzen noch Schwert. Und was verleiht ihm diese Tüchtigkeit? Der Ring, den er von der Geliebten hat und den er bloss zu betrachten oder zu küssen braucht, um tapfere Taten zu vollbringen. In diesem Ring sehe ich das *ben*, von dem der Dichter in v. 56 spricht; es ist also nicht mit »das Gute», sondern mit »das Gut, der Schatz» wiederzugeben. Ich übersetze demnach v. 52—56: »Aber ich weiss nicht, wodurch jemand trefflich ist, der, wäre er ihr auch noch so ergeben, nicht in ihrer Gesellschaft ist. Ich weiss nicht, wodurch ich irgend etwas wert wäre als durch den Schatz, glaube ich, den ich jetzt von ihr besitze.»

v. 64. Muira ongan ab coutel
qui no·m tem a ma fulia!

Übersetzung: »Sterben möge nunmehr durch ein Messer, wer mir in meiner übergrossen Leidenschaft nicht Ehrfurcht erweist!»

In der vorhergehenden Strophe tadelt der Dichter diejenigen, die sein Verhalten in Liebesdingen als Torheit auslegen, und es ist nicht einzusehen, warum in v. 65 das Wort *fulia* anders als mit »Torheit» übersetzt werden soll. Nur ist das Wort hier gewissermassen in Anführungsstriche gesetzt zu denken: der Dichter ist stolz auf das, was die Banausen »Torheit» nennen, und er verlangt Achtung vor ihr. Das Ganze ist eine Verwünschung, also etwas Unwirkliches, nur Vorgestelltes, und

in einem solchen Relativsatz hat der Konjunktiv nichts Überraschendes (s. Schultz-Gora, *Prov. El. Buch* § 201), während anderseits eine Konstruktion *temer alcun a alcuna ren* nicht gerade einleuchtend ist. Deshalb ziehe ich es vor zu lesen: *Qui no·m tema ma fulia.*

KURT LEWENT

On some phonetic tendencies at work in present-day Standard English

To every student of modern English the Pronouncing Dictionary of Daniel Jones is an invaluable source of information on the sounds of the »received Standard» of today. As no less than twenty years lie between the first (1917) and the last (1937) edition of the Dictionary, I thought it worth while to make a thorough-going comparison of the two editions, in order to see whether possible differences in their notations referring not only to individual words, but to larger groups of words containing sounds in similar phonetic conditions, might perhaps indicate tendencies of change at work in the pronunciation of the last two decades. In his preface to the edition of 1937 Jones expressly says that »many words have undergone changes of pronunciation during that period: new pronunciations have appeared, and pronunciations which were previously rare have now come into common use.»

The number of instances in which the notation of the later edition differs from that of the earlier one is indeed very great. Words are sometimes given a notation not at all found in the earlier edition. More often a type of pronunciation which 1917 was put in the first place is, in the 1937 edition, given within brackets, as being a possible, though not the commonest pronunciation of the word, whereas a form earlier placed in the second has been promoted to the first rank. Such a change

in the author's notations does not, of course, always allow any inference as to an actual change having taken place in the pronunciation of a word; the author may simply, on the basis of continued observation and experience, have arrived at a different view with regard to the frequency of the types of pronunciation in use among speakers of received Standard English. There are, however, certain types of words, in which the comparison of the two editions of the Pronouncing Dictionary seems to indicate traces of sound changes at work in the received Standard of the last twenty years.

1) *o* before voiceless fricatives (*f*, *s*, *th*).

On the development and the spread of the lengthening of an originally short *o*, when followed by a voiceless fricative, see Horn, Hist. Neuengl. Gramm., § 59, Jespersen, Mod. Eng. Grammar I, 10. 74—76, and notably the detailed treatment of the question in Luick, Hist. Gramm., §§ 554—555. — By the side of orthoepistic authorities advocating a lengthened vowel, there have generally been contemporary orthoepists who have found such a pronunciation more or less vulgar, and no settled rules have been established. As pointed out by Luick, § 555, Anm. 5, there is of late a marked tendency »zur Wiederannäherung an die Kürze, die durch das Schriftbild nahegelegt wird; die Schule lehrt bereits [ɔ], daher dieser Laut bei der jüngeren Generation im Vordringen begriffen ist.»

A comparison between the two editions of Jones fully confirms the statement made by Luick. There is a marked difference in the notation of *o* before voiceless fricatives in the 1917 and the 1937 editions. Jones gives 1917 ɔ: [ɔ], i.e. the lengthened vowel as the commonest, the short vowel as a less common type of pronunciation in a great number of words, for which in 1937 he gives the reversed order of notation ɔ [ɔ:]. This is the case:

a) before *f*: *croft*, *-er*; *loft*, *-y*; *soft*, *-en*; *cough*, *trough* (in both editions a pronunciation [trau] is mentioned as being used

by many bakers). Yet in the very common words *off* (also when used as a prefix, e.g. in *off-hand*), and *oft, -en*, the long vowel is in both editions given in the first place. Before an intervocalic *-ff-* the 1917 edition in many words has ɔ [ɔ:], but 1937 only the short vowel, e.g. *offer, -ing; offertory, office, officer, coffee.*

b) before *s*: *cross*, with numerous compounds; *crossing across, criss-cross*; *loss, toss* (1937 writes here: ɔ, old-fashioned ɔ:); *cost, -ly; frost, -y; lost.*

c) before *th*: *broth, cloth, froth, -y*. But in *moth* both editions have ɔ [ɔ:], 1937 adding: »the pronunciation with ɔ: is old-fashioned and seems likely to disappear». Plural forms in *-oths*: *cloths* 1917 klɔ:ðz [klɔ:θs, klɔθs], 1937 klɔθs [klɔ:ðz, klɔ:θs]; so also numerous compounds: *altar-, broad-, neckcloth*, etc., and *cloth-yard. broths* is in both editions treated in conformity with *cloths*. The plural *moths* has in both editions the notation mɔθs [mɔ:θs, mɔ:ðz], the long vowel in sing. and plur. being marked in 1937 as old-fashioned and likely to disappear.

In his Outline of Phonetics [3] (1932), § 308, Jones gives some rules which in the main reproduce those given in the first edition (1913), § 435, of the same work, and which are in conformity with the 1917 edition of the Dictionary. But he adds an important foot-note: »The younger generation generally uses short ɔ in these words (i.e. *off, often, loss, cost, cloth*). It is likely that the pronunciation with ɔ: will eventually disappear. The same applies to *cough* and *trough*.»

2) *u* with a pronunciation varying between ju: and u:

The chief interest attaches to stressed *u* after an *l* not preceded by another consonant. Here, in a number of words, Jones 1917 gives the notation lju: [lu:], but 1937 the reversed order lu: [lju:].

Such words are *allude, allusion, allusive; delude, delusion, delusive, delusory; elude, elusion, elusive, elusory; alluvium, -ial;*

diluvium, -ial; so also *anacoluthon, elucidate, pollute*, and their derivatives. But there are in the notations of Jones some curious inconsistencies. In *collusion, -ive* 1917 has lju: (lu:], 1937 lu: [lju:], but in the verb *collude* both editions have lju: [lu:]. The difference between 1917 lju: [lu:], 1937 lu: [lju:] is found in *disillusion*, but in *illusion, -sive, -sory* both editions write lu: [lju:]. In *illume illumine, illuminate, -ation, -ative* again both editions have lju: [lu:]; so also in *dilute, dilution.*

In some words in which the vowel *u* has only a secondary stress the difference 1917 lju: [lu:], 1937 lu: [lju:] is also found, e.g. in *interlude, involucre.* But both editions have lu: [lju:] in *absolute, -ion*; *dissolute, -ion*; *resolute, -ion.*

Of words beginning with *lu-*, the great majority have, in both editions, lu: [lju:]; exx. *lubricant, -ate, -ation*; *lucid, -ity*; *lucre, -ative*; *lucubrate, -ation*; *ludicrous, lugubrious, lukewarm*; *luminary, luminous, -osity*; *lunar, lunate, lupine*, and a few more. Differences between the two editions are very few. The common word *lunatic* has 1917 lu: [lju:], but 1937 only lu: In *lucarne*; *lute, -ist, lewd*, 1917 has lju: [lu:], 1937 lu: [lju:].

As we have seen, the differences between the two editions are not great, and some inconsistencies are not easy to account for. Upon the whole, lu: has in 1937 gained some ground upon lju:.

Jones, Outl.[1], § 360, and Outl.[3], § 817, gives some rules for the use of the j-element in the pronunciation of a written *u*, practically the same in both editions. When *l* is initial, or preceded by an unstressed vowel (e.g. *lute, absolute*), ju: is said to be pronounced by some, u: by others. The forms with *j* are recommended by many teachers, but the forms without *j* appear to be more usual in ordinary speech, at any rate in the commoner words.

Confer on this question Horn § 123, and Jespersen I, 13. 7 ff. Jespersen makes the observation that the same person may be heard to use both pronunciations [lju: and lu:] in the same word, evidently in connection with more or less emphasis.

3) Lengthening of a short vowel before a final consonant in some monosyllabic words.

On the tendency to a lengthening of a short *a* [æ > æ:] in several common words, notably adjectives, especially when spoken with emphasis and ending a sentence, see Jones, Outl.[1] §§ 399. 403. 542, and Outl.[3], §§ 279. 283 and 872 ff. In most instances the two editions of the Pronouncing Dictionary give for the words in question the same notation. So 1917 and 1937 both transcribe *bad, glad, mad, sad* with æ: [æ]. Only short æ is given for *badly, badness, gladly, -ness*, etc. And for other words in *-ad* no lengthening is indicated, e.g. *cad, clad, dad, fad, gad, had, lad, pad.*

Before *-g* 1917 and 1937 both give æ: [æ] in the subst. *bag* (but only æ in the verb to *bag*). In some compounds with *-bag* there are differences of notation; 1917 has only short æ in such compounds, whereas 1937 writes æ [æ:] in *carpet-bag*, and æ: [æ] in *honey-, jelly-, mail-, saddle-, scentbag.* — In *stag* 1917 has æ, 1937 æ [æ:]. But for most words in *-ag* no lengthening is indicated in either edition, e.g. *brag, crag, drag, fag, flag, gag, hag, jag, lag, mag, nag, rag, sag, tag, wag.*

Before *-m* both editions have æ: [æ] in the noun *jam*; the verb *to jam* has only æ. — In the subst *man* 1917 gives only æ, 1937 æ [æ:]; this lengthening is, however, mentioned already in Outl.[1]. Other words in *-an* appear only with short vowel.

Other vowels than *a* are as a rule not affected by any lengthening tendency in received Standard English. An exception is *God*, especially in the drawling elocution of some preachers. Here Jones 1917 gives ɔ [ɔ:], 1937 ɔ [rarely ɔ:]. The pp. *gone* has in both editions ɔ [ɔ:].

According to Jones, Outl.[3], § 876, some people, especially Londoners, make a lengthening of *e* in some words, e.g. *bed, dead.* — Such lengthened forms are not indicated in the Pronouncing Dictionary, probably because considered by Jones

as not properly belonging to »received» English. — The word *yes* is (Outl.[3], § 876) sometimes pronounced [jes], as usually transcribed, but, when said by itself, it is more often pronounced with a fully long vowel of open quality [jɛ:s]. One may indeed ask why, even in Dict. 1937 [jes] is given in the first place as the prevailing pronunciation of this word, which, at any rate to a foreign listener, seems as a rule to have a long, sometimes a very long, vowel.

A lengthening of a short *a* before a final *-nd* in some monosyllabic words is indicated in Dict. 1937, where for *band, grand, hand, strand,* by the side of prevailing short æ the variant æ: is mentioned; 1917 has here only the short vowel. But nothing but short æ is given in both editions for *bland, brand, gland, land, sand.* The lengthening in *lamb,* given as a variant in Outl.[1], § 403, and Outl.[3], § 283, is not found in the two editions of the Dictionary, which have exclusively [læm]. The same is the case with the occasional lengthening of *a* before a voiceless plosive consonant in *back, that* (demonstr.), noted in Outl.[1], § 542, and Outl.[3], § 875, but not found in the two editions of the Dictionary.

On this question compare Sweet, Elementarbuch d. gesprochenen Englisch, p. XVIII f., Jespersen I, 16.37; Luick § 577, and the interesting article of Herbert Koziol in the Archiv für vergleichende Phonetik, Bd. 3, Hft 1 (1939), p. 38 ff.: »Die Dehnung kurzer Vokale im heutigen Englischen.» Koziol points out that, even in the pronunciation of the same individual, a vowel in words like those mentioned above may be short or long, depending on the amount of emphasis (»Gefühlsbetontheit») given to the word. That certain words, many of which happen to be adjectives (such as *bad, sad, dead, big*) are more liable to be pronounced emphatically than other words of a more indifferent meaning, is only too natural. In the course of time the lengthened vowel may then become generalized, which seems to be more or less the case especially with *bad* and *sad.*

Of the very numerous remaining differences in notation between the two editions of the Dictionary of Jones the great majority have no more than a limited interest and concern only individual words. There are, however, some cases which deserve to be pointed out and may indicate tendencies in the development of present-day English pronunciation.

The words *armada, desperado, gala* have in 1917 ei [ɑ:], in 1937 ɑ: [ei]. In these words, of a decidedly »foreign» character, the natural tendency of popular speech seems to have favoured the pronunciation with [ei], but today the value [ɑ:], being in accordance with the pronunciation of the languages from which the words have been borrowed, shows a tendency to prevail. The »new» pronunciation of Latin in English schools may here have played a part. This is no doubt the factor which has influenced some purely Latin words in use in English; so e.g. *atrium, ave, peccavi* are in Jones 1917 transcribed with the vowel ei [ɑ:], in 1937 with ɑ: [ei]: 1917 pe'keivai, 1937 pe'kɑ:vi. — It may be noted that the name of the town *Prague* is given 1917 with [ei], 1937 with [ɑ:, old-fashioned ei].

The word *ordeal* is 1917 transcribed ɔ:'diəl ['di:əl, -'di:l]; 1937 with i: [i:ə, iə]. The more natural, less artificial pronunciation (also recommended by the British Broadcasting Corporation) seems to be getting the upper hand.

The ending *-sm* is in 1917 transcribed [zm], in 1937 [zəm], indicating the frequent use of a secondary vowel. So regularly in the very numerous words in *-ism*; so also in *abysm, chrism plasm, sarcasm, spasm.* Also in the 1917 edition such a form with a secondary vowel is given within brackets for the words *chasm, schism.* Note also that for the word *rhythm* 1917 has riðm [riθm], 1937 'riðəm ['riθəm].

Some cases may be noted, in which 1937 prefers a pronunciation closer to the spelling than that given in 1917. So e.g. for *bas-relief* 1917 has bɑ: -[bæs-], 1937 bæs- [bɑ:]. For the word *format* 1917 has 'fɔ:mɑ:, 1937 'fɔ:mæt [-ɑ:]. For *parquet* and *trait* 1937 gives a variant with spoken -t. The BBC recommends such a pronunciation of *trait.* — In *cognizable, -ance*;

poignant, -ancy 1917 prefers forms with -ɔniz-, -ɔin-, putting the pronunciation with -gn- within brackets; 1937 gives the first place to the type with -gn-, also recommended by the BBC. — In *debouch* 1917 has the pronunciation di'bu:ʃ, 1937 di'bautʃ [-bu:ʃ].

The differences between the two editions of the Dictionary with regard to the notation of a written *s* are rather numerous. A few instances of more than casual interest may here be mentioned. Cf. also Outline[3], § 715 with notes.

1917 prefers -z-, 1937 -s- in *casement, impresario, paradisiacal.* On the other hand, 1917 prefers -s-, 1937 -z- in *poesy.* Both editions prefer -z-, but the variant -s- is given in 1917 for *erase,* in *visage,* in 1937 for the verbs *grease* and *mouse,* and for *usage.* Finally some words written with intervocalic *-ss-* or *-sc-* may be mentioned. 1917 has -z- [-s-], 1937 -s- [-z-] in *hussy; discern, -ible, -ment.* Yet in *undiscerning,* of a different rhythmical type, both editions have -s- [-z-].

Some words with written *th* deserve to be mentioned. In the plurals *broths, cloths* (cf. above) 1917 puts in the first place brɔ:ðz, klɔ:ðz, with variants -ɔ:θs, ɔθs within brackets; 1937 gives as the prevailing pronunciation -ɔθs, as variants ɔ:ðz, ɔ:θs. For *brothel* 1917 has brɔðl [-θl], 1937 brɔθl. — For pp. *toothed* 1917 gives -ðd [-θt], 1937 -θt [-ðd]; for *toothing* 1917 has -ð- [-θ-], 1937 -θ-.

A comparison between the two editions of the Dictionary allows the conclusion that in words like *overact, overestimate, underestimate,* etc., by the side of a pronounced intervocalic *-r-* the variant forms with a »glottal catch», and finally with a total loss of the consonant, seem to be on the increase in present-day English.

Some differences in the notation of stress may finally be mentioned. Most differences of this kind have no great interest. Yet in not a few cases it seems as if the old tendency to draw back the accent were still at work. Words which 1917 exclusively, or in the first place, stresses on the second syllable, but 1937 on the first syllable, are e.g. *adult, alloy* (mixture of

metals); for the sb. *ally* already 1917 remarks that the pronunciation with stress on the first syllable was spreading rapidly in this word; at that time, the first world war, the word was evidently a very popular one; further: *aigrette, basalt, chauffeur, expert,* sb. *defile, pastel, suttee.* — In some words both editions prefer stress on the first syllable, but the variant with stress on the second syllable given in 1917 is no longer found in 1937; such words are e.g. sb. *annex, depot, garage.*

U. Lindelöf

Besprechungen

K. Östberg, *Saksan Kielioppi.* Helsinki, Otava, 1942. 147 S. 8:o. Preis: geb. FM. 40: —.

Im Deutschunterricht der höheren finnischen Schulen herrschte wie bekannt auf dem Gebiet der Sprachlehren fast bis jetzt eine bemerkenswerte Einheitlichkeit und ein langer Stillstand. Saksan kielioppi (Deutsche Grammatik) von U. Lindelöf und J. Öhquist, i. J. 1895 und in verkürzter Gestalt 1899 erschienen, war in der letztgenannten Form etwa vier Jahrzehnte lang fast Alleinherrscherin auf diesem Gebiet. So bereit unsere Deutschlehrer auch sind, die Verdienste dieses bahnbrechenden Werkes anzuerkennen, hat man doch lange das Erscheinen einer deutschen Sprachlehre ersehnt, die sowohl das Fehlerhafte als das Veraltete seiner Darstellung beseitigen und auch gewisse Eigentümlichkeiten der deutschen Grammatik besonders vom finnischen Standpunkt aus betrachten würde.

Der erste Neuerungsversuch, die von A. Hämäläinen i. J. 1933 veröffentlichte Deutsche Grammatik, vermochte aber nicht die auf eine solche Reform gesetzten Erwartungen zu erfüllen. Ihre Definitionen und Regeln hätten noch eine genauere Durchsicht und eine grössere Konzentration, der sprachliche Stoff ihrer Beispiele eine sorgfältigere Sichtung nötig gehabt. Zu einer hohen Rangklasse zählen dagegen die von M. Jakobsson und E. Öhmann i. J. 1938 herausgegebene recht umfangreiche Deutsche Grammatik, die nach dem Beispiel der Grammatik von Lindelöf-Öhquist neuerdings in verkürzter,

von Jakobsson bearbeiteter Gestalt erschienen ist, eine von demselben Verfasser und E. Müller abgefasste Deutsche Grammatik für die schwedischen Schulen des Landes und zuletzt die von K. Östberg veröffentlichte Deutsche Sprachlehre, über die zu referieren der Neuphilologische Verein mich beauftragte.

Die Sprachlehre Östbergs unterscheidet sich sowohl von der Grammatik Lindelöf-Öhquists wie auch von den neueren von mir erwähnten Sprachlehren dadurch, dass darin die Formenlehre nebst einem sehr begrenzten syntaktischen Lehrstoff und die für das Gymnasialstadium bestimmte Satzlehre voneinander getrennt dargestellt werden. Dieses System hat, wie ich erfahren habe, unter unseren Deutschlehrern bereits einen lebhaften Meinungsaustausch hervorgerufen. Als ungebräuchlich kann es ja nicht bezeichnet werden; der bekannte schwedische Sprachpädagoge E. Edström nennt es in seiner 1926 erschienenen französischen Sprachlehre geradezu »die gebräuchliche Einteilung in Formen- und Satzlehre»; dazu bemerkt er, dass diese Einteilung in manchen Dingen schwebend und willkürlich (»i mångt och mycket svävande och godtycklig») sei. Aus Edströms Worten geht auch hervor, dass er diese Einteilung als besonders gelungen betrachtet, wenn die in Frage stehende Grammatik umfangreich ist. Dieses Motiv lässt sich nicht dem Vorgehen Östbergs zugrunde legen. Es hat sich in den letztverflossenen Jahren unter unseren Deutschlehrern eine Neigung zur Konzentration und Beschränkung des grammatischen Unterrichts bemerkbar gemacht. Diese Richtung hat in der Neubearbeitung der Grammatik Jakobssons wie auch in der Sprachlehre Östbergs ihren Ausdruck gefunden. Der Grund zu der Zweiteilung der Sprachlehre Östbergs ist die Ansicht des Verfassers, dass ein so angelegtes Lehrbuch schon auf der Unterstufe eingeführt werden und die Formenlehre mit den angeschlossenen syntaktischen Anweisungen bereits in der Mittelschule durchgenommen werden könne, während die Satzlehre — die auch in einer sehr konzentrierten Gestalt dargestellt wird — wie schon erwähnt den Gymnasialklassen vorbehalten bliebe. Die gegen dieses System lautgewordenen Bemerkungen machen geltend, dass man auf der Oberstufe jedenfalls auch die Formenlehre rekapitulieren müsse und dass es für die Schüler lästig und beirrend sei, etwa die zu einer Wortklasse gehörigen grammatikalischen Erläuterungen an zwei verschiedenen Stellen des Buches suchen zu müssen. Die Tatsache, dass auch Schüler der Oberstufe in der deutschen Formenlehre nicht

sattelfest sind, macht sich natürlich heute infolge der kurzen Schuljahre und der vielen Störungen der regelmässigen Arbeit stärker bemerkbar als in normalen Zeiten und zwingt auch die Lehrer mehr als gewöhnlich zu Wiederholungen, wo denn diese Zweiteilung des vorliegenden Buches vielleicht unbequem erscheint.

Vor der Formenlehre hat der Verfasser auf fast zehn Seiten das deutsche Alphabet, die Aussprache und die Betonung, Vokallängen, den Gebrauch des grossen Anfangsbuchstabens, die Silbenteilung und gewisse Abkürzungen behandelt. Eine solche Einleitung, vor allem die Anweisungen zur richtigen Aussprache sind besonders dem Selbstunterricht dienlich und werden auch angehenden Lehrern eine wertvolle Hilfe bieten können. Selbstverständlich ist die Stichhaltigkeit dieser Regeln nur relativ: so ist der Vokallaut der deutschen Substantive *Arzt* und *Bad* natürlich nicht derselbe wie im finnischen »aarre», und der alveolare Charakter des deutschen t-Lautes widerlegt die Behauptung, dass dieser Konsonant »überhaupt wie im Finnischen» auszusprechen sei, wie der Verfasser sagt. Es fällt wohl aber schwer, auch nur solche grundlegenden phonetischen Unterschiede mit den unseren Schulbüchern zu Gebote stehenden Mitteln klarzumachen.

In der Gestaltung der eigentlichen Sprachlehre bei Östberg zeigt sich in der Auswahl und der Behandlung des Materials der sichere Griff eines erfahrenen Pädagogen und eine durch reife Erwägung und sorgfältiges Feilen erreichte Klarheit. Die Regeln sind durchgängig kurz und einfach, die Zahl der »Ausnahmen» ist zweckmässig begrenzt, und in der Gruppierung von Deklinationen und ähnlichem merkt man das Bestreben, das Dargestellte den Schülern anschaulich zu machen und dadurch das Auswendiglernen zu erleichtern. Z. B. für die Deklinationen der Substantive, die von Nyström im Deutschen Lehrbuch und von Jakobsson in seiner Sprachlehre nur mit Ordnungszahlen bezeichnet werden, hat Östberg wieder die Benennungen *Schwache Deklination* (= die fünfte Klasse) und *Gemischte Deklination* (= die vierte Klasse) eingeführt. In den Regeln der Flexion der Adjektive, über deren Formulierung die Verfasser unserer deutschen Sprachlehren sich den Kopf zerbrochen haben, hat Östberg m. E. die Frage recht glücklich gelöst: vom Gebrauch der schwachen Deklination gibt er folgende Definition: »Adjektiivi taipuu heikosti, kun sen edellä käy adjektiivinen taivutuspäätteellinen määräyssana.»[1] »Määräyssana» (= Bestimmungwort) scheint mir als Terminus tech-

nicus ungefährlicher zu sein als die in der Sprachlehre Jakobssons gebräuchliche Benennung »artikkelisana» (= Artikelwort), da die Schüler nicht immer die Bezeichnungen »artikkeli» (Artikel) und »artikkelisana» (= Artikelwort) auseinanderhalten können. Bei der Definition der starken Deklination des Adjektivs notiert man bei Östberg einen Kompromiss zwischen seiner Tendenz zur Kürze und dem Bestreben, es den Schülern möglichst leicht zu machen, die Schwierigkeiten der Flexion zu überwinden. Er sagt: »Adjektiivi taipuu vahvasti kaikissa muissa tapauksissa»[2], fügt aber hinzu eine in Klammern gegebene Dreiteilung der in Frage kommenden Fälle: »eli, kun sen edessä ei ole mitään määräyssanaa tai kun sitä edeltää taipumaton määräyssana tai itsessään taipuvaisen määräyssanan taivutuspäätteetön muoto».[3] Ausserdem erklärt er, auch noch in Klammern, was unter der starken Deklination des Adjektivs zu verstehen ist; er sagt: »adjektiivi saa selvät sukua ja sijaa osoittavat päätteet».[4] Ich möchte hier eine Tendenz gegen mechanisches Auswendiglernen mit Anerkennung feststellen. In den Regeln über die starke Deklination des Adjektivs lenkt der Verfasser noch die Aufmerksamkeit auf ihr verhältnismässig seltenes Auftreten im Singular und ihre Gebräuchlichkeit im Plural, da, wie er sagt, »epämääräisen artikkelin monikon puuttuessa adjektiivi attribuuttina usein joutuu yksin edeltämään pääsanaansa».[5] Auf der Unterstufe der finnischen Schulen ist dieses eine sehr einleuchtende Erklärung.

Das Bestreben zur Verdeutlichung und Erleichterung der Schwierigkeiten, die sich besonders den finnischen Schülern beim Erlernen der deutschen Sprache bieten, zeigt sich bei Östberg ebenfalls in der Lehre von den Fürwörtern. So gibt er z. B. eine Definition der determinativen Pronomina, die wohl stets Erklärungen des Lehrers nötig machten. Die Dar-

---

[1] Das Adjektiv wird schwach dekliniert, wenn ihm ein adjektivisches Bestimmungswort mit Flexionsendung vorangeht.

[2] Das Adjektiv wird in allen übrigen Fällen stark dekliniert.

[3] D. h. wenn kein Bestimmungswort vor ihm steht oder wenn ihm ein undekliniertes Bestimmungswort bzw. die undeklinierte Form eines an und für sich deklinierbaren Bestimmungswortes vorangeht.

[4] Dem Adjektiv werden Endungen angehängt, aus denen das Genus und der Kasus klar hervorgehen.

[5] Infolge der mangelnden Mehrzahl des unbestimmten Artikels steht das Adjektiv als Attribut häufig allein vor seinem Hauptwort.

stellung des substantivischen determinativen Pronomens hat Östberg vollends in die Satzlehre verlegt. Da liest man mit Genugtuung die zu der Lindelöf-Öhquistschen Definition gebrachte Ergänzung, dass ein Substantiv nicht nur vor einem Genitiv, sondern auch vor einer präpositionalen Bestimmung durch ein determinatives Pronomen ersetzt wird. Dieselbe Ergänzung, wenn auch in einer enger begrenzten Form, indem nur eine für den Genitiv stehende präpositionale Bestimmung erwähnt ist, wird in der Sprachlehre Jakobssons angeführt.

Bei der Behandlung der interrogativen Fürwörter gibt Östberg in einer der Formenlehre beigefügten Anmerkung eine nützliche Anweisung, indem er darauf aufmerksam macht, dass diese Pronomina auch untergeordnete Sätze einleiten können, in denen selbstverständlich das Prädikat an letzter Stelle stehen muss. Der Verfasser bietet den Schülern oft gerade in den Anmerkungen etwa mit Hinsicht auf die schriftlichen Arbeiten praktisch sehr wertvolle Anweisungen.

Im Kapitel über relative Fürwörter scheint mir Östberg in der Formenlehre die Möglichkeiten des Pronomens *welcher* vom heutigen Standpunkt des Sprachgebrauchs etwas zu liberal definiert zu haben. Er sagt nur, dass dieses Fürwort oft für das Pronomen *der, die, das* eintreten kann. Auch in diesem Abschnitt seines Werkes hat er an manchen Stellen, oft in Übereinstimmung mit der Sprachlehre Jakobssons, den Regeln von Lindelöf-Öhquist eine präzisere Gestalt verliehen; um einem häufig gemachten Fehler der finnischen Schüler vorzubeugen, macht er darauf aufmerksam, dass die Genitivformen *dessen* und *deren* ihrem Hauptwort vorangehen, und bei der Darstellung des rein relativischen Gebrauchs des Pronomens *was* erwähnt er als mögliches Korrelat u. a. ein sächliches substantiviertes Adjektiv, während in der alten Sprachlehre von einem sächlichen Adjektiv überhaupt die Rede war. Auch bei den indefiniten Fürwörtern bringt Östberg Ergänzungen: der Unterschied von *jemand* und *einer*, *niemand* und *keiner* wird erklärt und durch Beispiele erläutert; wohl angebracht ist auch die Bemerkung über das Pronomen *alle*, das fast nur in der Mehrzahl auftritt und dem im Singular das Fürwort *jeder* entspricht. Mit guten Gründen hat der Verfasser die Fürwörter *jeglicher* und *etliche*, die er veraltet und ungebräuchlich nennt, nur noch in einer in Petit gedruckten Anmerkung fortleben lassen.

In dem Abschnitt über die Verben hat Östberg, weniger Bedeutendes frischweg ausmusternd, dem Stoff für die For-

menlehre seines Buches recht enge Grenzen gesteckt. Es finden sich da selbstverständlich die gebräuchlichen Paradigmen, wobei das zweite Futurum ausgeschaltet wird; die Begründung lautet: »tämä muoto on perin harvinainen ja sen käyttö on häviämässä».[1] Dieser Schritt lässt sich m. E. in dessen beanstanden, da das zweite Futurum so auch der Oberstufe fast unbekannt bleibt; in Ausdrücken wie »Er wird schon gegangen sein» ist dieses Tempus doch ganz gebräuchlich. Der zweite Konditional dagegen ist mitaufgenommen worden. Nach den Paradigmen ist von dem Gebrauch der Hilfsverben die Rede, wobei die früheren Darstellungen ein paar gute Ergänzungen erhalten: nach der Aufzählung der Gruppe *sein, werden, bleiben, gelingen* usw., die mit dem Hilfsverb *sein* konjugiert werden, wird darauf hingewiesen, dass diese Verben oft eine Bewegung oder eine Veränderung des Zustandes ausdrücken, und die in dieser Hinsicht gefährlichen Verben *anfangen, beginnen* und *aufhören* hat der Verfasser — ähnlich wie Jakobsson — in einer Anmerkung behandelt. Zu der Formenlehre gehören noch ein Verzeichnis der starken Verben und eine kurze Darstellung der zusammengesetzten Verben, wobei die mit unbetonten Vorsilben gebildeten untrennbaren und die mit Adverbien oder Präpositionen gebauten trennbaren Verben beachtet werden. Von eigentlichen syntaktischen Eigenheiten der deutschen Verben wird in der Formenlehre nur der Gebrauch des Infinitivs mit der Partikel *zu* und ohne diese Partikel angeführt. Von dem letztgenannten Gebrauch wird nur erwähnt, dass der Infinitiv ohne Partikel erstens mit modalen Hilfsverben und dem Verb *werden*, zweitens in dem Accusativus cum infinitivo steht. Was diesen zweiten Punkt anbetrifft, wäre es vielleicht doch am Platze, die wichtigsten Verben, d. h. *sehen, hören, fühlen* und *lassen* anzuführen, mit denen der Accusativus cum infinitivo in Betracht kommt. In der Satzlehre werden sie wohl aufgezählt, man fragt sich aber, ob nicht gerade auf der Unterstufe das blosse Erwähnen des Accusativus cum infinitivo zu theoretisch sei. Die in der Lehre von den Partizipien so äusserst wichtigen Regeln von dem eventuellen Gebrauch einer infinitivähnlichen Form beim Bilden der zusammengesetzten Zeitformen und dem Eintreten des Partizips Perfekt für das Partizip Präsens in Fällen wie *er kam gelaufen* hat der Verfasser

---

[1] Diese Form ist äusserst selten und verschwindet immer mehr aus dem Gebrauch.

auch in den Bereich der Satzlehre hinausgeschoben. Nach dem in unseren Schulen allgemein gebräuchlichen Lehrbuch Nyströms müssen allerdings diese beiden Erscheinungen bereits in der Mittelschule behandelt und erklärt werden.

Bei der Aufzählung von Präpositionen und Konjunktionen kann man wohl nicht umhin, in die Formenlehre solches aufzunehmen, was praktisch in dem deutschen Lehrgang der Mittelschule nicht vorkommt. Der Verfasser hat offenbar bei den Präpositionen die Frage dadurch lösen wollen, dass die auf der Unterstufe vorkommenden Präpositionen halbfett, die übrigen in Kursiv gesetzt werden sollten. Dieses Prinzip gilt in den Gruppen der Präpositionen, die mit dem Genitiv und mit dem Dativ konstruiert werden, die übrigen Gruppen sind aber völlig in Kursiv gedruckt. Dieses Verfahren macht den Leser verwirrt. Was dann die Wahl des Dativs bzw. des Akkusativs bei der Gruppe *an, auf, hinter, in* usw. betrifft, scheint mir sogar für die Mittelschule die Regel allzu kategorisch zu sein, nach der in anderen als lokalen Fällen *auf* und *über* mit dem Akkusativ, die übrigen mit dem Dativ zu konstruieren sind; ein milderndes »im allgemeinen» od. ähnliches wäre hier am Platz.

Ich wies schon darauf hin, dass die typographische Gestalt der Präpositionen nicht konsequent durchgeführt ist. Dieses ist ein Beleg für die leider recht zahlreichen Schwächen der typographischen Ausstattung des Werkes. Ganz besonders in einer Sprachlehre bringen die Druckfehler und typographischen Entgleisungen grössere Unannehmlichkeiten als den blossen Ärger über die ästhetischen Mängel des in Frage stehenden Textes mit sich. Dazu sei erwähnt, dass in dem kleinen phonetischen Teil des Buches das Akzentzeichen in zwei verschiedenen Gestalten (' und ˈ) auftritt (vgl. z. B. S. 19 die Substantive *Kamerad* und *Prophet!*) und sogar zwei Zeichen für den Hauptton in einem Wort vorkommen (*Elephant*, S. 19). Die Betonung des Substantivs *Sofa* ist einmal richtig, einmal falsch angegeben (vgl. S. 8 u. S. 20). In manchen Fällen geben fehlerhafte Spatien Anlass zu Missverständnissen: S. 38 wird *was für* als ein zusammenhängendes Wort gedruckt, im Verb *sich erfreuen* ist S. 122 die Vorsilbe *er-* getrennt gesetzt und im Partizip *eingetroffen* S. 139 der erste Bestandteil ebenfalls von dem Verb getrennt. Die Vorsilben *be-, emp-, ent-* usw. sind einmal ohne Bindestrich gedruckt (S. 50), ein anderes Mal (S. 67) mit Bindestrich versehen. Ganz besonders hat der Druckfehlerteufel ein Auge auf die Überschriften der Abschnitte

geworfen: ich notiere »Sänäjärjestys» (S. 143), »pronomoni» (S. 94) und »poikeuksellinen» (S. 113). Für Fragezeichen scheint der Setzer des Buches keine Sympathie gehabt zu haben: fast in einem Dutzend von Fällen ist ein Fragesatz fälschlich mit einem Punkt beendet, vorzugsweise in finnischem, aber auch in deutschem Text. Die vom Krieg hervorgerufenen Beschwerlichkeiten haben wohl ihren Anteil daran, dass die typographische Ausstattung des Buches seinem im übrigen hohen Niveau nicht entspricht. Hoffentlich wird sie in der zweiten Auflage revidiert. Zugleich werden wohl auch einige kleine Unachtsamkeiten in der Übersetzung der Beispiele beseitigt werden. S. 126 ist der Satz *Was fragte man dich?* »Mitä sinulta kysytään?» übersetzt, S. 137 würde ich statt »laulajaiset» »konsertti» empfehlen; eine im Finnischen hässliche Inversion könnte wohl an ein paar Stellen vermieden und das Perfekt durch das Imperfekt ersetzt werden. Es erscheint mir auch fraglich, ob es bei den Präpositionen (in der Satzlehre) gelungen ist, abwechselnd deutsche Sätze und losgerissene Ausdrücke mit kleinem Anfangsbuchstaben, aber mit einem Punkt beendet zu bieten.

Ohne meine Besprechung, die natürlich sowieso kein erschöpfendes Referat des in Frage stehenden Werkes geben kann, weiter in die Länge ziehen zu wollen, gestatte ich mir noch, die gute Auswahl des Sprachstoffs der Beispiele hervorzuheben. An Sprachlehren, die einen langen Gebrauch hinter sich haben, haftet der Staub der Jahre, was sich ja dann in der Auffassung der Schüler von der »Dürre» dieser Lehrbücher widerspiegelt. Die Sprachlehre Östbergs enthält einen reichen Wortschatz unseres täglichen Lebens: wir lesen von einem kranken Hausknecht, einem unvorsichtigen Autler, dem Verunglücken eines Flugzeuges, von der letzten Wochenschau. Sogar der Sprachgebrauch der Kriegszeit, die mit Bomben belegten Häuser und der Wiederaufbau, ist hier beachtet; wenigstens in den Knabenschulen werden sicherlich solche Beispiele gut eingeprägt werden wie: *Der Führer selbst verlieh dem Flieger durch Funkspruch das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.*

Was ich hier angeführt habe, dient hoffentlich als Ausdruck meiner Auffassung, dass der Sprachlehre Östbergs ein hoher Rang unter den in unserem Lande veröffentlichten deutschen Sprachlehren gehört. Nach meiner Ansicht hat der Verfasser auf glückliche Weise den goldenen Mittelweg gefunden bei der Lösung der Fragen, wie eingehend die Grammatik des in unseren Schulen recht umfangreichen deutschen Lehrganges

systematisch behandelt werden sollte und wie man durch geeignete Beschränkung des doch immer mehr oder minder schematischen Unterrichts der Grammatik Zeit für den Text gewinnen könnte.

Irja Maliniemi

Otavan englantilaisia koulutekstejä (edited by **Lyydia Alén-Almila**), I: **E. Phillips Oppenheim,** *The Amazing Quest of Mr. Ernest Bliss*; II: *Anecdotes and Short Stories.* Glossaries by **Sirkka-Liisa Norko,** Helsinki, 1942.

If, as has been agreed, it is among the aims of teaching foreign languages in schools to acquaint the pupils with the ways of thought, the ideals, the manners, and all the atmosphere of a foreign people, it is evident that new fiction has its place by the side of time-approved, classical literature as a source to which recourse should be taken. The whole nation profits by its individual members having gained, at an age when lasting impressions are fixed upon receptive minds, correct conceptions of alien peoples and their civilizations. For Otava's new series of English School Texts Miss Almila has chosen pieces of modern fiction which through their subject-matter appeal to young readers and at the same time touch upon a great many characteristic features of English life in the period between the two Great Wars. The share of humour and fun in both the material and its treatment is maybe larger than has been the custom in school-books in this country, but, with a view to the place of these attributes in English life itself, their share cannot be regarded unduly large. The editor, while perhaps partly giving way to personal preference in her choice of texts, has no doubt also experienced the pedagogical value of good spirits in the class room. When using the texts in her classes at school the reviewer, on her part, has noted a vivid response to the kind of reading-matter provided by these two modern,informative and entertaining books.

Oppenheim's story has, besides an exciting plot, also a social point and helps to correct popular conceptions about the frigid stand-offishness of the English higher classes. The hero, of the class of the idle rich, decides as a consequence of a bet to earn his living during a year by his own work, without making use of his income, tries his hand as a commercial traveller, a light porter, a chauffeur, and a bus conductor, meets with difficulties and disappointments, shares the troubles of the

out-of-work and finally wins the respect and love of a young girl, a typist, who has also had to see herself through many hardships. In his new surroundings he becomes aware of the dignity of work and gains a new outlook on life. In the school edition the original story has been shortened a little. Even in the present form of the book it is in keeping with the quality of the briskly-proceeding narrative to read considerable parts of the text cursorily. Among the changes made necessary by the curtailing the editor has omitted to leave out, at the bottom of p. 111, some words referring to certain additional occupations pursued by the hero during his »quest.»

The second volume in the series contains short stories by John Galsworthy, Arnold Bennett, Barry Pain, and Jerome K. Jerome. The included stories of the two first are perhaps not strictly representative of the *genre* of these great names in modern English literature, but being chosen for the interest of their subject-matter to boys and girls (a successful cinema scenario, the amusing whim of a millionaire), they certainly serve their purpose. In the beginning of the book the editor has placed some anecdotes about well-known dramatists and novelists, which are helpful in making easier the change from the shorter pieces of the primer to reading-matter in longer sequences.

As the new school-texts deal with remarkably manifold aspects of modern life, the vocabulary and pharaseology of the pupils will be correspondingly enriched with useful and up-to-date material, to which they have not had access in older available text-books and school-texts. The glossaries to the two volumes are well prepared, the Finnish equivalents carefully thought out and the translations of colloquial and slang expressions in most cases not only to the point but also in the corresponding idiomatic species of style. Volume I contains maps of Great Britain and London, Vol II in addition one of the neighbourhoods where the action of Bennett's story takes place.

The following misprints might with advantage be corrected in a new edition: *Bl.* p. 17, line 4 from the bottom of the page *she*, read *the*; p. 55, l. 10 from the top, should be *gentleman;* p. 102 l. 6 from the bottom, *she*, r. *he*; p. 111 l. 2 *kand*, r. *hand. An. & Sh. St.* p. 12 l. 11 from the top *hearned*, r. *hearted*; p. 15 l 20, read *as long a time*; p. 22 l. 2 *bad*, r. *had*; l. 17 *glacing*, r. *glancing*; p. 32 l. 22 *handn't*, r. *hadn't;* p. 43 l. 2 *is*, r. *it*; p. 44 l.10 from the bottom *avery*, r. *every.*

AUNE TUOMIKOSKI

Mitteilungen

Mag. phil. *Vilho Puttonen* verteidigte am 27. Februar zur Erlangung der Doktorwürde eine Abhandlung Études sur Martial d'Auvergne, suivies du texte critique de quelques Arrêts d'Amours (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, LI, 3). 305 S. 8:o.

Einheimische Veröffentlichungen: Mémoires de la Société néophilogique de Helsinki (Helsingfors), XIV, 1943. 686 S. Inhalt: *Arvid Rosenqvist*, Der französische Einfluss auf die mittelhochdeutsche Sprache in der 2. Hälfte des XI. Jahrhunderts. — *U. Lindelöf*, Some Observations on the English Adjective Formations in *-ative* and *-atory* (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum, XIII, 4). 1942. 20 S. — *Emil Öhmann*, Über den italienischen Einfluss auf die deutsche Sprache bis zum Ausgang des Mittelalters, I. Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B LI, 2. 77 S. Helsinki, 1942.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *A. Långfors*, L'arriereban d'Amours, poème du XIII^{e} siècle inspiré par le Bestiaire d'Amour de Richard de Fournival, in Mélanges de philologie offerts à M. Johan Melander 21. 3. 1943 (Uppsala, A.-B. Lundequistska Bokhandeln, 1943), S. 285—290. — *Urban Nyström*, Bröllopsbeswärs Ihugkommelse och de medeltida husgerådsdikterna, in Nysvenska Studier, XXIII (1943), p. 27—33.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: Neuphilologische Mitteilungen, XLII (1941), bespr. von B. Hasselrot in Zeitschrift für romanische Philologie, LXIII, S. 451—2. — *Pekka Katara*, Die ursprünglich reduplizierenden Verba im Niederdeutschen, bespr. von William Foerste in Zeitschrift für Mundartforschung, XVIII, H. 1—4, S. 184—7.

Über den Brief.

Ein Versuch

Deshalb sind Briefe so viel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren.

Goethe

Blick nach rückwärts

Bei dem Buchhändler Johann Heinrich Gross zu Nordhausen erschien, schon in zweiter vermehrter Auflage, anno 1737 ein Buch, das offensichtlich einem starken geheimen Bedürfnis entgegenkam. Dem modischen, jedoch keineswegs so üblen Zug der Zeit entsprechend, gab der Verfasser auf dem Titelblatt erschöpfend Auskunft über alles, worüber in seinem Werk gutwilliger Rat und willkommene Hilfe zu holen sein werde. Er billigte also der Titelseite jene gewichtige Rolle zu, die Verleger unsres Jahrhunderts den Innenklappen des Schutzumschlags ihrer Bücher zugewiesen haben, wo ihre Verlautbarungen denn nur von einem geringen Teil der Kaufwilligen gelesen werden, die dann noch obendrein misstrauisch die Köpfe schütteln, weil ihnen noch immer nicht klar ist, was eigentlich ihrer in dem Buche wartet. Schön denn: das Titelblatt unsres alten Buches von anno 1737 lässt sich solchermassen vernehmen: »Nach heutiger Art wohleingerichtetes Brief-Buch, in welchem sowohl von Beschaffenheit der teutschen Briefe und Schreibart überhaupt, als auch von jeder Briefart insbesondere deutlicher und hinlänglicher Unterricht zu finden (ist), nicht weniger fast auf alle vorkommende Fälle durch wohlausgearbeitete Exempel gründlich Erläuterung gegeben wird, nebst denen in und auf denen Briefen nötigen teutschen und französischen Titulaturen, zu Nutz der studierenden Jugend und der bürgerlichen Personen mitgeteilt von Johann Günther August Placio, gräflich-stolbergischem Kammeradvokato und Fiscal.»

Bravo, wackrer Placius, wir wissen zureichend, was unsrer wartet. Ein Briefsteller also für solche, die einen brauchten. Und deren mussten viele gewesen sein, wie der Absatzerfolg nüchtern ausweist. Seit es Briefe gibt, werden auch Briefsteller dem schreibenden Publikum angeboten, für Kaufleute, für Soldaten, für junge Mädchen, für Stellungsuchende und natürlich und in erster Linie für Verliebte.

Placiussens Buch ist ein Bild beigegeben, um dessentwillen allein sich der Kauf seines helfenden Werkes lohnen musste. Wir sehen da eine Stadt wohl geborgen hinter sichernder Mauer, davor einen zerfallenen Turm, ein romantisch schadhaftes Bauwerk, um das, wie aus einer Spielzeugschachtel genommen, ein paar Häuser hocken. Ein bescheidenes Flüsschen, auf dem nicht einmal ein kleiner Nachen zu sehen ist, hat die wenigen Spaziergänger mit ihren mehr als mannslangen Wanderstöcken angelockt zu ergötzlicher Streife. Eben ist gerade der einzige Reiter über eine der beiden schmalen Holzbrücken geklappert, wo er mühsam dem begegnenden Wanderer ausgewichen sein muss. Nun er festen Grund unter den Hufen seines Tieres weiss, lässt er das Rösslein kühn ausgreifen, indem er sich der knäbischen Peitsche bedient. Der Zeichner macht sich offensichtlich über ihn lustig, da er das Pferd in übertrieben aufgebäumter, karusellartiger Haltung zeigt.

Kein sonderlich bemerkenswertes Bild, so scheint es bis jetzt. In nichts unterschiede es sich von zahlreichen Stichen der Zeit, wenn es da nicht noch, in den wolkig bewegten Lüften, einen fliegenden Menschen gäbe, ein echtes Bildkind seiner Zeit, einen barockisierenden Römer mit Brustpanzer, flatterndem Hemdrock und wallendem Mantelüberwurf, Merkurius, den himmlischen Boten der Götter, an Helm und Schuhen geflügelt, das dreiteilige Kerykeion, den Herold- und Zauberstab, in der Linken haltend und in der weitvorgestreckten Rechten mitbringend als willkommene Gabe einen stattlich anzusehenden — Brief.

Wir irren uns nicht: es ist Merkurius über deutscher Landschaft, der Hermes der Griechen, durch den Zeus den Schlaf

schickt und die Träume, und von dem ein Hymnos zu erzählen weiss, dass er, der Herbstluft und dem Nebel gleich, durchs Schlüsselloch schlüpfen könne. Zwar hat der unbekannte barocke Künstler, dem nüchternen Inhalt des Buches gemäss, das zu schmücken ihm der absatzheischende Verleger aufgegeben, in wohlabgezirkelten Lettern darunter geschrieben:

Durch Briefe können wir aus fernen Landen wissen,
was unsre Freunde dort im cabinet beschliessen —

— allein, so viel bleibt durch sein Bild gültig ausgesagt: der Brief, bestimmt für rechnerische Zwecke in der Sphäre der menschlichen Verfügbarkeit, stamme aus den erhabenen Bezirken der Götter. Und für diese nötige Erinnerung wollen wir ihm unsren Dank nicht versagen.

Ist Post für mich da?

Immer kommt ja der Brief von einem Drüben, einer entrückten Ferne, aus einem uns nicht erreichbaren Jenseits, der Berge etwa oder gar des Meeres. Haben wir uns einmal recht klar gemacht, was geschieht, wenn wir heute einen Brief jener gelben Lade anvertrauen, die uns auf der geschäftigen Strasse heiter und unbekümmert ermuntert, unsre kleine papierene Last einzulegen, für die wir gegen eine lächerliche Geldsumme durch schönen Bildschmuck das Recht erwirken, eine Reise von vielen Wochen anzutreten, an deren Ende vielleicht ein brauner oder schwarzer Bote, der nichts versteht von den Zeichen unsres Sprechens, im Urwald an ein einsames Haus klopft, um dort Menschen zu verzaubern? Ermuntert uns nicht das Posthorn, an dieser Reise teilzunehmen?

Wie pocht das Herz fröhlich, wenn die Post gekommen ist!

Ist es euch nicht eine geläufige Frage in Urlaubstagen: Ist Post für mich da? Mit gespielter Gelassenheit und als sei es selbstverständlich, dass Briefe euch überallhin nachzufolgen hätten, richtet ihr die Frage an den Hotelpförtner und geht enttäuscht zum Frühstückstisch, wenn er bedauern musste. Am nächsten Morgen aber klingt die Frage dringender schon und beinahe kriegerisch: Ist schon wieder keine Post für mich da? Ihr kommt euch übergangen und verraten vor. Welche Freude aber, wenn in der Sommerfrische am Frühstückstisch drunten am See, wo eben der weisse Morgendampfer anlegte, die Kellnerin sich diskret von hinten zu dir niederbeugt und froh verkündigt: Hier ist auch Post für die Dame. Und sie legt lächelnd Briefe und Karten neben deinen Teller, als sei dies Lächeln noch inbegriffen im Preise, der mit der Marke vom

Absender erlegt wurde, und gewissermassen die abschliessende Leistung der Post.

Frühstück mit Post — das ist, so meinen erfahrene Reisekünstler, der festliche Morgenglanz der Urlaubstage. Doppelt süss schmeckt der Honig, die Sonne, mitlesend, leuchtet heller, und der Alltag von gestern versinkt in nebelhafte Ferne, wenn der Brief sich entfaltet.

Welch Zauberwort ertönt, wenn draussen im Felde den Soldaten der Ruf trifft: Postausgabe! Mit der Karte, mit dem Briefblatt hält er die Heimat bewegt in Händen, spricht der Vater mit ihm oder die Braut oder sein kleines Mädel, das viel schreibfroher und erzählseliger ist, als sein grösserer Junge, der die Worte nicht finden kann. Sie alle kommen zu ihm, stehen bei ihm und reden zu ihm von den Dingen der Heimat, simplen und einfältigen Dingen oft, aber sehr geliebten, die so weit dort drüben liegen, aber die noch immer und gerade jetzt erst recht über ihn hohe Gewalt haben. Und der Stift drängt sich ihm in die Finger, Antwort zu geben und neues Fragen anzuheben, damit das Briefband nicht zerreisse nach jenen kleinen, ihm aber geweihten Bezirken, um derentwillen er hier draussen steht. Er flüstert der Braut seine Liebkosungen in die Zeilen, während er von sehr männlichen, sehr nüchternen Vorgängen erzählt. Und er schiebt den Brief von daheim wie einen schützenden Talisman in den Brustlatz, sein Geheimnis mit niemand zu teilen, und um seiner beschwörenden, bannenden Kräfte auch noch im Schlaf teilhaftig zu werden.

Kommt der Brief zu uns, so sind wir nicht mehr allein. Jemand ist zu uns getreten mit einer Botschaft. Es wird hell, wenn wir im Dunkeln standen. Erreichte uns auch der geheimnisvolle Umschlag auf eisigstem Posten, es würde warm in uns. Wir lächeln und danken. Wir sind wie Kinder an Weihnachten.

Freilich: wir kennen auch die dunklen, verwundenden Botschaften. Aber ruht nicht selbst in ihnen kostbare Verheissung und segnende Erweckung? Stellen sich nicht in ihrem Gefolge die heilenden, helfenden, lindernden Zurufe der Freunde ein?

Der brieflose Mensch ist ins Alleinsein verstossen. Wer niemand mehr hat, der ihm schreibt, hat falsch gelebt. All sein Tun und Reden ist ohne Echo geblieben. Seine Seele versinkt in die Isolierung eines hohlen Raumes, von dessen Wänden es ihn wie Eisluft tödlich anhaucht.

Und wer niemand mehr hat, für den er bei Insektengesumm unter der abendlichen Lampe das weisse Papier bereitet, der ist stumm geworden, wieviel er auch noch reden mag, denn in ihm ist die Altarflamme der Liebe erloschen.

Trockene Aufzählung der Briefarten

Ein Briefsteller des 15. Jahrhunderts weiss nur drei Arten von Briefen zu unterscheiden: Lehrbriefe, das sind solche, in denen der Empfänger eine einfache Lehre, das will sagen, Mitteilung erhält; zum andern Schimpfbriefe, als da sind Briefe heiteren, erfreuenden, scherzenden Inhalts; und letztlich »Briefe der Ernsthaftigkeit in schweren Sachen». Anderthalb Jahrhunderte später gibt der Nürnberger G. P. Harsdörffer, der Verfasser des »Poetischen Trichters, die deutsche Dichtkunst in sechs Stunden einzugiessen» im Jahre 1656 als einen von vier Dutzend Bänden seines Lebenswerkes auch einen »Teutschen Sekretarius» heraus, der schon sehr viel mehr Briefarten unterscheidet und an die wunderlichsten Geschehnisse und Lebenslagen denkt, wenn er hilfesuchenden Briefschreibern Muster für folgende Gelegenheiten bietet: Trostbrief an einen Feldherrn, der eine Schlacht verloren hat. Mahnbrief an einen Mörder, der hingerichtet werden soll. Glückwunschbrief eines Staatsmannes an jemand, der ohne Verdienst zu hohen Ehren gelangt ist. Bittbrief an einen Fürsten um Aushilfe mit einem Silbergeschirr. Brief an eine missgestaltete Jungfrau. Hier lugt der zeitsatirische Schelm aus allen Zeilen. Der Brief wird zur Kunstform, um Aussagen zu machen, die privat gerichtet scheinen, aber öffentlich gemeint sind. Die Ahnherren solcher Episteln sind die Dunkelmännerbriefe der Reformationszeit. Welch üppige Phantasie! Welch blühende

Erfindung! Nur ein Virtuose der Lebenserfahrung konnte diese Themen ausdenken, nur ein Künstler der Einfühlung und des Versenkens in fremde Nöte kann für solche Lagen vorbildhafte Briefe entwerfen, ohne lächerlich zu wirken. Welch buntes Bild damaliger Kulturzustände entrollt sich leporellohaft vor unsrem staunenden Auge beim Lesen dieser erdachten, doch aber schwerlich erklügelten Briefe. Dieser Harsdörffer, dieser ausgezeichnete Gelehrte, der weit in der Welt herumgekommen ist, der Genf kannte und Paris, der sich in England umgesehen und aus Italien die Schäferdichtung mitgebracht hatte, verdient das billige Lachen nicht, mit dem unsre Literaturgeschichte ihn lange Zeit obligat bedachte. Von weither kamen Reisende nach Nürnberg, die sich nur um seinetwillen auf den beschwerlichen Weg gemacht hatten.

Wir fügen der Nürnberger Aufzählung der Briefarten aufs Geratewohl noch folgende bei: Da ist der Geschäftsbrief, der in der Poststatistik unbestritten an erster, nicht einzuholender Stelle liegt, und von dem nicht unbedingt sicher feststeht, ob er überhaupt zur Gattung der Briefe zu rechnen sei, nur weil er in seiner gesamten Aufmachung jedem anderen Briefe völlig gleich ist, oder ob man ihn nur als Scheinbrief, eine Art Zwitter also, zu betrachten habe, da er keinerlei Beziehungen mehr zum Göttlichen unterhält, vielmehr eindeutig und seinem Wesen gemäss für das Irdisch-Vergängliche geschaffen ist, dem er hörig dient, weshalb er denn am Frühstückstisch des Urlaubers als störende Verirrung gewertet und mit anderer Anschrift versehen uneröffnet weiter befördert zu werden pflegt. Ihm nahe steht die amtliche Zuschrift, die sich selber niemals Brief nennt, sondern mit der Bezeichnung »Schreiben« zufrieden gibt, die aber in einer entfernten Verwandtschaft zum Geschäftsbrief gesucht werden darf. Da ist der anonyme oder absenderscheue Brief, der sich formal mit dem Brief guter Herkunft zunächst verwechseln lässt, der aber seiner geistigen Haltung nach niemals Beziehungen zum Göttlichen unterhält, auch nicht, wie der Geschäftsbrief, im Irdischen Quelle und Mündung findet, sondern aus der Unterwelt der Dämonen des

Neides und der Verfolgungswut scheel heraufgeflattert kommt. Da ist der grobe Brief, wie ihn Ludwig Thoma schreiben konnte und manchmal Hofmiller, aber auch Luther und Schopenhauer, und der — Hand aufs Herz, wer hätte ihn noch nicht geschrieben, wenn er ein Kerl ist, — zupackt und kämpferisch tobt. Der grobe Brief rauscht erquickend daher und herrlich luftreinigend, wie ein Gewitter nach schwülem Tag.

Vergessen wir nicht den Offenen Brief, der formal nichts mit dem Brief zu tun hat und ausserhalb aller postalischen Bemühungen steht und dennoch als echter Brief anzusprechen ist, der sich nicht an einen Einzelempfänger wendet, sondern an Gemeinschaften, der ein politisches Instrument der Beeinflussung von hohem Rang sein kann und dessen erhabenstes Beispiel Luthers Offener Brief an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes ist, die magna charta der deutschen Volksschule. Da ist die Epistel, deren Meister mit weltgeschichtlicher Wirkung der Apostel Paulus geblieben ist. Da ist der seelsorgerliche Brief, wie ihn Tersteegen, Stifter und Rilke meisterten, da der zeitgemässeste der Briefe, der Feldpostbrief, da die Krone aller Briefe, der Liebesbrief, der auf der vielstimmigen Orgel der Briefe die vox humana spielt, deren frühestes Erklingen in deutscher Zunge schlicht und feierlich sich zu liebesseligem Dichten erhöhte:

dû bist mîn,
ich bin dîn,
des solt dû gewis sîn.
Dû bist beslozzen in minem herzen.
Verlorn ist das sluzzelîn,
dû muost och immer darinne sîn.

Anlass und Ursache zum Briefeschreiben

Mit den Worten: »Ich hatte keinen Anlass, dir zu schreiben» — entschuldigen wir gerne unsre Schreibfaulheit. Jeder empfängt gern Briefe, aber die eigene Schreibwilligkeit ist nicht ebenso stark. Wir brauchen einen wirkungskräftigen

Anlass. Warum sollen wir schreiben — so entschuldigen wir uns vor uns selbst —, wenn sich in der Zeit unseres Fortseins nichts ereignet hat, wenn »nichts passiert« ist? Anlässe zum Briefeschreiben sind: Geburtstag, Todesfall, Hochzeit, Ankündigung von Besuchen. Anlässe treiben tyrannisch zum Schreibtisch. Sie wirken mit äusserster Macht und immer erfolgreich. Gehorcht man ihnen nicht, so muss man es sehr teuer bezahlen. Es lohnt nicht, sich ihnen zu widersetzen. Aufs Spiel wären da zu setzen: Lob, Anerkennung, gute Beziehungen, Einfluss, Wirkung, Vorteile — wer könnte ihrer entbehren? Mancher erinnert sich unser erst, wenn er uns oder etwas von uns braucht.

Drängt nur der Anlass zum Schreiben, wie mühsam schleicht die Feder übers Papier, sie, die in den guten alten Zeiten des Gänsekiels zu dem Attribut »federleicht« Pate stand. Es will uns kein rechter Anfang beifallen. Die Sätze verweigern sich uns. Die abgebrauchten Klischéredensarten drängen sich immer wieder herzu. Wir können uns ihrer nicht erwehren. Der Brief wird zur vollfrankierten Drucksache, das durch lange Traditionen geheiligte vierseitige Briefblatt halbiert sich in die förmliche, immer kleiner werdende Briefkarte.

Ein Anlass macht noch keinen Brief, nur eine briefartig getarnte Mitteilung.

Es bedarf einer Ursache.

Die wahrhaft schöpferische Ursache eines Briefes kann sein die grosse echte Freude, die zwei Menschen bindet. Der Jubel der Zusammengehörenden über Raum und Zeit hin, die frohe Versicherung, dass das Feuer der Liebe brennt trotz aller Trennung; sie kann aber auch sein eine tiefe Not und ihre Ausweglosigkeit. Not lehrt nicht nur das geheime Gebetgespräch mit Gott, sondern auch den Briefruf nach verstehendem, helfendem Echo des vertrauten Du. Der Empfänger wird zum Beichtvater und alles Geschriebene Bruchstück einer grossen Konfession.

Ich brauche dich, so klagt es aus dem Schreiben. Du hast das Ohr, nur du allein, für meine Stimme. Ich klage dir, denn

du allein verstehst mich. Ich will dir nichts verschweigen, weil ich weiss, dass nur dann Hilfe kommen kann. Ich vertraue dir, obwohl das, was ich hier geschrieben, da steht für alle Zeiten und nicht mehr weggedeutelt werden kann. (»Wer schreibt, der bleibt».) Ich will nichts beschönigen, weil nur die Wahrheit frei macht. In dieser Haltung haben manche Menschen an Rilke geschrieben. Seine Antworten sind die eines säkularen Beichtvaters geworden. Er isolierte den Beichtiger aus der Gegenwart in die Zeitlosigkeit der Seelentiefe, wie er sich selbst aus der Zeit hinwegnahm, ohne sie zu leugnen. Jedoch: Versenkung ist gefährlich benachbart dem Versinken, nicht jeder taucht danach empor.

Wenn Sprechenmüssen und Hörenkönnen einander begegnen, dann ist die grosse, seltene, einmalige Stunde des unvergänglichen Briefes gekommen, die Stunde der Begnadung. Es war die Stunde der Briefe zwischen Goethe und Schiller, zwischen Wilhelm und Karoline von Humboldt, jener Briefe, die die einmalige Ursache in der Zeit meinten und das Ewige, das aus ihr glänzte, bannten.

Ist die Kunst, Briefe zu schreiben, erlernbar?

Vielen Menschen versagen sich vor dem Briefpapier die Worte. Daher gibt es gedruckte Briefsteller. Die Verfasser der Briefsteller sind nicht der Meinung, dass das Briefeschreiben erlernbar sei, wie das Reiten oder Flöteblasen. Briefsteller wollen nicht Unterrichtswerke sein zum Selbststudium. Der Kaufmann, der zu dem Briefbuch greift: »Erfolgreiche Briefe — leicht gemacht!» — glaubt unter den 200 ausgeführten Mustern dasjenige zu finden, das für seinen jeweiligen Fall die gefragten Wendungen bietet. Er schreckt nicht zurück vor den Blumen, die plötzlich im Krautacker seiner eignen Wendungen aufblühen. Er fürchtet nur, der Partner könnte über dasselbe Gewächshaus verfügen und ihn also durchschauen. Der wirksame Brief muss Urschrift sein, nicht Abschrift. Es gibt keine Schule des Briefeschreibens. Er bleibt darum ein Geheimnis

und gehört zur Literaturgeschichte so gut wie das lyrische Gedicht. Die Briefe Goethes, des reichsten Briefschreibers in deutscher Sprache, sind Bestandteil seines Werks.

Brieffreudigkeit ist da oder nicht da, sie kann nicht erlernt werden. Ohne sie gibt es keinen guten Brief. Die Zeichen der Quälerei sind aus dem freudlos geschriebenen Brief nicht weg zu radieren.

Der Briefsteller ist Sprungbrett und Schwimmseil, aber es fehlt das Wasser, in das der Schwimmer tauchen könnte.

Wenn die inneren Ursachen zum Briefeschreiben echt sind, wirds bei der Wahrheit bleiben, die Lessing seiner Schwester schrieb, als er selber erst vierzehn Jahre alt war: »Ich habe zwar an dich geschrieben, aber du hast nicht geantwortet. Ich muss denken, entweder du kannst nicht schreiben, oder du willst nicht schreiben, und fast wollte ich das erste behaupten. Jedoch, ich will auch das andere glauben, du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie dieses beieinander stehen kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden zu können und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe, wie du redest, so schreibst du schön.«

Die Erfahrung lehrt aber auch Gegenbeispiele. Sprechen und Schreiben sind verwandt, doch oft feindliche Verwandte. Gute Redner können schlechte Schreiber sein. Der Stil der gesprochenen Rede ist ein andrer als der des gelesenen Textes. Zum Redner gehört der Hörer. Die Formulierungen des gesprochenen Wortes gehen oft vom Hörer aus, der auch die Inspiration der Gedanken schicken kann, wie uns schon Kleist in einer berühmten Abhandlung gezeigt hat. Nicht jedem gab ein Gott, wie Tasso-Goethen, zu sagen, was er leidet, es ist vielen gesetzt, in ihrer Qual zu verstummen.

Ich kenne einen ausgezeichneten Erzähler, der die grössten Versammlungen mit den Schilderungen seiner oft geringfügigen, am Rande liegenden Erlebnisse fesselt, dem besonders Kinder und Jugendliche, diese unbestechlichen Gradmesser für echtes Erzählen, selbstvergessen und verzaubert zuhören.

Sie werden nicht müde, ihm zu lauschen, und bedauern, wenn er aufhört. Derselbe Mann ist unfähig, vor dem Papier auch nur einen einzigen Satz zu bauen. Alles gerät ihm fade, trocken, dünn und leblos. Ihm selbst ists eine Qual. Ich habe nie einen Brief von ihm bekommen, stets nur Mitteilungen auf Karten. Er könnte von sich dasselbe sagen wie Wilhelm Raabe: »Von Natur aus bin ich überhaupt ein recht mangelhafter Briefschreiber». Wir haben seine mündlichen Erzählungen nachschreiben lassen, um seine Erinnerungen zu retten. Es bedurfte nur weniger nachbessernder Änderungen, jedes Wort sass, alles leuchtete farbig als Bild, klang als Ton froh auf. Es rumorte und gewitterte in seinen Sätzen, es flackerte, leuchtete und glänzte zwischen den Zeilen.

Wenn unsre Briefe nicht so klingen, wie die Menschen uns kennen, wirken sie erheuchelt, affektiert, gekünstelt, unwahr und erregen Misstrauen oder Spott. Bekanntschaften können, wenn sie mit einem Briefwechsel beginnen, von falschen Voraussetzungen ausgehen, da wir den Schreiber noch nicht kennen und kein Urteil haben, ob er natürlich, d. h. seinem Wesen entsprechend, schreibt, erlernt oder berechnend, und da wir nicht ermessen können, ob er aus Eigenem schreibt oder abschreibt. Briefbekanntschaften sind von vornherein gefährdet und ein Wagnis. Weder das Lichtbild noch die deuterische Prüfung der Schriftzüge kann den lebendigen Eindruck ersetzen.

Kurze Einkehr bei den Dichtern

Am 29. Februar 1832, der Stunde des Todes nicht mehr fern, sandte Goethe an Marianne von Willemer ein Paket, das ihre Briefe an ihn enthielt. Welch ein Augenblick! Unwiederbringlich gelebtes Leben wird versiegelt und der Post übergeben. Jemand, der sich anschickt, eine späte Reise zu unternehmen, ordnet in Aufbruchsverfassung seine Angelegenheiten. Gehen wir falsch, uns den Absender in melancholischer Stimmung vorzustellen? Ja, ganz falsch. Hier ist das Begleitgedicht,

das er mitsandte und das erst kurze Zeit vorher entstanden war:

Vor die Augen meiner Lieben,
zu den Fingern, die's geschrieben
einst, mit heissestem Verlangen —
so erwartet, wie empfangen —
zu der Brust, der sie entquollen,
diese Blätter wandern sollen.
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

So schreibt das noch im Tode triumphierende Leben, der fortwirkende Dank, die heitere Beglückung. Nichts von herbstlicher Elegie, nichts von Müdigkeit des Abschieds. Das ist neuer Willkomm mitten im Abschied.

Wie anders der modern empfindsame Liliencron:

In alten Briefen sass ich heut vergraben,
als einer plötzlich in die Hand mir fiel,
auf dem die Jahresziffer mich erschreckte.
So lange war es her, so lange schon.
Die Schrift stand gross und klein und glatt und kraus
und reichlich untermischt mit Tintenklecksen:
»Mein lieber Fritz! Die Bäume sind nun kahl,
wir spielen nicht mehr Räuber und Soldat,
Türk hat das rechte Vorderbein gebrochen
und Tante Hannchen hat noch immer Zahnweh.
Papa ist auf die Hühnerjagd gegangen.
Ich weiss nichts mehr. Mir geht es gut.
Schreib bald und bleibe recht gesund!
Dein Freund und Vetter Sigismund.«
»Die Bäume sind nun kahl!« Das herbe Wort
liess mich die Briefe still zusammenlegen,
gab Hut und Handschuh mir und Rock und Stock
und drängte mich hinaus in meine Heide.

Wie unüberbrückbar der Abstand zwischen dem beruhigten, hellen, überlegenen Gefühl Goethes und dem des modischen Salonherbstgetrauers, das sich mit Hut und Handschuh und Spazierstock in der Heide abreagieren will. Wir sagen: will. Denn es ist durchaus nicht sicher, ob der Dichter den langen

Weg aus der Grossstadt hinaus zur Heide wirklich findet oder ob er ihn des poetischen Zweckes halber bloss erfindet. Stilisierte Romantik im Zeitalter der Maschinen. Dazu ist die ganze Lage sichtbar fingiert, es ist alles »arrangiert», der Kinderbrief mit seinen netten Effekten billig erfunden, die reichliche Untermischung mit Tintenklecksen ausdrücklich bestätigt. Nein, wir haben keine Verbindung mehr zu diesen obligaten Saisongefühlen.

Da haucht uns aus Rilkes Gedicht »Herbsttag» wenigstens das Urgefühl des scheidenden Jahres an, dessen Sterben der Dichter besteht:

> **Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.**
> **Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,**
> **wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben**
> **und wird in den Alleen hin und her**
> **unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.**

Liliencron lebt in einer Kulissenwelt, Rilke in der echten. Denn der Herbst hat auch dies andere Gesicht, das ernste, dumpfe, hinter dem das Grauen lauert.

In der Rilkeschen Haltung des »lange Briefeschreibens» im Herbst befand sich Annette von Droste-Hülshoff, als sie am 18. November 1843 aus Mersburg am Bodensee nach dem westfälischen Münster schreibt an Frau Elise Rüdiger, geb. von Hohenhausen: »Sie sind jetzt wohl gewiss wieder in Münster, lieb Herzchen, und so gehe ich denn an meine liebste Beschäftigung, die, Ihnen zu schreiben.»

Annette wusste um die Rückwirkung des Briefeschreibens auf den Absender: Selbstbesinnung und befreiendes Beichten. Sie kannte auch die heilende Kraft guter Botschaft im rechten Augenblick. Wie leidenschaftlich pulsiert es in ihrem Gedicht »Der Brief aus der Heimat»:

> **Sie sass am Fensterrand im Morgenlicht**
> **und starrte in das aufgeschlagne Buch,**
> **die Zeilen zählte sie und wusst' es nicht,**
> **ach, weithin der Gedanken Flug!**

Was sind so ängstlich ihre nächt'gen Träume?
Was scheint die Sonne durch so öde Räume?
— Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht.

Bis sie dann in der letzten Strophe aufjubeln kann:

Doch sieh, dort fliegt sie übern glatten Flur,
ihr aufgelöstes Haar umfliesst sie rund,
und zitternd ruft sie mit des Weinens Spur:
»Ein Brief! Ein Brief! Die Mutter ist gesund!»

Am 22. April 1940 wurde durch Beauftragte der Schwedischen Literaturgesellschaft in Finnland ein Paket Briefe geöffnet, die der finnische Nationaldichter Johann Ludwig Runeberg an Emilie Björkstén geschrieben hatte und die diese ihrer Freundin, der Staatsrätin Lagus, vermacht hatte mit dem Beding, dass die Briefe erst im Jahre 1940 geöffnet werden dürften. Die 22 Briefe Runebergs samt einem Billett lagen in einem Kästchen, auf das eine Farbenlithographie geklebt war, die eine gegen ein Kreuz lehnende Frau zeigte. Zwischen zwei Briefen lag eine Haarlocke sowie ein weisses Tüchlein, auf das ein Tropfen Blut gefallen war. In dieser biedermeierlichen Haltung verklingt wehmütig die Romantik.

Mitten aus der brennenden Gegenwart kommt zu uns das Briefgedicht von Gisela Döhrn »An einen geliebten Soldaten». Die Dichterin kennt die Lage des »lange Briefe Schreibens» am Abend sehr gut. Aus beruhigter und beruhigender Klarheit heraus schreibt sie an die Front:

Abends bin ich immer so allein.
Abends schreibe ich dir lange Briefe.
Deine Kinder schlafen ruhig ein.
Wenn ich auch so ruhig schliefe.

Bitte sorg' dich nicht. Uns geht es gut.
Peterchen bekam die kleinen Pferde,
Christel ihren neuen Sommerhut,
Gestern kaufte ich die Gartenerde.

Bald ein Jahr bist du nun an der Front.
Morgen werd' ich die Kartoffeln pflanzen.

Früher hab' ich das so schlecht gekonnt,
Heute geht's schon gut, im grossen ganzen.

Schlaf' du, Liebster, immer ruhig ein!
Tag und Nacht will ich gern auf dich warten.
Lass' mich nur nicht allzu lang allein!
Wenn du wieder kommst, dann blüht der Garten.

Der Brief als »geschriebene Konversation»

Im Brief so zu schreiben, als ob es sich um ein Gespräch zu Zweien handle, das Lesen zu einer stummen Aussprache zu erheben, sich durch den Brief sprechend gegenwärtig zu machen, dies ist die Gabe des schreibenden Plauderers. Er entzückt durch seine Briefe, die geradezu verlangen, vorgelesen zu werden. Sie sind über den Angeredeten hinaus ungewollt an einen Kreis, an eine Gemeinde gerichtet. Liest man Plauderbriefe vor, so bricht man nicht das geheime Gesetz jeden Briefes, ihn verschwiegen zu bewahren. Sie brauchen weder platt noch banal zu sein. Sie bestätigen, dass wir am farbigen Abglanz das Leben haben.

Eine Meisterin der geschriebenen Konversation war die Marquise de Sévigné, diese mit 18 Jahren verheiratete geistvolle Briefschreiberin des grossen Jahrhunderts der Franzosen, die sich noch heute als Brieflehrerin der französischen Schülerinnen behauptet. In dem gesellschaftlich führenden Hôtel de Rambouillet zu Paris, wo man lernte, anspruchsvolle, mit allen modischen Zieraten der Zeit wohlversehene Briefe zu schreiben, war sie früh mit berühmten Gästen bekannt geworden. Ihre Briefe sind das Prisma, in dem sich das helle Licht der Kultur ihrer Zeit zerlegt in die bunten Strahlen glitzernder Anekdoten, und sie sind darum für uns Heutige eine immer vergnügliche, erfrischend sprudelnde Quelle kulturgeschichtlicher Einsicht. Ob sie vom Tode Turennes oder Louvois' erzählt, ob von der Uraufführung der Athalie durch die Mädchen der Schule von Saint-Cyr, ob von den Wirkungen des gerade aufkommenden Kaffees und der Chokolade oder den

Predigten des Bourdaloue, ob sie berichtet, wie bretonische Bauern gerädert werden oder die Giftmischerin Brinvilliers stirbt, oder ob sie den Frühling in der Bretagne malt, das Badeleben in Vichy schildert — immer besticht sie durch einen leichten, durchsichtigen Stil, der in den damaligen Briefen kühn und neu war und die Schule der Preziösen verleugnete. Immer ist sie geistreich, oft ironisch, manchmal boshaft und streitsüchtig, nie sentimental und keinmal melancholisch. Der helle Kopf ist stärker als das fühlende Herz. Sie reflektiert klug über das bunte Leben, dem sie naiv hingegeben ist. Sie betrachtet den merkwürdigen Menschen. Sie weiss nicht, was Lyrik ist, wie ihr ganzes Zeitalter, das keine Lyrik hervorgebracht hat. Sie liebt Romane, in denen das Leben pulst, und Philosophen, die ein Gespräch über den Menschen führen, der Mittelpunkt jedes Philosophierens sein muss. Sie liest die Alten und Pascal, von den neueren Dichtern den moralischen Erzähler La Fontaine und den Dramatiker Corneille, den sie höher stellt als den von Lyrik angekränkelten Racine. Sie malt mit lichten, bewegten Farben. Sie ist eine Impressionistin lange vor dem Impressionismus. Ihre Briefbilder sind geschichtliche Dokumente. Sie schreibt natürlich, ohne nachlässig zu werden. Dennoch sind ihre Briefe keine Improvisationen; manche wurden zehnmal geschrieben, bis sie die letzte Form hatten. Dabei ist der Kreis der Briefempfänger um sie sehr klein. Die meisten Briefe gingen an ihre Tochter.

Neben die Briefe der Sévigné muss man die der nur ein Vierteljahrhundert jüngeren Liselotte von der Pfalz halten, der in Heidelberg geborenen Tochter des Pfälzer Kurfürsten Karl Ludwig, die, neunzehnjährig, aus politischen Gründen den Bruder Ludwigs XIV. geheiratet hatte, einen putzsüchtigen, geilen, ewig essenden, furchtsamen und abergläubischen Schwächling. Liselottens Briefe berichten über 51 Jahre, während deren sie Frankreich nicht mehr verliess. In jenen Briefen, die sie aus Saint-Germain, Saint-Cloud, Versailles und Paris heimwehkrank hinüber nach Deutschland sandte und die sie unsterblich gemacht haben, bewundern wir weni-

ger die unterhaltsame Kunst des Plauderns, die sie in Frankreich gelernt hatte, als vielmehr die frische, saftige Derbheit eines unverwüstlichen Charakters, die erfrischende, witzige Offenheit, die deutliche Benennung der Dinge und Vorgänge, die unverblümte Kritik, die sich nicht von Überheblichkeit und Besserwisserei nährte — sie kannte ihre eignen Fehler und Schwächen genau! — die Selbstbehauptung einer deutschen Frau in der Fremde. Liselottens Briefe sind die dokumentarische Ergänzung zu denen der Sévigné. Sie enthalten das Frankreich einer grossen Epoche gespiegelt in einem ungeblendeten deutschen Auge.

Die Pfälzerin hat nicht so viel »esprit» wie die Französin, sie trägt ihre Beobachtungen und Gedanken nicht so elegant vor und nicht in gleich fein geschliffener Form. Die Sprache widersetzt sich ihr gar manchmal. Dafür hat sie, wofür der Sévigné noch nicht einmal ein Wort ihrer Sprache zur Verfügung steht, »Gemüt». Ihr Drang nach Wahrhaftigkeit machte vor ihr selber nicht halt.

Hören wir ihr ein wenig zu! »Wenn man schön ist, währt es doch nicht lange, und ein schön Gesicht ändert bald; allein ein gut Gemüt ist zu allen Zeiten gut. Ihr müsst meiner sehr vergessen haben, wenn ihr mich nicht unter den Hässlichen rechnet. Ich bin es all mein Tag gewesen und noch ärger hier durch die Blattern geworden; zudem so ist meine Taille monströs in Dicke, ich bin so viereckig wie ein Würfel . . . die Zähne sind verschlissen, das Maul auch ein wenig verändert, indem es grösser und runzeliger geworden. So ist meine schöne Figur bestellt, liebe Anneliese!» (22. August 1698.) »Mein Beruf und kindlicher Gehorsam haben mich hergebracht (nach Frankreich). Hier muss ich leben und sterben und mein Verhängnis völlig erfüllen. Meinem Gott diene ich, wie ich's kann und verstehe, lass ihn im übrigen walten . . . Ich weiss nicht, ob ihr die Hunde lieb habt und wohl werdet begreifen können einen rechten chagrin, so ich erst den Tag gehabt, als ihr mir geschrieben, denn mein liebstes Hündchen von allen, so Mione hiess, ist mir gestorben.» (12. Mai 1702.) »Ich muss lachen, dass

Ihr Euch nicht scheut, französische Wörter in Eure Briefe zu setzen ... Das kommt mir albern vor, dass unsre guten Deutschen als (= immer) französisch schreiben wollen, als wenn man nicht auf Deutsch schreiben könnte. Ich fürchte, das Deutsch wird sich endlich so verlieren, dass es keine Sprache mehr sein wird.» (24. April 1704.) »Es ist nötig, Glück zu den hiesigen Bedienten zu wünschen. Zwei haben mich schon nacheinander, betrogen und auch zwei Schatzmeister haben mich nacheinander bestohlen, also habe ich wohl Ursach', misstrauisch zu sein ... Die Pfalz ist ein gelobt Land gegen andere Länder zu rechnen; denn alles ist ja gut in unsrem geliebten Vaterland, Luft, Wasser, Wein, Brot, Fleisch und Fisch ... oft in den Strohhütten leben die Leut' mit grösserm Vergnügen als in schönen Palästen und auf dem Thron.» (22. Nov. 1710.)

Noch ein Blick auf Frankreich

Dass seit dem 17. Jahrhundert der französische Einfluss in der deutschen höfischen Schicht sehr gross war, dass er im 18. Jahrhundert in dem grossen Friedrich seine Höhe und durch ihn seinen Abschied erhielt, weiss man zur Genüge. Zu schreiben aber bleibt noch die Geschichte des deutschen Einflusses in Frankreich. Sie beginnt mit der Romantik in starkem crescendo, und in unseren Tagen soll ihr ein neues inhaltschweres Kapitel hinzugefügt werden, dessen Einleitung schon abgeschlossen vorliegt und auf eine grosse Wertwende hinzielen kann.

Frau von Staël, die Tochter des Finanzministers Necker, der versuchte, den Zusammenbruch des Wirtschaftssystems Ludwigs XVI. aufzuhalten, hat mit ihrem von Napoleon instinktsicher verbotenen Buch »Über Deutschland» den Bann gebrochen, der das innerste Reich der Deutschen aus dem Bewusstsein der Franzosen ausschaltete. Sie, die Goethe und Schiller in Weimar aufgesucht hatte, machte ihre Landsleute mit der deutschen Klassik und Romantik bekannt. Der »Faust», der »Werther» kommen nach Frankreich und werden übersetzt.

Deutschland wird von den Franzosen entdeckt, staunend erschliessen die fähigsten Köpfe deutsche Dichtung, deutsche Musik, deutsche Wissenschaft. Die Reise an den Rhein wird Mode. Man studiert an deutschen Universitäten.

Auch die Briefliteratur ist voll aufschlussreicher Schilderungen. Der junge Edgar Quinet, späterer Verfasser philosophischer, religiöser, politischer und literarischer Werke, von dem mehrere Bände Briefe veröffentlicht vorliegen, wählt sich Heidelberg 1827 als Universität und holt sich seine Frau aus der Pfalz. Er wird nicht müde, in Briefen an seine Mutter begeistert zu erzählen von dem Leben unter deutschen Studenten in der frühlingstrunkenen Stadt.

»Kein Tag, an dem ich nicht den Himmel segne, mich in diese Berge gebracht zu haben, wo alles mich still macht und ruhig. Die Gelehrten übertragen hier etwas auf mich von ihrer milden Abgeklärtheit. Alles spricht hier zu mir von dem, was es Tröstliches auf der Welt gibt. Ich verbringe meine Abende zusammen mit den Professoren, wo man nicht umständlich seine Wissenschaft ausbreitet, sondern bei denen sich dreissig bis vierzig junge Damen und Herren versammeln, die im Chor Messen von Haydn und Mozart und Pergolese singen. Zwischen Studenten und Professoren besteht eine Kameradschaft, von der wir uns in Frankreich keine Vorstellung machen können ... So lange mich nicht dringende Pflichten nach Frankreich rufen, könnte ich Jahre in dieser Stadt zubringen. Und müsste ich jetzt schon gehen, wäre es ein Unglück. Niemals würde ich an diese Berge, an diese Ruinen, diesen Fluss anders zurückdenken können als schmerzvoll und dankbar.« (An seine Mutter, Heidelberg, den 23. Februar 1827.)

Gewichtiger freilich als diese romantisch-schwärmerischen Jünglingsbekenntnisse sind die nüchternen Feststellungen des Historikers und Religionsphilosophen Ernest Renan, die durch ihre kühle Sachlichkeit und klare Tatsachensprache mit ruhiger Überzeugungskraft in die Tiefe wirken. Er schreibt an seine Schwester Henriette aus Tréguier unterm 22. September 1845 beinahe programmatisch als Zweiundzwanzigjähriger,

dessen Zukunft noch niemand kennt, den aber geheime Instinkte richtig beraten: »Während ich mich hier weitab, soweit es mir die örtlichen Verhältnisse nur irgend gestatten, vorbereite auf meine Universitätsgrade, widme ich meine Ferienstudien besonders der Aufgabe, meine Kenntnisse der deutschen Literatur auszudehnen. Ich glaubte, in einen Tempel einzutreten, als ich sinnen konnte über dieser so reinen, erhabenen, sittlich hochstehenden, religiösen Literatur, religiös in seinem tiefsten Sinn genommen. Welch hohe Auffassung vom Wesen des Menschen und des Lebens! Wie weit sind diese Deutschen fern von jener verächtlichen Auffassung, nach der das Ziel der Menschheit aufgeht in den elenden Berechnungen von Lust und Nützlichkeit! Sie scheinen mir in der Geschichte des Menschengeistes die unmittelbare Gegenwirkung auf das 18. Jahrhundert darzustellen, indem sie die zwecklose Sittlichkeit und das Ideal gegen die allzu realistischen Forderungen des materialistischen Positivismus verteidigten. Ich liebe sie besonders, wenn sie jene Denksysteme verwerfen, die gerne dem Menschen das Gefühl für das Unendliche absprechen und in Literatur, Kunst, Moral dem groben Realismus zum Sieg verhelfen wollen. In Wirklichkeit aber lohnte es sich garnicht zu leben, wenn der Mensch nur für das Fähigkeiten hätte, was man berühren kann. Was mich an ihnen noch bezaubert, ist die glückliche Zusammenschau, die sie aus Dichtung, Wissenschaft und Philosophie gemeinsam leisten können, eine Zusammenschau, die meiner Meinung nach erst den wahren Denker ausmacht. Herder und Goethe sind diejenigen Deutschen, in denen ich diese Fähigkeit der Zusammenschau aufs höchste verwirklicht finde. Darum ziehen sie mich am meisten an. Wenn ich sie lese, glaube ich, meine eigne innere Geschichte zu lesen. Dieser Antrieb zu neuem Denken hat mir viel geholfen in den schmerzlichen Augenblicken, die ich habe durchleben müssen. Was wäre man in manchen gefährlichen Augenblicken des Lebens, wenn das Studium und die Kultur des Geistes der ermüdeten Seele nicht erneuten Ansporn gäben, in äusseren Schwierigkeiten sich zu bewähren!»

Fast zwanzig Jahre später steht in einem Brief des grossen Historikers Hippolyte Taine, der als erster europäischer Geschichtsschreiber Leistung und Sendung seines Volkes aus der Gegebenheit der Rasse und des Umwelteinflusses, insbesondere des Bodens und des Klimas zu verstehen suchte, folgendes dokumentarische Programm zu lesen, das ein reifer Mann aus bewährter Erfahrung einem Privatbrief anvertraut, den er an einen jüngeren Historiker, Gabriel Monod, richtet.

Toulouse, den 30. August 1864. »Ein Historiker kann nicht von seiner Feder leben. Wissenschaft und Literatur sind fast immer eine Art Luxus. Seinen Lebensunterhalt muss man auf andere Art beschaffen. Ich nehme demnach Ihre Frage rein abstrakt. Es handelt sich einfach darum, ob ein begabter, gebildeter, mit der besten französischen Erziehung ausgerüsteter junger Mann gut daran tut, seine Erziehung durch einen Aufenthalt in Deutschland zu vollenden. Ohne Zögern antworte ich: ja! Die meisten grossen geschichtlichen Studien haben heute Mitte und Quelle in Deutschland. Die Überlegenheit der Deutschen hat zwei Ursachen. Erstens sind sie sprachkundige Philologen; sie gehen auf die Grundtexte zurück; sie lesen die unveröffentlichten Handschriften und Urkunden; sie kommen nach Paris, Oxford, Dublin, um dort abweichende Lesarten zu prüfen. Ihre Studien kommen aus erster Hand. Zweitens sind sie philosophisch geschult. Fast alle haben auf der Universität eine oder zwei Vorlesungen über Philosophie gehört, woher sie die Fähigkeit haben zu verallgemeinern, die Dinge in Massen, doch einheitlich zu sehen. Daher auch ihre Ideen über das Gesamt und die Entwicklung einer ganzen Kulturepoche.

Bei der Rückkehr wird Ihnen dann Frankreich etwas geben, was in Deutschland fehlt. Betrachten Sie Künstler, Maler, Reisende, Leute von Welt, besonders Romanschriftsteller, Lebensbeobachter wie Flaubert und Sainte-Beuve. Diese allein, und besser als Gervinus und Loessen, werden Sie lehren, den Menschen zu kennen, die wirkliche, lebendige Persönlichkeit, und sie in Bewegung zu bringen.»

Aus den Briefen dieser drei Männer wird offenbar, wie génie français und deutscher Geist sich suchen! Wann stehen wir vor einer Erfüllung?

Romantik des Briefes und . . .

Hast du als Kind schon einmal einen Brief geschrieben an das Christkind oder an den Osterhasen und ihn glühend vor Erwartung dem Postkasten anvertraut? Vielleicht. Der Wunsch, zu einer Gabe zu kommen, erleichterte das Vertrauen. Gewiss haben liebende Menschen nicht vergessen, des Schreibers Wünsche zu verwirklichen. Und alles war gut. Aber hast du schon einmal an den Mann im Mond geschrieben? Nein. Der eigenwillige Ernst Jünger, Urenkel eines idealistischen, Enkel eines romantischen und Sohn eines materialistischen Geschlechtes, hat es getan:

»Ich grüsse Dich, der Du ein Zauberer und ein Freund der Zauberer bist! Freund der Einsamen. Freund der Helden. Freund der Liebenden. Freund der Guten und Bösen. Mitwisser der nächtlichen Geheimnisse. Sag an, — wo es einen Mitwisser gibt, gibt es da nicht bereits etwas mehr, als gewusst werden kann?» Der Mond und seine magische Landschaft wird Jünger nicht zum Erwecker sentimentaler Gefühle. Er gibt ihm die Gewissheit, »dass alles Wirkliche ebenso zauberhaft ist, wie das Zauberhafte wirklich.» Jünger ist der magische Metaphysiker minus Gott.

Hier haben wir die vordergründige Form des Briefes als Schale für hintergründige Gaben.

Matthias Claudius, der gesund-fromme Wandsbeker Bote, ist ihm vorausgegangen. Er schreibt hundert Jahre vorher an den Mond, diesmal aber an Selene, die Frau im Mond: »Stille, glänzende Freundin! Ich habe Sie heimlich lange geliebt; als ich noch Knabe war, pflegt' ich schon in den Wald zu laufen und halb verstohlen hinter'n Bäumen nach Ihnen umzublicken, wenn Sie mit blosser Brust oder im Négligé einer zerrissenen Nachtwolke vorübergingen . . . Sie scheinen ein weiches, schwer-

mütiges Herz zu haben. Der Himmel über Ihnen ist Tag und Nacht voll Jubel und Freudengeschrei, dass seine Schwellen davon erbeben, aber ich habe Sie nie in der fröhlichen Gesellschaft des Himmels gesehen. Sie gehen immer allein und traurig um unsre Erde herum, wie ein Mädchen um das Begräbnis ihres Geliebten . . .»

Dies wären denn also fingierte Briefe. Und diese wiederum sind die erklärten Lieblinge der Romanschriftsteller. Von Richardson und Rousseau zu Goethe strömen leidenschaftliche Romanhelden die Überfülle ihrer Herzen in glühenden Briefen aus. Bei Ludwig Friedrich Barthel dienten die Briefe nur noch dazu, die goldenen Spiele der Gefühle erörternd zu verstehen und zu ordnen.

. . . *und Briefe der Romantik*

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als das Rokoko sich zum Sterben gelegt, wetterleuchtete ein neuer Tag des deutschen Geistes.

Von Frankreich her hatte das erregende Gift der Rousseauschen Ideen durch die Leuchtkraft des Feuers eines neuen Naturgefühls gewirkt. Es schlug die durch den Rationalismus ausgedörrte Jugend mit fiebriger Erregung und konnte einen Augenblick lang darüber täuschen, dass das neue Lebensgefühl der Revolution und seine Verwirklichung brückenlos an feindlichen Ufern einander gegenüber lagen.

Die Wegscheiden dieser Wanderung und Wandlung liegen bei Schiller in den »Räubern» und dem »Lied von der Glocke», bei Goethe im »Werther» und in »Hermann und Dorothea».

Als im Jahre 1793 Wilhelm Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck auf jugendlicher Wanderfahrt altdeutsche Kunst im mainfränkischen Land entdeckten, schlug die Geburtsstunde der Romantik, jener geistig-politischen Bewegung, die durch die Fülle ihrer begabten Männer und Frauen heute mehr denn je die staunende Bewunderung aller derer erregt, die das deutsche Wesen in der Tiefe seiner historischen Verwirkli-

chungen suchen wie mutige Schatzgräber in verschütteten Bergwerken.

Welch leidenschaftliches Drängen nach Wesensverwirkichung des Deutschen! Welch kühner Vorstoss in alle Bezirke des Lebens, der Wissenschaft, der Dichtung, Malerei, Musik, des Staates und der Religion! Welch ein gläubiger Schwung der Hoffnung, des Anlaufs auf das Kommende! Welch unerhörte Ahnungen des Unmöglichen!

Aber auch: welche sich oft tödlich auswirkende Verwirrung der gesamten Existenz durch Heimatlosigkeit in der Zeit bis zu Freitod und Wahnsinn. Welche Trübung des Taggefühls und heller kühler Willenskräfte durch die Nachtseiten der Natur! Welche Unsicherheit des Vorwärtsschreitens durch das Ausbleiben grosser staatlicher Führung!

Von dem gewaltigen Lebensvorstoss der Romantiker ins geahnte Reich der Erfüllung legt der üppige Reichtum ihrer Briefe ebenso gültiges Zeugnis ab wie der oft nur Versprechen gebliebene ihrer Werke. Für alle Gattungen des Briefes liefert die Romantik unvergessliche Beispiele: da ist das kurze Billett, da die vertrauliche Mitteilung, die breit angelegte Schilderung, der Monolog, der Bericht, das Bekenntnis, da die fast den Rahmen des Briefes sprengende Abhandlung.

Wenn Goethe, dieser reichste und verschwenderischste Beiträger zur Geschichte des deutschen Briefes, sagen konnte: »Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der Mensch hinterlassen kann» — die Romantik würde ärmer, wäre der Schatz ihrer Briefe verloren gegangen. Sie stünde entschmückt um den Frühlingskranz ihrer stillsten Taten.

Im Zeitalter der Romantik sprechen die Träumer und die Schwärmer, die durch Mystik Gefährdeten, die zu neuem poetischen Gefühl und hinterdinglicher Schau Erweckten, die wissenschaftlichen Sucher nach Geheimnis und Sinn der Sprache, die witterungssicheren Aufspürer des Volkhaften und des germanisch Verwandten jenseits des Deutschen, die Entdecker und Sammler der kindlichen Schlichtheit volkstümlichen Gutes in Märchen, Sage, Lied und Spruchdichtung, die sehnsüchtigen

Waldwanderer und Lautenschläger, die soldatischen Männer der Waffe, die Philosophen, die auch Künstler waren und die verhindern wollten, dass sich der lebendige Volksleib in eine klappernde Staatsmechanistik entzauberte, Frauen, die hingebend waren in ihrer Liebe und die Ehe vor die Notwendigkeit einer neuen Sinngebung stellten, sei es auch um den Preis ihrer eignen, die durch das Religiöse Aufgewühlten, die doch nur selten die Gnadengabe einer konkreten Religion ergriffen oder ergreifen konnten, sie alle strömten dies beunruhigende Leben aus in ihren Briefen, offenbarten sich einander, beichteten Triumpf und Tragik ihres Lebens, den Sieg und die zermalmenden Niederlagen, süsse Knospe und bittere Frucht, ohne zu ahnen, dass sie einmal über die Grenze des Angeredeten hinaus sprechen würden zu lauschenden Ohren späterer Zeiten, weil ihr Leben durch Leiden, Ahnungen und Erfüllungen gezeichnet war, die dem Deutschen auch kommender Zeiten immer neu aufgegeben bleiben.

Wo sollten wir anfangen, unserem Versuch wichtige Stellen aus Briefen der Romantik anzuvertrauen? Wir müssten auf alle Fälle kümmerlich und tölpisch bleiben. Glanz und Gedankenfülle müssten schwinden. Uns leitete der Zufall, und wir würden obendrein ungerecht.

Wackenroder, der Ahnende, Tieck und die beiden Schlegel, die Meister des Wortes, die grosse Leidende und Liebende Karoline, die feurige, Mass und Ordnung sprengende Bettine, die sich verzehrende, unerfüllte Günderode, der vulkanische, an immer neuen Abgründen hinwandelnde Clemens Brentano, der menschlich abgeklärte, reife Achim von Arnim, der unglückliche Caspar David Friedrich, der einzige Runge, die hallende Stimme des in seinen Instinkten freilich oft getrübten Fichte, der erregte, zornige Goerres, der grosse Mahner und Rufer, der tapfer aus dem Glauben streitende Arndt, der kluge Scharnhorst, der nüchterne, oft nur durch die Herrlichkeit seines Daseins im Hintergrund wirkende Gneisenau, Männer, die doch auch weichere Gefühle nicht verbargen und Mann und Kind zugleich sind, die klaren und beruhigten Brüder Grimm, der

zerrissene Kleist, der frühe schon dem Tod anheimgegebene Novalis, der skurrile Spintisierer Hoffmann, der prophetische Hölderlin, der im Abendrot der Bewegung auf stiller Bergeshöhe, den Sternen nahe weilende fromme Eichendorff — sie alle haben zahlreiche, oft mehrere Bände füllende Briefe hinterlassen, einen Schatz, dessen Nutzung und Verwaltung uns anvertraut ist, eine Rüstkammer deutschen Geistes, ein Unterpfand unserer ewigen Jugend.

Krankheit und Gefahr der Romantik sind heute gebannt, das Verströmen in die zeitfremde Leiblosigkeit droht nicht mehr.

Wenn Novalis einmal schrieb: »Der wahre Brief ist seiner Natur nach poetisch» — so kennzeichnet er damit viele Briefe der Romantik, so kennzeichnet er eine Grundhaltung der Romantik. Strebte die Romantik danach, das Wirkliche zu poetisieren, so ist es unsre Aufgabe heute, das Poetische der Romantik zu verwirklichen.

Es spreche zu uns darum von den Romantikern der junge Achim von Arnim durch Stellen aus einem Brief, geschrieben aus Zürich vom 9. Juli 1802 an Clemens Brentano, der in wunderlicher Mischung beides enthält, Schwärmerei und Prophetie: das Lob der Poesie und ihrer geheimen Kraft, das Wissen darum, dass, was bleibt, die Dichter stiften, und die Verwirklichung durch die historische Tat.

»Ich schwelge in dem Duft der Alpenkräuter, aber ich bin hier mit meinem einsamen Gemüte doch nie so froh wie damals auf der Rheinreise ... Schreib' mir recht bald, ich bin sehr einsam. Die Einsamkeit hat mir einen grossen Lebensplan angewiesen, den ich auf dem Frankfurter Marktschiff schon ahndete, der mir aber jetzt erst recht deutlich geworden. Ich teile ihn dir unter dem dreifachen Siegel der Verschwiegenheit mit, weil ich vor der Zeit nicht lächerlich werden will. Alles geschieht in der Welt der Poesie wegen, die Geschichte ist der allgemeinste Ausdruck dafür, das Schicksal führt das grosse Schauspiel auf. Für den poetischen Genuss ist alles Sparen des Kaufmanns, für den Sonntag arbeitet der Handwerker, der

Schüler für die Spielstunden; nur wenige, und das sind die Poeten, werden ganz begünstigt, dass ihnen die Arbeit ein Spiel wird, und die müssen für die übrige Menschheit arbeiten, dass sie den Zweck ihres Lebens nicht verfehlt, dass sie nach der Arbeit einen poetischen Genuss findet. Wer sich daher Poet nennt in diesem weitesten Sinne, der zeigt keinen Stolz, sondern die höchste Tugend an. Er ist ein wahrer Märtyrer und Eremit, er betet und kasteit sich für andere, damit sie das Leben haben ... Aber sie sei unser, diese Tat! Ich fühle den Mut, und du wirst ihn auch haben! Dichtkunst und Musik sind die beiden allgemeinsten, genau aufeinander gepfropften Reiser des poetischen Baumes. Er trägt in der Dichtkunst rote Rosen mit vielen Rosenköniginnen, in der Musik weisse Rosen ... Die Sprache der Worte, die Sprache der Noten stärker, wohlgefälliger machen, dies ist klar als erster Standpunkt unserer Bemühungen zu machen. Also eine Sprach- und Singschule! So wie Tieck den umgekehrten Weg einschlug, die sogenannte gebildete Welt zu bilden, indem er die echte, allgemeine Poesie aller Völker und Stände, die Volksbücher, ihnen näherrückte, so wollen wir die in jenen höheren Ständen verlorenen Töne der Poesie dem Volk zuführen. Goethe soll ihnen so lieb werden wie der Kaiser Oktavianus, mit einem Worte: der erste Punkt unsrer Wirksamkeit ist die Anlage einer Druckerei für das Volk ... Kaiser und Könige müssen uns Privilegia geben ... Wichtiger ist die Bearbeitung der deutschen Sprache für den Gesang in einer damit eng verbundenen Schule der Dichtung, die, wenn es möglich, in dem Schlosse Laufen beim Rheinfall eingerichtet wird. Hier wird die allgemeine deutsche Sprache erfunden, die jeder Deutsche versteht und bald von allen Völkern der Erde angenommen wird! Ich sehe schon manche »fünf schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahre» aus unsrer Druckerei kommen! Dies gibt den Deutschen einen Ton und eine enge Verbindung, jeder Streit zwischen ihren Fürsten muss sich selbst verzehren, weil der Deutsche gegen seine Brüder nicht zu Felde zieht. Die Ausländer, ihrer Unterstützung gegen sie beraubt, müssen ihnen

verbündet, Deutschland der Blitzableiter der Welt werden.»

Der diese Zeilen schrieb, war ein Jüngling von 21 Jahren, mit dem wir nicht zu rechten brauchen, dem wir, von heute aus gesehen, keine billige Belehrung oder gar Zurechtweisung zuteil werden lassen wollen, der aber zweierlei schon richtig sah: die Einigung aller Deutschen könne, solange sie von den Fürsten verhindert werde, schon von innen her beginnen durch das, was allen gemeinsam ist, durch Lied und Dichtung, und sie werde endigen mit einer Weltgeltung des Deutschen. In seinem Bereiche begann er zusammen mit Clemens Brentano die unvergessliche Tat, in »Des Knaben Wunderhorn» die Volkslieder der Deutschen zu retten und unverlierbar lebendig zu machen.

Nichts anderes meinte der ihm, Arnim, an Alter fast gleichstehende Gotthilf Heinrich Schubert, der später die »Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens» schreiben wird, als er im selben Jahr unterm 7. August aus Jena an Emil Herder, den Sohn Johann Gottfried Herders, schrieb: »Bruder, wartest du auch noch mit mir wie sonst auf den Aufgang des neuen Lichtes? Es gibt Stunden, wo ich unser Hoffen zum Teil für einen schönen Wahn halte. Das Göttliche war nie gestorben, zu keiner Zeit, immer waren einzelne Menschen, die es in sich trugen und hegten, und gewiss auch in unsrer Zeit vermag sich das Alte nicht auf einmal so ganz umzugestalten, dass das, was wenigen Menschen wurde, auf einmal vielen oder allen gemeinsam sei. Aber dennoch lass' uns harren! Zwar hatte jede Zeit ihre Morgendämmerung und ihren Abend, und es wäre töricht zu meinen, nur dieser Tag habe einen Morgen; aber dennoch ist die Meinung schön und herrlich, gerade unsre Zeit werde vorzüglich Grosses und Mächtiges hervortreiben. Lass' uns tun, was wir können.»

Die Grundmelodie der Briefe dieser romantischen Jünglinge bleibt uns unvergesslich im Ohr: Im adventlichen Warten auf den Aufgang des verheissenen Tages seine Tat tun.

Persönliches Bekenntnis

Die Künste sind immer alle da.

Aber im einzelnen Menschen werden sie nicht alle gleichzeitig lebendig. Jede hat ihre besondere Stunde für den Menschen, ihren einmaligen Auftrag an ihn, der in den mannigfachsten Gezeiten seiner Entwicklung auf eine andere Kunstart übergehen kann. Selbst wen die verschiedensten Künste anreden, wer durch Malerei und Musik, durch Architektur, Dichtung und Plastik stark bewegt wird, muss zugeben, dass er nicht durch alle Künste gleichzeitig mit der verwandelnden Kraft der Erhöhung berührt wird.

Die Reihenfolge des Eingriffs der Künste in ihr Leben wird bei den Menschen verschieden sein.

Am Anfang steht für mich in frühester Kindheit schon die Musik als göttliche Botschaft. Erst spät und am Ende in der Reihe der Künste begann die Plastik mir dasselbe zu verkünden, »nur mit ein wenig anderen Worten». Sie hörte plötzlich auf, nur eine Verschönerung des Raums zu sein, sie schuf erst den Raum und verschwisterte ihn mit der Zeit.

Der Brief als persönliche Urkunde voll seelischer Kostbarkeiten, der Brief als Schatzkammer kulturgeschichtlicher Reichtümer wird später entdeckt als Lyrik, Epos und Drama, der Brief von gestern, gerichtet an mich, den heute Lesenden, noch später.

Das Lesen von Briefsammlungen beginnt vielleicht mit der Neugierde, einmal hinter die Kulissen zu schauen, stammt aus einer unschönen Lust am Wissenwollen um das Alltägliche der Grossen, aus Kammerdienerinstinkten vielleicht. Doch es vollzieht sich schnell das ganz Andere, das Grössere, das Unerwartete. Die Grossen verlieren nichts von ihrer Grösse, wenn sie in Pantoffeln vor uns stehen. Und wenn niemand gross ist vor seinem Kammerdiener, so nur deshalb, weil des Kammerdieners Auge das Wesentliche nicht zu sehen vermag. Wir meinten »Einblicke in das Privatleben zu tun», wir meinten »Enthüllungen» zu machen und begegneten dem Genius auch da, wo er privat war. Dass er Niederlagen erlitt, dass Dämmerun-

gen ihn verdunkeln wollten, dass er an Grenzen stiess, die zu überschreiten ihm verwehrt war, machte ihn nicht kleiner. Wir begegneten dem Kampf mit seinem Auf und Ab, dem Suchen mit seinem Irregehen — wir begegneten uns selbst und waren jetzt angesprochen, gefordert und gestellt. Es gab kein Ausweichen mehr.

Am Abend seines Lebens stand Adalbert Stifter unter dem Eindruck, seine Briefe müssten eine Aufgabe zu erfüllen haben auch an anderen als denen, für die sie geschrieben waren. Er schrieb an seinen Verleger und Freund: »Ich möchte etwas in Deine Hände niederlegen, von dem es mir leid täte, wenn es nach meinem Tode zersplittert oder verschleudert oder gar ungeschickt veröffentlicht würde: nämlich meine Briefe, die ich bisher geschrieben habe, und die ich noch schreiben werde. Da ich nun einmal in die Öffentlichkeit geraten bin, und da es jetzt eine schöne Sitte wird, die, denen man in ihren Werken etwas gut geworden ist, auch in ihrem Leben etwas näher kennen lernen zu wollen, so ist es wohl keine Voraussetzung von grosser Unbescheidenheit, wenn ich vermute, dass es jemandem nach meinem Tode beikommen könnte, Briefe von mir drucken zu lassen. Nun kann es mir aber nicht gleichgiltig sein, wie die Auswahl getroffen würde; denn vieles dürfte so unbedeutend sein, dass es, ohne mein Wesen besonders aufzuhellen, doch einen Kreis von Inhaltslosigkeit um mich zöge, der gerade geeignet wäre, dieses Wesen entscheidend zu trüben. Ich habe nicht die Absicht, meine Fehler zu verheimlichen; sie liegen in meinen Werken, werden noch klarer in meinen Briefen und am klarsten in der Geschichte meines Lebens liegen, wenn eine solche der Mühe wert sein sollte . . . Ich möchte daher noch bei meinen Lebzeiten meine Briefe sammeln und diejenigen bezeichnen, gegen deren Veröffentlichung ich nichts einwende . . . Es könnten in den Briefen Empfindungen und Ansichten enthalten sein, an welchen ein weiterer Kreis von Menschen Anteil nähme, und vielleicht, da die Briefe unmittelbare Lebenszeichen sind, ein grösserer Kreis als für meine Werke, die ich nur mittelbar lebte und erst machen musste».

Durch Veröffentlichung seiner Briefe in Buchform erhob Stifter sie aus dem privat Zufälligen zum Rang literarischer Werke. Bis heute haben Stifters Briefe den von ihm erwarteten Dienst an Menschen tun dürfen, und ihn auch an mir getan. Was er stellvertretend hat erfahren dürfen, das hat er weitergegeben: Ideal und Zwiespalt, Traum und Bedrängnis, Glück der Schmerzen, Schaffensfreude und Misserfolg, Ruf und Echo, Wanderung und Heimkehr.

Von den Briefen der Antike haben früh diejenigen Ciceros zu mir gesprochen, und ich besitze sie in einer alten Erstausgabe in deutscher Sprache in der prächtigen Übersetzung Wielands. Hier führt ein »Mensch mit seinem Widerspruch« die Feder, den ich manchmal hasste, manchmal bewunderte. In seinen Briefen lebt das antike Leben in der Spiegelung des Alltags und des Menschlichen unverwischbar anschaulich. Der Geist der Geschichte wird klar als ewig wirkend durch das Medium des unveränderlichen Menschen.

Luthers Briefe entzündeten in mir kämpferische Leidenschaften und das jubelnde Ja zu Gott und seiner Welt, während Erasmus mir die Gefahren des kontemplativen Zögerers drohend beschwor. Luther sah ich in seinen Briefen als den Auch-Theologen, den sein religiöses Daimonion vorantreibt, Erasmus als den Nur-Theologen, der Zuschauer bleibt und bewerten will.

Die Briefe Feuerbachs zeigten mir den vereinsamten Kämpfer um sein Werk, die Moltkes den sprachlichen Meister aus beruhigter Mitte, die saftigen Briefe Bismarcks den instinktklaren, illusionslosen Staatsmann, der klug plant, vorsichtig abwägt und rechtzeitig und griffhart zupackt, der, mitten im Gesetz seines Wesens stehend, in der Harmonie mit dem göttlichen Auftrag denkend und glaubend unübereilt sein Werk tut.

Jakob Burckhard lehrte mich das Wesen der Geschichte begreifen und die nicht erschöpfte Kraft des Humanismus gegen alle Verflachung, die jedem Zeitalter als immanente Gefahr neu droht.

Bei den Briefen Theodor Storms ruhte ich aus im Idyllischen, durch das es nur hin und wieder gewitterlich zuckte. Wie fern ist er mir heute.

Auch bei Mörike fand ich Idyll, aber gerettetes Idyll aus einer Welt voll Leidenschaft und Disharmonie, die aus seinem Innern unablässig heraufgrollte.

Nietzsches Briefe brachten das grosse Neue: Teilnahme am Kampf gegen biedermeierliche Welten, die ewige Gefahr des Deutschen von seinem Inneren her, brachten Anruf, Forderung, Ringen um Wahrheit und neue Werttafeln, das stürmende Zertrümmern, aber zuletzt ein grosses Halten und Weitergehen in anderer Richtung, wie Zarathustra es sich selbst von seinen Jüngern gewünscht hatte.

Die Krone aller Briefe sind für mich geblieben diejenigen Goethes, die ich immer neu entdecke in allen Perioden meines Lebens, und die Rilkes, der dem Briefeschreiben einen neuen Sinn gegeben hat.

Auf sie möchte ich das Wort des Novalis anwenden: »Hätten die Nüchternen einmal gekostet, alles verliessen sie und setzten sich zu uns an den Tisch der Sehnsucht, der nie leer wird. Sie erkennten der Liebe unendliche Fülle und priesen die Nahrung von Leib und Blut.«

Immer wieder aber greife ich zu den Briefen meines Geschlechtes, den Soldatenbriefen aus dem Weltkrieg. Die Botschaft der Toten erklingt in ihrem Briefvermächtnis. Es ist das heiligste Ehrenmal des unbekannten Soldaten, der wieder auferstanden ist im neuen heute kämpfenden Geschlecht, das neue Briefe schreibt, die Geist und Taten weitergeben werden an die schon Kommenden.

Der Mensch als Brief

Der Apostel Paulus schreibt an die jungen Gläubigen von Korinth, dass sie ein Brief Christi seien, der erkannt und gelesen werde von allen Menschen, geschrieben, nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens. Mehr, als was wir schreibend dem Briefe anvertrauen, ist, was wir selber sind.

Wir sind lebendige Briefe Gottes.

PHILIPP KRÄMER

Personnages historiques figurant dans la poésie lyrique française des XII^e^ et XIII^e^ siècles

XVIII[1]

Les »deux de Saint-Denis» et Gillet, amis de Gace Brulé

1. — *Les deux de Saint-Denis.*

Nous avons démontré précédemment[2] que Gace Brulé avait pour amis le Briard Guillaume de Garlande V, seigneur de Livry[3], alias Noblet, et le Champenois messire Pierre de Molins.[4] Au cercle d'amis de Gace Brulé habitant les mêmes régions s'ajoutent encore, comme nous allons voir, les personnages que le poète appelle un peu vaguement *li dui de Saint Denise.* Ils sont ainsi désignés dans l'envoi de la chanson R. 653 (*N'est pas a soi qui aime coraument*)[5] que Gace Brulé a adressée à son ami *Renaut:*

VII Renaut, chantez, qui amez sens feintise,
Car lessié l'ont li dui de Saint Denise. 44

Ces vers nous apprennent — c'est cela qui nous semble évident — que les trois amis nommés de Gace Brulé avaient tous »chanté», mais que Renaut seul était encore en pleine activité poétique, tandis que les deux de Saint-Denis, pour une raison quelconque, avaient cessé de pratiquer l'art de trouver. Laissant proviscirement de côté l'énigmatique Renaut, nous

[1] Pour les articles précédents, voir *Neuphilologische Mitteilungen*, t. XXXVI, 1935, p. 1 et 65; t. XXXVII, 1936, p. 257; t. XLI, 1940, p. 12, 49, 118 et 157; t. XLII, 1941, p. 153; t. XLIII, 1942, p. 7, 62 et 121, et t. XLIV, 1943, p. 55.

[2] Voir nos articles publiés ici même, t. LXIII, 1942, p. 7 et 62.

[3] Gallande ou Garlande, Seine-et-Marne, arr. Melun, cant. Brie-Comte-Robert, comm. Réau; Livry, Seine-et-Marne, arr. et cant. Melun, comm. Livry.

[4] Molins ou Moslins, Marne, arr. Épernay, cant. Avize.

[5] Voir G. Huet, *Chansons de Gace Brulé*, 1902, p. 50.

nous occuperons ici des deux autres, dont on trouve sans doute une nouvelle mention dans l'envoi de R. 1779 (*Quant flors et glais et verdure s'esloigne*):[1]

VII Fins amoros, en vos sont mi pensé;
Gardez qu'amors et joie vos maintiengne,
Plus que les .ij. que[2] tant ont demoré.

Le destinataire de cette chanson, *fins amoros*, — sous ce *senhal* se cacherait-t-il le même Renaut dont la loyauté envers l'Amour est attestée dans le premier des envois que nous venons de citer? — y est exhorté par Gace Brulé à être plus persévérant dans le service de l'amour que »les deux» qui depuis longtemps s'en abstenaient.

Partant de l'idée que le Saint Denise en question devait nécessairement être Saint-Denis, résidence de la célèbre abbaye de ce nom, M. A. Jeanroy, qui est le premier qui se soit prononcé sur la question, a proposé[3] d'identifier ces deux personnages à Louis VII, »le roi de Saint-Denis», et son fils Philippe-Auguste. Mais il y a une objection grave qu'on pourrait faire immédiatement à cette hypothèse: le ton ne serait-il pas un peu trop cavalier s'il s'agissait réellement de personnalités d'une distinction aussi exceptionnelle? Ne serait-il pas plus indiqué de chercher les deux de Saint-Denis d'abord parmi les amis personnels de Gace Brulé, parmi ceux qui vivaient dans sa familiarité? Examinons donc d'abord, pour chercher un fondement réel à une nouvelle hypothèse, s'il n'est pas possible de les localiser dans le voisinage plus ou moins proche des amis déjà identifiés de Gace Brulé.

Parmi les Saint-Denis, très nombreux, qu'enregistre le *Dictionnaire des Postes et des Télégraphes*, les deux qui sont situés dans le département de Seine-et-Marne, savoir Saint-

---

[1] Voir G. Huet, *o. c.*, p. 57.

[2] *Que* est ici évidemment pour *qui*.

[3] A. Jeanroy, *De nostratibus medii aevi poetis qui primum lyrica Aquitaniae carmina imitati sunt*, Paris, 1887, p. 19.

Denis-du-Port (arr. Meaux, cant. et comm. de Lagny) et Saint-Denis-lès-Rebais (arr. Coulommiers, cant. Rebais), nous intéressent particulièrement. Voici le peu de chose que nous avons pu apprendre relativement à l'histoire de la première: dès le XIII[e] siècle, la seigneurie de Saint-Denis-du-Port, l'église et tous les droits féodaux étaient passés des mains de l'abbé de Saint-Denis entre celles de l'abbé de Lagny; en 1227, un certain Guy du Port, chevalier, vassal de l'abbé de Lagny, était seigneur de ce fief.[1]

Sur Saint-Denis-lès-Rebais (Sanctus Dionysius juxta Rebescum), nous sommes mieux renseignés. Dans un document d'environ 1172 énumérant les fiefs de la Champagne[2], figurent *Foucaus de Saint-Denise* et *Gautierz de Saint Denis.*[3] Leurs droits et devoirs féodaux sont ainsi indiqués: »lige et IIII mois de garde; Chautconnin[4] et le clos de Chancellis et IIII arpanz de pré de Chautconnins et une meson en laquele la bancloche[5] siet». Le document ajoute que, plus tard, Gautier de Saint Denis vendit cette maison, ce pré et le clos de Chancellis. Dans un acte de 1170[6] Fulcaudus de Sancto Dyonisio apparaît comme témoin. Ce même personnage, qui possédait des terres à Juilly[7], est connu comme le

---

[1] Maurice Pignard-Péguet, *Histoire générale illustrée des départements depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Seine-et-Marne*, Orléans, 1911, p. 560.

[2] A. Longnon, *Livre des Vassaux du comté de Champagne et de Brie 1172— 1222 publié d'après le manuscrit unique des Archives de l'Empire*, Paris, 1869, p. 53.

[3] Saint-Denis-lès-Rebais (note de A. Longnon).

[4] Chauconin, Seine-et-Marne, arr. et cant. Meaux.

[5] Voir pour l'explication de ce mot par exemple le *Dictionnaire* de Godefroy.

[6] L. Douet-d'Arcq, *Recherches historiques et critiques sur les anciens comtes de Beaumont-sur-Oise*, dans *Mémoires de la Société des antiquaires de Picardie. Documents inédits concernant la province*, t. IV, Amiens, 1855, p. 21.

[7] Juilly, Seine-et-Marne, arr. Meaux, cant. Dammartin-en-Goële.

fondateur de l'abbaye augustine de Notre-Dame de Juilly (J u l i a c e n s e S. M a r i a e), relevant du diocèse de Meaux.[1] Dès l'année 1182, il fit construire, pour le repos de l'âme de Guillaume, son fils unique, mort vers cette époque, une vaste église. Il y établit des chanoines réguliers qu'il fit venir de l'abbaye de Chaage [2] et, peu de temps après, à sa prière, Simon I^er^, évêque de Meaux, fit ériger l'église en abbaye (1184). Par un dernier acte, du 4 juillet 1186, Foucault de Saint-Denis donna à la nouvelle abbaye la moitié de son jardin, sa garenne qui était au-dessous, le moulin de Grotel et une pièce de terre y attenant, une pièce de vigne du côté de Nanteuil, etc., lui constituant ainsi un domaine.[3] Le P. Anselme [4] nous apprend que Foucault de Saint-Denis, chevalier, avait épousé Agnès de Garlande, fille de Guillaume de Garlande, III^e^ du nom, seigneur de Livry, et de sa femme Agnès de Crespy. Il est probable qu'il est mort peu après avoir fait la donation dont nous venons de parler.

Foucault de Saint-Denis n'ayant pas eu d'autres fils que Guillaume, mort prématurément, il paraît certain que le Gautier de Saint-Denis, nommé ensemble avec lui dans le document cité ci-haut, fut son frère et que, après sa mort, ses domaines furent transmises par héritage à celui-ci et à sa descendance. On peut l'inférer notamment du fait que le petit-fils de Gautier, ainsi que nous allons voir, fut qualifié de seigneur de Juilly. Un *Gautiers de Saint Denis* figure tout d'abord dans un document datant de 1201 au plus tard [5] comme lige envers le

---

[1] Voir Mas Latrie, *Trésor de chronologie*, col. 1948.

[2] Chaage (C a g i a), abbaye de l'ordre de Saint-Augustin du diocèse de Meaux, réformée en 1135 (Mas Latrie, col. 1882).

[3] Charles Hamel, *Histoire de l'abbaye et du collège de Juilly depuis leurs origines jusqu'à nos jours*, Paris, 1868, p. 30 ss.

[4] Le P. Anselme, *Histoire généalogique et chronologique de la maison de France et des grands-officiers de la couronne*, t. VI, 1730, p. 31.

[5] A. Longnon, *o. c.*, p. 48.

comte de Champagne de la maison qu'il avait à Saint Audoen [1], dans la châtellerie de Coulommiers, et de tout ce qu'il y possédait; puis dans un autre document, antérieur à 1214 celui-là [2], comme vassal du même comte pour un fief, non nommé, qu'il possédait dans la châtellerie de Château-Thierry; c'est sans doute le fils aîné de son homonyme attesté en 1172. C'est encore lui que nomme, en même temps que son frère *Hugues*, Villehardouin [3] parmi ceux qui prirent part à la croisade de 1202. Plus loin, il mentionne une seconde fois ensemble les deux frères en les blâmant de s'être embarqués à Marseille au lieu de se rendre à Venise[4]. Hugues de Saint-Denis à été identifié par Gaston Paris [5] au Hugon demeurant à Saint Denise, ami de Hugues de Berzé et le destinataire de celui-ci dans la chanson R. 2071 (*Encor ferai une canchon perdue*) [6], où il s'adresse à lui en ces termes:

> A Saint Denise envoierai mon cant
> Hugon, ki soit de ma joie joians . . .

Un troisième Gautier de Saint-Denis, que nous regardons comme le fils du second Gautier, apparaît dans le *Livre des hommages faits à Thibaud V, roi de Navarre et comte de Champagne 1256—1270*, où, sous les rubriques *Bailliage de Provins—Feoda de Meldis* (Meaux), on lit ceci [7]: »*Messires Gautiers de*

---

[1] Saint-Ouen-sur-Morin, Seine-et-Marne, arr. Coulommiers, cant. Rebais.

[2] A. Longnon, *o. c.*, p. 75.

[3] Émile Bouchet, *Geoffroi de Villehardouin, La conquête de Constantinople, Texte et traduction nouvelle, avec Notice, Notes et Glossaire*, t. I, p. 9, et t. II, p. 389.

[4] Gaston Paris, *Hugues de Berzé*, dans la *Romania*, XVIII, 1889, p. 565, note 2.

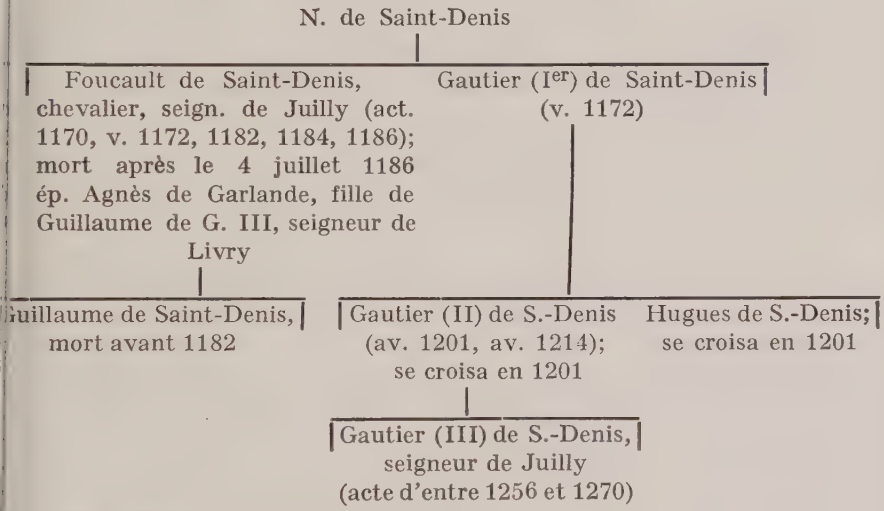
[5] Gaston Paris, *o. c.*, p. 565.

[6] Karl Engelcke, *Die Lieder des Hugues de Bregi* (*Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, LXXV, 1886, p. 166 ss.).

[7] A. Longnon, *Documents relatifs au Comté de Champagne et de Brie 1172—1361*, t. I, *Les fiefs*, Paris, 1901, n° 5724.

Saint-Denys en France[1] [*et*] *de Juilly emprès Meaux* est liges du seigneur de Champaigne, des choses que il tient à Chauconin, excepté une vigne et .j. pré qui valent environ .vij. livrées de terre; et a Saint-Oyn[2] en la chastellerie de Coloumiers, excepté le molin; et a Uci[3] et Bussieres[4], et a Novi en la chastellerie de Sezanne[5], de sa maison, et de environ sept arpenz de bois, sis arpenz de terre, de ses hommes de corps. A Chauconnin tiennent de lui les fils mon seigneur Henry ce que il ont illuec. Doit de garde.» Nous reconnaissons dans ce document Juilly, Chauconin et Saint-Ouen, attestés auparavant comme fiefs de la famille.

Voici la filiation de »ceux» de Saint-Denis (-lèsRebais):



[1] Saint-Denis-lès-Rebais, dont il s'agit ici, est situé dans l'ancienne province de l'Ile-de-France.

[2] Saint-Ouen-sur-Morin, Seine-et-Marne, arr. Coulommiers, cant. Rebais.

[3] Ussy-sur-Marne, Seine-et-Marne, arr. Meaux, cant. La Ferté-sous-Jouarre.

[4] Bussières, Seine-et-Marne, arr. Meaux, cant. La Ferté-sous-Jouarre.

[5] Sézanne, Marne, arr. Épernay, ch.-l. cant.

Notre examen nous a permis de découvrir, dans la famille de Saint-Denis-lès-Rebais et par conséquent dans la contrée où habitent d'autres amis de Gace Brulé, deux frères, Gautier et Hugon, nommés deux fois par Villehardouin, et chaque fois ensemble, qui correspondent ainsi parfaitement au qualificatif *li dui de Saint Denise* sous lequel Gace Brulé a mentionné ses deux amis. Sans aucune hésitation on peut les identifier à ceux-ci: cette hypothèse, émise déjà en passant par Gaston Paris (*o. c.*, p. 565, note 2), se trouve appuyée d'une manière péremptoire par les données géographiques que nous venons de constater.

Quant aux raisons qui ont pu déterminer les deux frères à cesser de »chanter» et à renoncer au service d'Amour, comme l'indiquent les deux envois précités, on peut supposer que cela était dû à leur départ imminent pour la croisade. S'il en était réellement ainsi, il y aurait là la date approximative de la composition des deux chansons.

Ajoutons encore deux mots. Parmi les destinataires de Gace Brulé on rencontre, dans le second envoi de la chanson R. 1102 (*De bone amor et de loial amie*) [1], un certain *Huet:*

VIII Par Deu, Huet, ne m'en puis plus sofrir,
Qu'en ma dame est et ma mort et ma vie. 54

Serait-il identique à Hugon de Saint-Denis que nous savons déjà destinataire d'une chanson de Hugues de Berzé? C'est ce qu'on ne peut pas affirmer avec certitude, mais, d'autre part, on ne saurait en nier la possibilité.

2. — *Identification de Gillet.*

A peu de distance des lieux auxquels nous nous sommes arrêté dans le chapitre précédent se trouvait Vieux-Maisons (Seine-et-Marne, arr.. Provins, cant. Villiers-Saint-Georges), patrie du trouvère Gilles de Vieux-Maisons, contemporain de

[1] Voir G. Huet, *o. c.*, p. 16.

Gace Brulé. Rien n'est plus naturel que de supposer que les deux poètes se connaissaient. Nous nous croyons en effet en mesure de démontrer que c'est Gilles de Vieux-Maisons[1] qui est le *Gillet*, destinataire de trois chansons de Gace Brulé.

Voici tout d'abord l'envoi de la chanson R. 42 (*Tant m'a mené force de seignorage*):[2]

VII Amis Gillés, lonc tens m'a travaillié
Ma loiautez qui ne puet pas remaindre;
Si croi qu'Amors vos a mal conseillié. 45

Nous traduisons: Ami Gilet, longtemps m'a tourmenté ma loyauté (envers Amours) dont je ne désisterai jamais; mais je crois qu'Amours vous a mal secondé.

Dans les deux envois de la chanson R. 306 (*Quant fine Amor me prie que je chant*)[3] Gace Brulé s'adresse tour à tour à Gillet et à Noblet:

VI Par Dieu, Gillés, bien me puis afichier
Que j'aim du mont toute la melz vaillant,
La plus cortoise et la plus avenant. 38

VII Chançon, va t'en, garde ne te targier,
Et di Noblet que cuers qui se repent
Ne sent mie ce que li miens cuers sent. 41

Traduction:Par Dieu, Gillet, je peux bien affirmer que j'aime la meilleure du monde, la plus courtoise et la plus avenante. — Chanson, va t'en, prends garde de tarder, et dis à Noblet

---

[1] Gilles de Vieux-Maisons figure dans deux actes de 1211. Voir notre travail *Trouvères et protecteurs de trouvères dans les cours seigneuriales de France. Vieux-Maisons, Membrolles, Mauvoisin, Trie, L'Isle-Adam, Nesle, Harnes*, dans *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, B L, 2 (*Mélanges Långfors*), 1942, p. 59.

[2] Voir l'éd. de G. Huet, p. 81.

[3] Voir A. Wallensköld, *Les chansons de Thibaut de Champagne, roi de Navarre*, 1925, Appendice, p. 223; sur l'attribution à Gace Brulé, voir notre article publié ici même, t. XLIII, 1942, p. 17, note 2.

qu'un cœur qui n'aime pas sincèrement ne sent pas ce que sent le mien.

Enfin, Gace Brulé envoie R. 719 (*Douce dame, grez et graces vos rent*)[1], à Gillet et à un certain Renaud en ces termes:

VI Chantez, Renalt, ki antan amiiez;
Or m'est avis que vos en retraiez.
Se del partir estes apareilliez,
Ja onques Deus puiz jour[2] ne vos ament. 39

VII Par Dieu, Gilet, faus amanz desloiez,
Qui d'Amor s'est partiz et esloigniez,
Vaut assez pis[3] qu'uns autres enragiez.
Chastoiez en vos et l'autre dolent. 43

Traduction: Chantez, Renaud, qui tout à l'heure aimiez; mais maintenant il me semble que vous cessez de le faire. Si vous êtes prêt à y renoncer, que jamais Dieu ne vous récompense. — Par Dieu, Gillet, un faux amant sans foi ni loi, qui a abandonné Amour et s'en est retiré, vaut beaucoup moins qu'un autre qui est désolé; que cela serve de leçon à vous, Gillet, et à cet autre malheureux.

Des trois envois adressés à Gilet qu'on vient de lire, celui de R. 306 est banal. Les deux autres sont d'un contenu peu clair. Voici cependant ce que nous croyons y lire.

Après avoir composé des chansons à la louange de l'Amour, telles qu'en faisaient tous les trouvères de son temps, un beau jour, Gilles de Vieux-Maisons, peut-être après avoir éprouvé une déception d'amour, a eu la témérité de faire une chanson pleine d'attaques violentes contre l'Amour. C'est la chanson R. 15 = 1124.[4] Il me faut chanter, y dit-il, puisque l'envie m'en prend, non pas que je prenne aucun intérêt à aimer,

---

[1] Voir l'éd. de G. Huet, p. 21.

[2] *Puiz jour* est la leçon des mss. *M a*; Huet a *oan* (leçon de *L O*).

[3] G. Huet a eu tort de remplacer *pis* par *plus*, ce qui donne un non-sens.

[4] Le texte se lit dans notre travail *Trouvères et protecteurs de trouvères*, etc., p. 66.

car je n'y vois ni mon profit ni mon dommage, ni mon mal ni mon bien (c'est-à-dire toute la question d'aimer me laisse dans une indifférence totale). Si je chante, c'est seulement pour m'amuser moi-même; je chante sans amour et parce que j'en ai l'habitude. Et, un peu plus loin, il s'exclame:

> Jamés d'amours ne me prendra envie . . .
> Por ce di ge qu'Amors vient de noiant:
> De noient vient et a noient retorne . . .
> Morte est Amors, mort sont cil qui amoient.

Nous sommes en présence d'une infraction à la bonne tradition poétique, d'un défi formel: au lieu des protestations d'une soumission sans réserve à l'Amour, des propos les plus irrévérencieux. C'était un sacrilège qui devait faire scandale. Parmi ceux qui protestaient était notamment Gace Brulé, car nous ne croyons pas nous tromper en voyant une allusion directe à cette chanson de Gilles de Vieux-Maisons dans l'envoi adressé à Gillet dans R. 42 (ci-dessus, p. 201). Tout en protestant de sa propre loyauté inébranlable envers l'Amour, Gace Brulé y oppose la conduite blâmable de son ami.

Cette chanson de Gace Brulé ne tarda pas à arriver à sa destination: sans doute il faut voir dans la chanson R. 1252 (*Se per mon chant me deüsse aligier*) de Gilles de Vieux-Maisons [1] un accusé de réception. Voici ce qui en est. Dans cette pièce, le dernier vers des strophes, qui sont (dans l'état actuel du texte) au nombre de quatre, reproduit le vers initial d'une chanson d'un autre poète qui dans le couplet I est le Châtelain de Couci, dans les couplets II et III, Gace Brulé, et dans le couplet IV, Blondel de Nesle. Par ce procédé, le poète n'a eu d'autre intention que de rendre un amical hommage à des confrères. Le vers cité est comme une sorte d'envoi et en tient lieu. Or, le dernier vers du couplet II, *Trop m'ait greveit force de seignoraige*, est précisément le début de la chanson R. 42 de Gace Brulé, la même dont l'envoi est adressé à Gillet. Par

[1] Voir notre travail cité dans la note précédente, p. 69.

là, celui-ci, c'est-à-dire Gilles de Vieux-Maisons, paraît donc accuser réception de la salutation de son ami et de cette manière ingénieuse et discrète en exprimer sa gratitude. Quant à la chanson elle-même, elle nous montre notre poète sous un nouvel aspect: plus d'insultes, plus d'invectives. Il se trouve dans une autre disposition d'esprit, se sent inconsolable et malheureux, et c'est l'amour qui a mis son cœur *en raige*, c'est-à-dire l'a rendu désolé.

Le message de Gilles de Vieux-Maisons ne resta pas sans réplique. C'est pour y répondre que Gace Brulé lui adressa l'un des envois de la chanson R. 719: nous verrons que cette hypothèse l'éclaircit entièrement. Nous pensons que Gace Brulé y fait allusion, à la fois, aux deux chansons en question de Gilles de Vieux-Maisons. Le faux amant qui a abandonné l'Amour, (*faus amanz desloiez*), c'est le poète tel qu'il apparaît dans la chanson R. 15 = 1124; dans cet autre amant qui est désolé, (*uns autres enragiez; l'autre dolent*)[1], il faut le voir tel qu'il se présente dans R. 1252.

Heureusement nous sommes à même d'appuyer, par une nouvelle preuve, notre hypothèse de la sensation que fit la chanson que Gilles de Vieux-Maisons avait écrite contre l'amour. Nous en trouvons l'écho dans une chanson de Conon de Béthune, R. 1314 (*Bien me deüsse targier*)[2], où figure, dans le second envoi, un certain *Gilon*, dans lequel nous reconnaissons également notre Gilles de Vieux-Maisons. Cet envoi, se trouvant dans le seul manuscrit *U* et relégué aux notes par A. Wallensköld[3] qui le croit apocryphe[4], est incomplet,

---

[1] Remarquez la similitude des expressions: Gace Brulé dit *enragiez*, et Gilles de Vieux-Maisons avait dit que l'Amour avait mis son cœur *en raige*.

[2] Voir A. Wallensköld, *Les chansons de Conon de Béthune*, Paris, 1921, p. 8.

[3] *O. c.*, p. 26.

[4] C'est sans aucune raison que Wallensköld suppose que c'est un fragment de sotte chanson.

présentant une lacune au second vers, et reste nécessairement quelque peu obscur:

VIII Par Deu, compains, adés ai ramanbrance
C'onques aüst . . . . . amin,
Ne tous li mons ne vadroit riens sans li;
Magrei Gilon, adés croist [1] sa vaillance. 56

Avec J. Bédier [2] nous considérons ces quatre vers comme authentiques. Mais nous les interprétons autrement que Bédier qui écrit: »Le poète y dit clairement que tout l'univers ne vaudrait rien sans sa dame et que sa dame est chaque jour plus *vaillans*.» Et sa traduction est ainsi conçue [3]: »Par Dieu, compagnon, j'ai toujours souvenir . . . . . Et tout le monde ne vaudrait rien sans elle. Malgré Gilon sa valeur va toujours grandissant.» Cette traduction laisse à entendre que J. Bédier a voulu suppléer, au vers incomplet, le mot *dame*, à qui se rapporterait le pronom *li* à la fin du vers suivant ainsi que le possessif du quatrième vers. Cette manière de voir a au moins l'inconvenient de laisser inexpliqué le rôle que joue ici *Gilon:* on se demande par quoi Gilon aurait pu empêcher la »vaillance» de la dame de prospérer et de croître. Nous pensons qu'on obtient un résultat meilleur en introduisant dans le vers en question un autre mot aussi banal, partant aussi naturel que »dame», savoir *Amours*. Pour rétablir le vers mutilé nous proposons p. ex.: *C'onques* [*n'*]*aüst Amours plus fin ami* et interprétons l'envoi ainsi: »Par Dieu, compagnon, il m'est toujours présent à l'esprit qu'Amour n'a jamais eu de plus fidèle ami que vous et que tout le monde ne vaudrait rien sans Amour; malgré Gilon la valeur d'Amour va toujours en croissant.»

Gilon est donc un personnage connu de Conon et de son »compagnon» qui, d'une manière et d'une autre, avait dénigré Amour. Nous aussi, nous le connaissons: c'est notre Gillet,

---

[1] Le ms. porte: *croif.*

[2] Joseph Bédier et Pierre Aubry, *Les chansons de croisade*, 1909, p. 50.

[3] *O. c.*, p. 48.

a l i a s Gilles de Vieux-Maisons.[1] A l'instar de Gace Brulé, Conon de Béthune avait donc réagi contre le ton trop amer de la chanson de son confrère et avait été amené à y protester.

Les faits que nous avons exposés nous semblent prouver que le *Gillet* de Gace Brulé et le *Gilon* de Conon de Béthune sont un seul et même personnage, identique à Gilles de Vieux-Maisons.

Les pièces dont nous avons parlé sont datées du fait que cette controverse littéraire a eu lieu avant 1201, Conon de Béthune ayant quitté cette année-là son pays comme chef de la mission qui eut à négocier avec les Vénitiens le transport des croisés en Palestine. Il n'est plus revenu en France.

Reste à parler d'un *Gilet* qui, avec *Noblet*, est le destinataire de la chanson R. 1429 (*Chanter me fait ce dont je criem morir*) de Pierre de Molins. Voici ces deux envois:[2]

VI Par Deu, Noblet, la mercis comparee
Vaut mieuz assez et pluz est desirree
Que dons qui est donnez sanz deservir. 43

VII Par Dieu, Gilet, del mont la pluz loee
Endroit celi est vilainne prouvee
Cui mes cuers est dounez sanz revenir. 46

Dans le *Gilet*, destinataire d'un envoi banal, il faut voir encore une fois le trouvère Gilles de Vieux-Maisons. Pour s'en convaincre, on n'a qu'à se rappeler (voir ci-haut, p. 201) que Gace Brulé, ami de Pierre de Molins, a adressé, lui aussi, une de ses chansons (R. 306) à deux personnages nommés Noblet et Gilet, évidemment les mêmes que les homonymes de la chanson de Pierre de Molins.

* * *

[1]. Le nom de ce trouvère est tantôt Gilles, tantôt Gilon. Ainsi, dans la rubrique inscrite en tête de ses chansons dans le ms. *M*, on lit: *Ci coumencent les canchons mon signeur Gilon de Viés Maisons* (voir notre travail *Trouvères et protecteurs de trouvères*, etc., p. 64).

[2] Voir notre article sur *Messire Pierre de Molins*, ici même, t. XLIII, 1942, p. 82.

Nos recherches sur l'origine de Gace Brulé, dont nous publierons bientôt les résultats, nous permettent d'affirmer que Gace Brulé appartenait à une famille Brulé, dont la patrie était située dans le bailliage de Provins[1], en pleine Champagne, ce qui s'accorde on ne peut mieux avec ses propres mots, souvent cités, où il nous révèle sa patrie:[2]

Les oisillons de mon païs
Ai oïz en Bretagne;
A lor chant m'est il bien a vis
Qu'en la douce Champaigne
Les oï jadis,
Se n'i ai mespris.
Il m'ont en si dous penser mis
Qu'a chançon fere me sui pris . . . .

Gace Brulé était Champenois comme ses amis qui figurent dans sa correspondance poétique.

* * *

Gilles de Vieux-Maisons en relations amicales et littéraires avec trois de ses confrères, Gace Brulé, Conon de Béthune et Pierre de Molins, voilà le fait intéressant relevé par ce qui précède. On peut y voir comme un indice des liens mutuels unissant, dès l'origine, les anciens trouvères, liens qui, peut-être, étaient plus intimes et plus étendus qu'on ne l'a cru jusqu'ici. Et l'on croit aussi entrevoir déjà en germe cet esprit de corps qui devait aboutir plus tard à la création des »puys» littéraires, et la solidarité qui, une ou deux générations plus tard, devait faire naître la collaboration formelle des jeux-partis. Pour ce qui est, enfin, de l'opposition que rencontra, comme nous venons de voir, l'auteur de la chanson hardie contre l'amour, ce détail nous intéresse comme une des rares fois qu'on rencontre, dans ces temps reculés, des traces d'une critique littéraire quelconque.

[1] Provins, Seine-et-Marne, ch.-l. arr.
[2] Voir G. Huet, o. *c.*, p. 40 (R. 1579).

Holger Petersen Dyggve

Besprechungen

Giacomo Devoto, *Storia della lingua di Roma* (Istituto di Studi Romani, Storia di Roma, vol. 23). Bologna, L. Cappelli, 1940. 429 S.

Dieses bedeutende Werk, das J. Wackernagels Andenken gewidmet ist, gibt ein anschauliches und abgerundetes Bild der Entwicklung der lateinischen Sprache von den ältesten Denkmälern bis zum Mittelalter und zur Neuzeit, in denen das Lateinische noch als Gelehrten- und als Kirchensprache fungiert. In den Einleitungskapiteln werden die idg. Ursprünge des Lateins, sein Verhältnis zu den idg. Schwestersprachen, die mediterranen Einflüsse, der Kampf des Latein mit dem Etruskischen und mit den altitalischen Dialekten, insbesondere dem Sabinischen, das zur umbrosabellischen Gruppe gehört, eingehend dargestellt.

Der reiche Inhalt des Buches lässt sich nicht in wenigen Strichen veranschaulichen. Überall ist der Verf. auch auf die wichtigsten Einzelprobleme eingegangen, ohne doch die grossen Linien aus den Augen zu verlieren. Er hat die fachwissenschaftliche Literatur ausgiebig herangezogen, sich aber auch liebevoll in die einzelnen römischen Schriftsteller und in die epigraphische Überlieferung selbst vertieft. Die Darstellung ist lebendig und fesselnd. Natürlich lässt sich über manches streiten, anderes präziser fassen. Ich beschränke mich im folgenden auf die Heraushebung besonders interessanter Erörterungen sowie auf einige Ergänzungen und Berichtigungen.

Sehr zu loben ist die vorsichtige und nüchterne Ausnutzung der prähistorischen Funde für die Urgeschichte des Latein und der anderen italischen Sprachen. So verweist Verf. bei Gelegenheit von lat. *pāgus* »Gau», dessen Grundbedeutung »Vernageltes» ist, auf die vorgeschichtlichen Pfahlbautenreste. Lat. *linere* (und umbr. *alinśust;* s. darüber Filol. biedr. raksti 20, 232 ff. als Ergänzung von Devoto, Tabul. Iguv. 153 ff.) werden richtig mit griech. *ἀλίνειν* = *ἀλείφειν* usw. verglichen. *ἀλίνειν* ist aber nicht bloss, wie S. 9 behauptet wird, durch

Hesychglossen bekannt, sondern auch inschriftlich bezeugt (cf. epidaur. *ἄλινσις*, cypr. *ἰναλαλισμένα*). Zu billigen ist die Scheidung von sog. Rand- und von zentralen Elementen des idg. Wortschatzes des Latein, die Verf., auf Ideen italienischer Gelehrter fussend, vornimmt. Zu lat. *rabies* »Wut» gehört übrigens nicht nur das von ihm genannte ai. *rábhas* »Ungestüm, Gewalt», sondern auch griech. *λάβρος* »heftig, ungestüm» (W. Schulze KZ 42, 233 = KlSchr 372).

In dem vollauf berechtigten Bestreben, das mediterrane Substrat des lat. Wortschatzes nicht zu unterschätzen, schiesst Verf. gelegentlich über das Ziel. So sind trotz seiner Darlegungen unzweifelhaft idg. lat. *populus* und *plebs* (cf. griech. *πλῆθος*, *πληθύς*), *paries* (vgl. lit. *tverti* »ergreifen, umzäunen», *tvorà* »Zaun»), *cupere* (zu ai. *kúpyati* »gerät in Bewegung, Wallung» usw.), *maerere* und *maestus* wegen ihres lebendigen Ablauts zu *miser*. Ich billige es durchaus, wenn Devoto in Übereinstimmung mit dem in seinen früheren Arbeiten eingenommenen Standpunkt die Divergenzen zwischen Oskisch-Umbrisch und Latein für alt hält und die Gemeinsamkeiten einer nachträglichen Annährung dieser Gruppen auf italischem Boden zuschreibt, wobei nicht bloss das Lateinische das Gebende war (s. über die Beziehungen zwischen Oskisch-Umbrisch und Germanisch jetzt Bonfante REI 1, 353 ff.).

Der starke sabinische Einschlag im Latein, den vor allem Ausdrücke aus der Sphäre des Landlebens, der Flora und Fauna durch ihre lautliche Gestalt verraten, und die dagegen einsetzende und Hypernormalismen hervorrufende Reaktion werden gut geschildert. Zu den hypernormalen Bildungen rechnet Verf. mit Recht auch lat. *adeps* »Fett». Dies ist wie umbr. *ařipes* dem griech. *ἄλειφαρ* entlehnt und gehört in diese Kategorie wegen seines *d* statt *l*. Ich hebe bei dieser Gelegenheit hervor, dass *ἄλειφαρ* die älteste Form, das im Jonischen schon früh begegnende *ἄλειφα* erst im Anschluss an die obliquen Kasus *ἀλείφατος* etc. nach Analogie der Nomina auf *-μα* Genetiv *-ματος* entstanden ist. Griech. *βραδύς* »langsam» ist trotz Devoto 82 von lat. *bardus* »langsam oder schwer von

Begriffen, stumpfsinnig, dumm» zu trennen. Das lat. Wort enthält nicht sabin. *b* als Repräsentant der labiovelaren Media, sondern ist wohl etruskischen Ursprungs (Nehring Glotta 17, 122 ff.). Auch Zusammenhang von *βραδύς* mit lat. *gurdus* (s. über dies REI 1, 429) ist zweifelhaft. Ebenso ist es nicht mit *ἀμέρδειν* »behindern, beschädigen» (Bechtel KZ 46, 162, Lexil. zu Homer 37 ff. 83) zu verbinden (s. über dieses Solmsen Btr. z. griech. Wf. 10 ff.). Vielmehr ist mit *βραδύς* sowohl phonetisch als semasiologisch das lit. *gurdùs* »saumselig, trödelnd, langsam, wortkarg» identisch, dessen *ur* die neben *ir* mögliche Fortsetzung der sonantischen Liquida ist, dazu das Verbum *gur̃sti* (*gurstù*, *gurdaũ*) »zögern, säumen, Zeit vergeuden» (vgl. Būga Ait. stud. 178 ff.).

S. 87 wird der Infinitiv *δοϝέναι* irrtümlich als kretisch statt als cyprisch bezeichnet.

Für geglückt halte ich des Verfs. Anknüpfung von *saxum Tarpeium* an die etrusk. Sippe *tarχna*, *Tarquinius* (vgl. die *Tarquitiae scalae*). *Tarpeius* wäre dann im Wortkerne etruskisch, im Übergang von *qu* in *p* sabinischen Sprachgewohnheiten angeglichen. Es würde somit die Überlagerung einer etruskischen durch eine sabinische Schicht repräsentieren. Erwägenswert ist auch, dass lat. *poena*, wie Verf. für möglich hält, nicht griech., sondern osk.-umbr. Lehnwort ist. Der anlautende Labial als Vertreter eines Labiovelars lässt beide Eventualitäten zu.

Im Kapitel über das Latein im Zeitalter des Plautus gibt Verf. S. 109 auch eine einleuchtende Deutung der doppelten Liquida von lat. *mille;* hierdurch soll palatale Aussprache des *l* verdeutlicht werden. Bei *mīlia* war dies wegen des auf die Liquida folgenden *i* nicht erforderlich.

S. 117 sagt Verf., dass die Abstrakta auf *-ies* den Komikern als künstlich erschienen und deshalb von ihnen in den obliquen Kasus durch die Parallelformationen auf *-ia* ersetzt wurden. Ich füge hinzu, dass diese Bildungen auf *-ies* mit einer Ausnahme erst vom 2. Jahrhundert der Kaiserzeit ab im Plural zu belegen sind (Wackernagel Vorlesg. über Syntax 2, 35).

Über interjektionell gewordene Imperative wie *age, cave, em* (»da», eig. »nimm»), Vokative wie *hercle* äussert sich Devoto 136, 141. Er hätte erwähnen sollen, dass sich die interjektionelle Natur dieser Imperative auch dadurch bekundet, dass sie öfters auch bei der Anrede an mehrere gebraucht werden, wobei nur die zugefügten Verba im Plural erscheinen. Auch andere idg. Sprachen kennen derartiges, so dass die Vermutung berechtigt ist, dass die mit dem nackten Verbalthema harmonierenden Imperativformen ursprünglich gegen den Numerus indifferent waren (Baltoslav. 13 ff., mit Literatur, über das Lettische noch L. Bičole Fil. biedr. raksti, 14, 50 ff.). Im vedischen Sanskrit werden in ähnlicher Weise Vokative auf *-a*, die gleichfalls den nackten Stamm enthalten, nicht nur singularisch, sondern auch dualisch verwandt (Wackernagel SBA 1918, 409, Aind.Gr. 3, 53 ff.). Vokative und Imperative stehen sich formal und syntaktisch nahe.

In dem Abschnitt über das Latein zur Zeit Ciceros wird auch auf den starken Einfluss des Griech. aufmerksam gemacht, den nicht nur Lehnwörter, sondern auch Übersetzungsentlehnungen bekunden. Besonders werden philosophische Termini des Griech. mit lateinischen Mitteln nachgebildet, wie lat. *qualitas* nach griech. *ποιότης*, *essentia* nach *οὐσία*, *casus* als grammatische Bezeichnung nach *πτῶσις*.

Verf. konstatiert ferner S. 171 die schon in Ciceros Briefen beginnende Bedeutungsabschwächung der nominativischen Personalpronomina, wie sie heutigen romanischen Sprachen eigentümlich ist. Jedoch empfiehlt, wie ich erwähne, Sommers Aufsatz (Festschr. Wackernagel 22 ff.) Vorsicht in der Beurteilung der einzelnen Fälle. Die schon bei Plautus auftretenden Verbindungen wie *ut ego opinor; scio ego; ego dicam* beweisen ebensowenig etwas wie griech. *ὡς ἐγὼ οἶμαι* usw. Hier muss man den hinzugefügten Personalpronomina noch die volle Ausdrucksverstärkung zuschreiben. Im Griech. hat sich, wie der zur älteren Sprache stimmende neugriech. Zustand beweist, daran bis auf den heutigen Tag nichts geändert, und auch nicht in allen romanischen Sprachen ist Hinzufügung nominativischer Personalpronomina zu den Verben obligatorisch.

Zu der Constructio *κατὰ σύνεσιν* bei Sallust Catil. 18, 1 *sed antea item coniuravere pauci contra rem publicam. — De qua* (d.i. *coniuratione*), *quam verissume potero, dicam* (S. 177) vergleiche man ähnliche Fälle, in denen sich ein Pronomen auf ein einer Ableitung zu Grunde liegendes Subst. bezieht, aus verschiedenen idg. Sprachen in meiner Arbeit IF 28, 228 ff. Aus Lucrez füge ich 4, 933 ff. hinzu, wo *aëriis auris* durch *eius* d. i. *aëris ictu* aufgenommen wird.

Bei der Charakterisierung der Sprache des Dichters Lucrez (S. 179 ff.) hätte Verf. ausser auf Archaismen und Vulgarismen auch auf Pseudoarchaismen verweisen sollen. Zu den letzteren zählen Trennungen von Präfixen und Verben durch Partikeln oder andere Elemente, auch wenn die Verben Vokalschwächung aufweisen (wie *inter enim iectast* 3, 859) oder als Simplicia überhaupt nicht vorkommen (6 394 *inque peditur*, 4, 832 *inter quaecumque pretantur* etc.), ferner Sonderung der Privativpartikel von ihrem Nomen, obwohl hier das Zusammenwachsen grundsprachlich ist (2, 1104 *indignos inque merentes*). Hier haben Lucrez und andere ein uraltes Prinzip falsch verallgemeinert (Wackernagel Vorlesg. über Syntax 2, 171 ff. 175, über Plautus Ed. Fraenkel, Plautin. im Plautus 209).

Bei der Darstellung der Verbreitung des Lateins über Italien behandelt Devoto ausführlich auch die pompejanischen Wandinschriften, deren Sprache für die romanische Vorstufe besonders wichtig ist (S. 203 ff.). Hier ist ihm S. 208 ein Interpretationsirrtum untergelaufen. In der Inschrift Diehl 596, 2 übersetzt er fälschlich den Schluss *nigra cum video, mora libenter edo*, als ob es sich nicht um *mōrum* »Maulbeere», sondern um *mŏra(m)* »Verzug, Aufenthalt» handele.

In der Schilderung der lateinischen Sprache von Augustus bis Quintilian werden auch griech. Flexionsformen in Entlehnungen aus dieser Sprache und Einwirkungen des Griech. auf die Wortbedeutung namentlich in der lateinischen Poesie vorgeführt. Zu den letzteren gehört auch *iuga*, das Vergil Aen. 6, 411 nach griech. *ζυγά* im Sinne von *transtra* »Ruderbänke» gebraucht. Gut werden volkstümliche und gelehrte

Gräzismen auseinandergehalten. Ich trage hier den Gegensatz zwischen dem auf die höheren Schichten beschränkten *amphora*, *amfora* (aus griech. *ἀμφορεύς*) und dem beim Volke beliebten, daher labiale Tenuis aufweisenden Deminutiv *ampulla* nach. *Thybris* für *Tiberis* hat Devoto S. 224 nicht richtig erklärt. Aus K. Meister, Lat.-griech. Eigennmn. 53 ff. 61 ff. geht hervor, dass *Thybris* älter als Vergil ist. Es findet sich bereits im Säkularorakel von 126 v. Chr. und könnte aus Cumae stammen, wo es sich aus der Zeit der Etruskerherrschaft über Campanien im Volksmunde oder als Petrifakt der Priestersprache erhalten haben mag. Hervorgehoben werden noch die Bevorzugung seltener Parallelformen sowie die Anwendung von Umschreibungen durch die Dichter unter dem Zwange des Metrums (S. 217 ff.).

S. 222 vergleicht Verf. im Anschlusse an Marouzeau den einfachen Stil des Annalisten A. Claudius Quadrigarius mit dem manierierten des T. Livius. An der Beschreibung des Kampfes von T. Manlius Torquatus mit einem Gallier (Quadrig. bei Gellius 9, 13, 7 ff.: Liv. 7, 10, 5 ff.) wird der Unterschied zwischen der Darstellungsart des älteren und des jüngeren Historikers demonstriert. Ich möchte aber hervorheben, dass die Einschachtelungen zwischen zusammengehörigen Begriffen, die sich bei Livius im Gegensatz zu seinem Vorgänger zeigen, genau wie die Trennung von Komposita bei Lucrez u. a. nur ein altes Prinzip überspannen, das der Spaltung durch enklitische oder schwachbetonte Elemente, das auch andere idg. Sprachen kennen (vgl. Wackernagel IF 1, 333 ff. 430 ff., W. Schulze Qu. ep. 439[2] ff., Lat. Eigenn. 128[4], KlSchr 668 ff, Havers IF 31, 230 ff., Hdb. d. erkl. Synt. 44 ff. 220, Sjögren Glotta 10, 23 ff.; über Sperrung in der röm. Komödie s. noch Ed. Fraenkel, Iktus und Akzent im lat. Sprechvers 39[1] ff. u. ö., dessen Standpunkt ich durchaus teile).

S. 224 ff. verweist Devoto auf den in damaliger Epoche überhandnehmenden subst. Infinitiv, der, begünstigt durch griech. Einfluss, aus der Umgangs- in die literarische Sprache emporsteigt und im Romanischen ganz gewöhnlich ist. Für das

ältere Latein, das schon eine Reihe von Beispielen kennt (vgl. Ennius, die Komödie, Lucrez, Ciceros philosophische Schriften), geben Material Lindsay Syntax of Plautus 58 ff. 72 ff., Schmalz-Hofmann Lat. Gr.[5] 577 ff., Wackernagel Vorlesg. über Synt. 1, 273 ff. Verf. hätte aus der früheren Latinität so markante Gräzismen erwähnen können, wie Lucr. 4, 765 *meminisse iacet* »die Erinnerung liegt darnieder», 836 *nec fuit ante videre oculorum lumina nata | nec dictis orare prius quam lingua creatast.* Die zweite Stelle ähnelt sehr der von dem Verf. aus Vergil Aen. 8, 676 angeführten *in medio classis aeratas, Actia bella | cernere erat.*

Der früheste Beleg von *si* »ob» bei *quaerere* ist nicht, wie Devoto S. 240 angibt, Properz 2, 3, 5, sondern Lucrez 5, 312 (vgl. Diels ad l.). Dass *si* schon bei Plautus der interrogativen Funktion nahekommen kann, wenn es auch in den einschlägigen Belegen noch kondizionale Auffassung zulässt, vermerken Lindsay Syntax of Plautus 115 und Schmalz-Hofmann Lat. Gr.[5] 697.

Auch die silberne Latinität wird treffend charakterisiert. Verf. berührt auch die um die gleiche Zeit vom Griech. und Latein vollzogenen gemeinsamen syntaktischen Neuerungen. Er erwähnt das Überhandnehmen von *incipere* c. Infin. stat des einfachen Verbs, genau wie griech. *ἄρχεσθαι* und — füge ich hinzu — lit. *pradėti*, lett. *sākt*, slav. *načęti* oftmals unübersetzbar sind, ferner lat. *ab*, griech. *ἀπό* mit Nomina statt des älteren Abl. (Gen.) compar. (s. dazu noch Löfstedt Syntact. 1, 256 ff.). Auch hierfür bieten andere idg. Sprachen (besonders das Slavische), aber auch nichtidg. Idiome genaue Parallelen. (s. Refer. Baltoslav. 20 ff., Wackernagel Vorlesg. über Syntax 1, 5 ff., Havers Hdb. d. erkl. Synt. 6).

Zu dem allmählichen Triumph von *auricula* über das einfache *auris* wie dem von griech. *ὠτίον* (ngriech. *αὐτί*) über *οὖς* (S. 254) trage ich nach, dass nicht nur feminines *auricula* als Vorstufe von franz. *oreille*, rumän. *ureche* etc. vorkommt, sondern auch das dem ital. *orecchio* zu Grunde liegende *auriculum* (vgl. CGL 5, 340, 7. 12). Schon Lucrez 4, 594 bediente sich

des Neutrums, denn im Anschluss an Diels ist zu lesen *humanum genus est avidum nimis auriculorum.* Da *avidum* Gen. pl. ist (cf. häufiges *avidae aures*, Th. l. L. 2, 1427), muss *auriculorum* in dieser Weise geändert werden.

Sehr interessant ist die auch vom Verf. 248 ff. beleuchtete gegenseitige Durchdringung des lat. und griech. Sprachguts, die in der Kaiserzeit besonders stark ist. Griech. Suffixe treten an lat., manchmal auch lat. an griech. Wörter. Das gleichfalls von Devoto erwähnte *κλεισούρα* »Engpass» wurde durch das nicht nur in der Bedeutung, sondern auch in den Lauten anklingende *clausura*, das, wie jenes von *κλῄειν*, von dem mit diesem urverwandten *claudere* stammt, wesentlich begünstigt. Von derartigen Beispielen aus kann das lat. Formans auch auf andere griech. Abstrakta und Lokalitätsbezeichnungen übertragen worden sein (Analoga aus anderen idg. Sprachen s. ZtschrslPh 13, 221 ff. 236, Stud. balt. 7, 26, Balticoslav. 3, 483). Als weiteres Beispiel für die Vermischung zwischen Latein und Griechisch kann auch das schon bei Plautus belegte lat. *nāvita* angeführt werden, eine Umgestaltung von *nauta* aus *ναύτης* nach *nāvis* (de Saussure Mél. Havet 459[1] = Public. scientif. 585[1]). Unveränderten lat. Entlehnungen des Griech. wie *δικτάτωρ*, *ἰμπεράτωρ*, für die gern der Purismus *αὐτοκράτωρ* verwendet wird, usw. ist aus einer etwas älteren Periode *κομάκτωρ* aus lat. *coactor* = *exactor pecuniae* beizufügen, das nicht nur bei Rhinthon (fr. 9 Kaib.) laut Hesych anzutreffen ist, sondern sich auch auf einer Weihinschrift aus Magnesia (Inschr. von Magnesia 217, 2/3, 1. Jhrh. v. Chr.) findet.

Verf. beschreibt die Wichtigkeit der den Westen des römischen Imperiums durchquerenden Verkehrsstrassen für die Romanisierung der Provinzen. Dabei gerieten durch Kaufleute, Kolonisten, Soldaten und durch in der Hauptstadt zusammenströmende Ausländer viele Wörter barbarischer Herkunft in das spätere Latein. Während Devoto S. 280 ein Verzeichnis lateinischer Entlehnungen im Germanischen, die sich aus der überragenden römischen Kultur erklären, zusammenstellt, gibt er S. 294 ff. eine Liste von germ. Fremdwörtern des Latein.

Das Suffix von *Iulitta, Gallitta, Pollitta* usw. ist aber nicht germanisch, sondern etruskisch (W. Schulze Lat. Eigenn. 77).

Sehr gut gelungen sind auch die letzten Teile. In dem über das Latein des christlichen Zeitalters schöpft Verf. vor allem aus den Untersuchungen J. Schrijnens. Nicht nur werden die Versuche, eine lat. Terminologie für die neue Lehre zu schaffen, beleuchtet. Ausführlich wird auch über Sprache und Stil von Kirchenvätern wie Tertullian, Commodian, Augustin gesprochen. Tertullians Diktion wird mit der des heidnischen Apuleius verglichen. Die *Peregrinatio Aetheriae* mit ihren zahlreichen Vulgarismen und ihren pseudoschriftsprachlichen Eigentümlichkeiten wird charakterisiert. Zum Schlusse wird die Geschichte des Lateins nach dem Ende des Imperiums und sein Untergang als lebendige Sprache, seine Konservierung als Kirchen- und Gelehrtensprache behandelt. Neologismen aus mittelalterlichen religiösen und philosophischen Traktaten werden aufgezählt (S. 355). S. 362 wird an französischen Beispielen das allmähliche Eindringen schriftlateinischer Wörter in das Romanische, das Nebeneinander von volkstümlichen und gelehrten Ausdrücken in diesen, wobei häufig ein Bedeutungsunterschied gemacht wird, geschildert. Auch solche Fälle werden angeführt, wo das Verbum im Französischen die echtromanische Gestalt, das davon stammende Abstrakt die schriftlateinische aufweist. Verf. hätte auch auf die in das moderne Rumänische einströmenden lateinischen und französischen Wörter aufmerksam machen sollen, die z. T. als Ersatz von Lehnwörtern, namentlich solchen slavischer Herkunft dienen. Dadurch müssen manche fremden Laute der rumänischen Artikulationsbasis angepasst werden (s. darüber Graur BSL 38, 165 ff.).

Das Buch beschliessen, abgesehen von ausführlichen Indices, zwei Anhangskapitel. Das erste enthält kritische Noten mit feinsinnigen Bemerkungen über den Unterschied zwischen *langue* und *langage*, über Schrift-, Verkehrs- und technische Sprache, Abgrenzung der Aufgaben des Sprachhistorikers und des Stilkritikers, das zweite eine Bibliographie der für die

Erforschung der lateinischen Sprachgeschichte besonders wichtigen Werke und Monographien. Alle meine Bemerkungen und Zusätze, die vielleicht in einer folgenden Auflage Berücksichtigung finden mögen, schmälern natürlich nicht den Wert von Devotos Leistung, die ein würdiges Gegenstück zu der *Esquisse d'une histoire de la langue latine* seines Lehrers A. Meillet bildet, diese sogar durch eine stärkere Ausschöpfung der römischen Literatur noch übertrifft.

Hamburg. ERNST FRAENKEL

Arvid Rosenqvist, *Der französische Einfluss auf die mittelhochdeutsche Sprache in der 2. Hälfte des XIV. Jahrhunderts* (= Mémoires de la Société néo-philologique de Helsinki (Helsingfors) XIV). 1943. 687 S.

Die vorliegende umfangreiche Abhandlung bildet eine Fortsetzung zu meinen Abhandlungen über den französischen Einfluss im 12. und im 13. Jahrhundert und in erster Linie zu Rosenqvists eigener Untersuchung dieses Einflusses in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Während meine Aufgabe darin bestand, die Anfänge und die Kulminationsperiode der französischen Modeströmung darzustellen, fiel Rosenqvist die weniger dankbare Aufgabe zu, die Abflauung derselben zu schildern. In der von ihm behandelten Periode, in der die ritterliche Zeitrichtung immer mehr an Intensität verliert und der neue bürgerliche Charakter in der religiösen und der lehrhaften Literatur zum Vorschein kommt, nimmt die Aufnahme neuer französischer Worte fortdauernd ab, während die Ableitungen, Zusammensetzungen und Umbildungen schon vorhandener Entlehnungen an Zahl zunehmen. Die Folge dieser Entwicklung ist, dass in Rosenqvists Verzeichnis, welches die in der 2. Hälfte des 14. Jh. belegten und nachträglich aus Quellen der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts sowie teilweise des ausgehenden 13. Jahrhunderts gesammelten Entlehnungen aufzählt und erklärt, verhältnismässig wenig neue interessante Worte vorkommen und dass die Ableitungen, Zusammensetzungen und Umbildungen mit ihren stereotypen Erklärungen einen recht grossen Raum einnehmen, der dazu beiträgt, der Arbeit die Breite zu verleihen, in der

sie uns vorliegt. Dies hängt auch damit zusammen, dass Rosenqvist trotz der Anhäufung und des anders beschaffenen Charakters des vorhandenen Stoffes dieselbe Anordnung des Verzeichnisses wie in den voraufgegangenen Arbeiten beibehalten hat.

Wer etwa meint, dass ein solches Gesamtverzeichnis, wie das hier vorliegende, nur eine Materialsammlung sei, in der die aus den Quellen wie reife Beeren gepflückten Worte aufgezählt werden, urteilt recht oberflächlich. Wer selbst sich mit ähnlicher Arbeit beschäftigt hat, weiss, was für einer sorgfältigen Prüfung und Überlegung es bedarf, die Entlehnungen in schlecht überlieferten Quellen herauszuschälen und die zahlreichen dunklen französisch aussehenden Worte zu untersuchen, um schliesslich doch oft zu einem negativen Ergebnis zu gelangen. Es ist nicht zu verwundern, dass der Verfasser des Buches im Vorwort seinem subjektiven Gefühl der Befriedigung darüber Ausdruck gibt, dass er sein Werk nach neunjähriger fleissiger Arbeit trotz schwieriger Umstände hat erscheinen lassen können.

Von vorne herein darf man von einem solchen sorgfältigen und umsichtigen Forscher wie Rosenqvist erwarten, dass es ihm gelungen ist, bei dieser Säuberung die Spreu vom Weizen zu scheiden. In einigen seltenen Fällen hat er sich jedoch geirrt und ein nicht-französisches Wort in das Gesamtverzeichnis aufgenommen. S. 487 steht als Stichwort *rubprein*, und es wird die Vermutung ausgesprochen, dass wir es hier mit einem Wort zu tun hätten, das mit afrz. *rubrin* »rougeâtre» zusammenhängen und etwa »rote Grütze» bedeuten würde. Der Ausdruck, der bei Suchenwirt in einer Liste von Speisenamen — *milich schott und rubprein* — belegt ist, ist ein deutsches Wort, das aus *rub* »Rübe» und der bairischen Lautform *prein* »Brei» besteht und somit »Rübenmus» bedeutet. — S. 657 wird mit Hinweis auf Karlmeinet 37,20 ein Adjektiv *vranck* = afrz. *franc*, mnl. *vranc* »frei» angesetzt, allerdings mit der Reservation, dass die betreffende Belegstelle im Karlmeinet »*Sy vranck vort ind weder. Sy sprach up ind neder*» verderbt sein kann. Dabei wird auf die französische Floskel bei Gottfried von Strassburg hingewiesen, die ich in meiner Abhandlung über den französischen Einfluss im 13. Jh. angeführt habe. Die hier stehende Floskel *li frains* liefert aber keine Stütze für die Einbürgerung des französischen Adjektivs im Deutschen, und an der betreffenden Stelle im Karlmeinet kann es sich unmöglich um ein Adjektiv handeln. Die richtige Lesung *spranck* für

franck, das unter dem Einfluss des folgenden *v* verschrieben ist, hat schon Bartsch Über Karlmeinet S. 344 in dem lexikalischen Verzeichnis s. v. *vort* gegeben und dafür auch parallele Stellen angeführt. — S. 294 hat der Verfasser als französisches Wort *karteller* verzeichnet, das er als eine Zusammensetzung von *kar* »Schüssel, Geschirr» und *teller* »Speiseteller» betrachtet. Als Bedeutung gibt er »Geschirrteller» an, wobei er seinen Zweifel durch ein Fragezeichen ausdrückt. Das Wort ist jedoch keine Zusammensetzung mit *teller*, sondern ein lateinisches Wort *cartallus*, das auf griech. *καρτάλλος* »ein unten spitz zulaufender Korb» zurückgeht und in der Vulgata belegt ist. Diefenbach Glossar. 103b gibt als Bedeutung für *cartallus*, *cartellus* »schussel-, win-, mist-, schenenkorp» an. Die Bedeutung »Schüsselkorb» passt sehr gut in den Zusammenhang an der betreffenden Belegstelle des Urkundenbuchs der Stadt Strassburg: »*Item 2. lib. 5 sol. 2 den. umbe habermel schandeln, schüsseln karteller unde brotkörbe.* — Drei in den Trierer Stadtrechnungen vorkommende Bildungen auf *-(er)se*, *stuederse*, *stuckerse*, *vuedkemmerse* haben dem Verfasser Kopfzerbrechen veranlasst, weil die Bedeutung seines Erachtens nicht durchsichtig ist. Er stellt sich die Frage, ob die erstgenannte Bildung etwa mit *stuot* »Gestüt» oder mit mnl. *stute* »eine Art Brot» zusammenhängen sollte. Ohne Zweifel ist die letztere Alternative die richtigere. Die *stuederse* ist wohl die Stutenbäckerin, d. h. die Weissbäckerin oder die Stutenfrau. Grimms Wb. 10, IV, 730 führt für *Stutenbäcker* einen niederdeutschen Beleg und für *Stutenfrau* einen Beleg aus Gorch Focks Seefahrt ist Not (1914) an. Nach Grimm a. a. O. ist *Stuten* »feines Weissbrot» ein niederdeutsches Wort, das heute im ganzen Niederdeutschen ausserhalb des Ostens verbreitet ist. Zu mndl. *stute* stellt sich mnd. *stute*, *stuten*, nnd. *stut*, nndl. *stuyt*. Mehrere Belege bei Grimm. Aber auch die übrigen Bildungen auf *-(er)se* sind meiner Ansicht nach deutbar. Mit *stuckerse*, das nach Rosenqvist vielleicht auf *stück* »Stück», *stücken* »in Stücke brechen, zerteilen, aus Stücken zusammensetzen» zurückgeht, ist doch wohl die Näherin oder die Schneiderin gemeint, denn der Ausdruck ist offenbar eine Ableitung von dem in niederdeutschen Mundarten vorkommenden Verbum *stucken*, *stücken* im Sinne von »nähen, zusammennähen, flicken». — Was das Wort *vuedkemmerse* betrifft, so kann der erste Teil kaum etwas anderes sein als mnd. *vode*, mndl. *voede*, mhd. *vuot-* »Speise, Nahrung», so dass die Bedeutung des zusammengesetzten Wortes »die Frau, der die Pflege der Vorratskammer obliegt» sein

muss. Möglicherweise lassen sich auch noch einige andere dunkle Worte des Gesamtverzeichnisses erklären, sobald die Spezialverzeichnisse, die Rosenqvist demnächst im Druck herausgibt, uns zu Gebote stehen. Aber die meisten der von ihm als unklar bezeichneten Ausdrücke werden wohl solche bleiben, wenn nicht ein glücklicher Fund Licht auf sie wirft.

Bei der Durchsicht des Gesamtverzeichnisses ist mir an Einzelheiten noch Einiges aufgefallen.

Das Stammwort der Ableitungsform *huffenier* (S. 273) ist nicht *huffe*, sondern *huf*. — Von der Form *ocksime* = *ockesune* sagt der Verfasser: »die Form *ocksime*, die drei mal in den Quellen z. Rechts- u. Wirtschaftsgesch. d. rhein. Städte: Trier belegt ist, kann ein Schreibfehler sein, kann aber auch lautlich erklärt werden». An eine Form *ocksime* glaube ich nicht, ebensowenig wie ich an eine Form *prasm* = *prasin* »ein grüner Edelstein von etwas dunklerer Farbe als der Smaragd» glaube, die nach Rosenqvist auf eine Entlehnung aus dem Französischen deuten würde. In der Abhandlung über den französischen Einfluss auf die deutsche Sprache im 13. Jahrhundert S. 434 habe ich mich bei der Beurteilung der Lautformen *brasem*, *brasim*(*e*) vorsichtig ausgedrückt: »Es ist nicht unmöglich, dass die frz. und deutschen Varianten mit *m* ursprünglich auf Verschreibung (*prasme* < *prasine*) beruhen.» Heute möchte ich bestimmter sagen, dass dies der Fall ist. Die Schreibung *m* für *in* begegnet in den Handschriften der betreffenden Zeit sehr oft. Was die französische Provenienz der Benennungen *prasm*, *prasin*, *brasem*, *brasin* betrifft, fehlen lautliche Kriterien, um sie beurteilen zu können. Da im Mittelalter, wo die Edelsteine eine grosse Rolle in der Literatur spielten, zahllose Lapidarien in lateinischer, französischer und deutscher Sprache geschrieben und abgeschrieben wurden, bildeten die verschiedenen Varianten der Steinnamen ein commune bonum, in dem die lautliche Gestalt nicht sicher entscheiden lässt, ob französische Vermittlung vorliegt oder nicht. — Die Form *paksune*, die im Hansischen Urkundenbuch belegt ist, leitet der Verfasser (S. 400) aus afz. *paction*, lat. *pactio* oder lat. *pax* + md. *sune* (»Vergleich») her. Die letztere Möglichkeit halte ich für ausgeschlossen. — Für das Wort *scopriie* (von *scoper* < lat. *scoparius* »Auskehrer») »Amt des Schuldieners» führt der Verfasser einen Beleg aus dem Stadtbuch v. Schaffhausen an. Die Bedeutung des Ausdrucks geht aus diesem einzigen Beleg nicht sicher hervor, wir finden aber in der Deutschen Schulterminologie von Solmu Nyström S. 86 f. mehrere

Belege des 13. und 14. Jhs. für das mittellat. *scoparius* und die entsprechende deutsche Benennung *Besemer*, aus denen hervorgeht, dass es sich bei diesen Benennungen um den Schulgehilfen handelt.

In dem allgemeinen zusammenfassenden Teile des Buches (S. 1—142), den Rosenqvist dem Gesamtverzeichnis vorausschickt, werden die Ergebnisse mitgeteilt, die auf Grund des gewaltigen Materials gewonnen sind. Rosenqvist hat eine starke Vorliebe für exakte mathematisch-statistische Darlegungen. Die gewonnenen Resultate werden meistens mit Zahlen angegeben und in Prozente umgerechnet. Das Material wird dabei von den verschiedensten Seiten ins Auge gefasst. Es werden zunächst die in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts aufgenommenen Worte in zwei Gruppen eingeteilt: die rein französischen Worte und die Ableitungen, Zusammensetzungen und Umbildungen, deren Suffix oder Bestandteil französischen Ursprungs ist. Es stellt sich heraus, dass die letzteren 80 % von dem gesamten neuen Wortbestand ausmachen.

Ein Vergleich der verschiedenen Literaturgattungen ergibt, dass in der ritterlichen Dichtung die Zahl der neuaufgenommenen reinfranzösischen Worte nur 9 % ausmacht und dass durch die mitgezählte Gruppe der neuen auf deutschem Boden entstandenen Ableitungen, Zusammensetzungen und Umbildungen der Prozentsatz noch mehr — bis 5 % — verringert wird. In der religiösen und lehrhaften Literatur ist die Prozentzahl für beide Wortgattungen ebenfalls sehr gering — je 9 % von der Gesamtzahl der neuen Entlehnungen. Die weitaus grösste Menge des neuen Materials bilden die in der Urkundenliteratur vorkommenden Worte — reinfranzösische Worte mehr als 60 % und einschliesslich der Neubildungen 70 % von der Gesamtzahl.

Was den Gebrauch der entlehnten Worte in den Mundarten betrifft, so entfällt der grösste Teil derselben — 65 % — auf das mitteldeutsche Dialektgebiet, während die oberdeutschen Mundarten einschliesslich des Süd- und Ostfränkischen die Minderzahl enthalten. Noch grösser ist der Unterschied bei den reinfranzösischen Entlehnungen. Bei der Untersuchung der einzelnen Mundarten findet man, dass das Ripuarische mit 37 % von allen neuen Entlehnungen und 47 % von den rein französischen Worten die erste Stelle in der Rangordnung einnimmt. Die zweite Stelle kommt dem Alemannischen zu, das viel mehr neue französische Worte aufweist als das Bairische. Das Westmitteldeutsche übertrifft das Ostmittel-

deutsche um ein Dreifaches. Das Rheinfränkische bleibt hinter dem Ostmitteldeutschen zurück, wenn man nur die rein französischen Ausdrücke in Betracht zieht. Berücksichtigt man wiederum auch die Ableitungen und andere Neubildungen, so halten sich die beiden Mundarten ungefähr die Waage. Das Bairische steht trotz der etwas höheren Anzahl der gesamten aufgezeichneten Worte und Neubildungen in bezug auf die rein französischen Entlehnungen weit hinter dem Ostmitteldeutschen zurück.

Es werden ferner Resultate mitgeteilt, die aus dem Vergleiche zwischen der zweiten Hälfte und der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts und zwischen dem ganzen XIV. Jahrhundert und dem XIII. Jahrhundert gewonnen worden sind.

Was die rein französischen Ausdrücke anbelangt, die bei der Feststellung des französischen Einflusses auf die deutsche Sprache die wichtigste Rolle spielen, so fasst Rosenqvist seine Ergebnisse (S. 128) in folgenden Thesen zusammen. Es hat sich gezeigt: »erstens, dass im Gebrauch der im 13. Jahrhundert ziemlich häufigen Wörter im 14. Jahrhundert ein deutlicher Rückgang zu verzeichnen ist, zweitens, dass dieser Rückgang in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts viel stärker in Erscheinung tritt als in der ersten Hälfte, drittens, dass die Aufnahme von neuen französischen Fremdwörtern im 14. Jahrhundert dem 13. Jahrhundert gegenüber ausserordentlich abgenommen hat, viertens, dass sie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts der ersten Hälfte gegenüber noch um beinahe 50 % weiter gesunken ist, fünftens, dass infolge dieser Vorgänge der Gebrauch von rein französischen Wörtern überhaupt im 14. Jahrhundert geringer als im 13. ist und sechstens, in der zweiten Hälfte noch geringer als in der ersten Hälfte. Alle diese Feststellungen zusammen beweisen, dass der französische Einfluss auf die hochdeutsche Sprache in 14. Jahrhundert eindeutig abgenommen hat und dass diese Abnahme, wie auch schon früher festgestellt wurde, schon in der ersten Hälfte deutlich zu erkennen ist und im Laufe des Jahrhunderts im verstärkten Masse in Erscheinung tritt.»

Die Ergebnisse, die Rosenqvist durch seine statistischen Feststellungen erzielt hat, haben ihn veranlasst, eine lange, 25 Seiten umfassende Auseinandersetzung mit Öhmann vorzunehmen, der seiner Zeit in den Neuphilologischen Mitteilungen XXXIII Rosenqvists Arbeit über den französischen Einfluss in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts besprochen und dabei verschiedene Punkte in seinem Verfahren angegrif-

fen hatte. Diese Polemik, in der es Rosenqvist darum zu tun ist, seinen früheren Standpunkt zu rechtfertigen, hätte einen passenderen Platz in einer Zeitschrift, vor allem in den Neuphilologischen Mitteilungen, gefunden. Es geht aus der Erörterung der prinzipiellen Fragen, die da vorgenommen wird, hervor, dass Öhmanns Kritik modifiziert werden muss.

Es lässt sich nicht leugnen, dass die statistischen Darlegungen, in denen Rosenqvist seine wichtigen Ergebnisse formuliert hat, auf den Leser einen recht abstrakten Eindruck machen. Gern hätte man gesehen, dass er sie durch mehr konkrete Verweise veranschaulicht hätte als geschehen ist. Ich denke dabei unter anderm an Fälle, in denen die Schreiber einem Fremdwort der Vorlage aus dem Wege gehen, weil der Ausdruck bereits ungeläufig geworden ist. So findet man z. B., dass in dem Spruchgedicht von Salomon und Markolf V. 584 der französische Ausdruck *garzūn*, der in dem mittelfränkischen Original auf *zūn* reimt, bei den rheinfränkischen Schreibern Anstoss erregt hat. Die Hs. B gibt das Wort in der Form *garthun* wieder, die Hs. E ändert es zu *yrtzgebuern*, die Hss. DH beseitigen den ganzen Reim; statt *garzun* schreibt H *her alden* und D *halden*. Die Hss. gehören schon in das 15. Jh. hinein, aber die Vorlagen EB und DH können wohl noch dem Ende des 14. Jhs. zugeschrieben werden. Wir sehen, dass auch das Wort *heralt*, dessen Entwicklungsgeschichte Rosenqvist in dem Gesamtverzeichnis ausführlich behandelt, im 15. Jh. den Schreibern, die die Vorlage DH abschrieben, nicht mehr geläufig war. Zu solchen Beobachtungen wie der hier erwähnten gibt das Material der 2. Hälfte des XIV. Jahrhunderts, das zum grössten Teil aus Urkunden besteht, vielleicht nicht oft Gelegenheit, aber es hätte dem Verfasser wohl nicht an Gelegenheit gefehlt, die Vergleiche zwischen den beiden Hälften des 14. Jahrhunderts oder zwischen diesem und dem 13. Jahrhundert durch anschauliche Belege zu illustrieren. Ich verweise hier noch auf das charakteristische Verhalten des Verfassers des in der Kluge-Festschrift abgedruckten ca. 200 Verse umfassenden ripuarischen Fragments einer von Rosenqvist nicht berücksichtigten Ritternovelle, in welcher die in der Mundart eingewurzelten Ausdrücke *aventiure, heistiliche, taste, herbergierse* vorkommen, aber die alten stereotypen Fremdworte der Ritterdichtung vollständig fehlen.

Mag man auch in einigen Punkten die Darstellung Rosenqvists sich anders wünschen als die, welche seiner Forscherart eigen zu sein scheint, so ist in bezug auf die Methode festzu-

stellen, dass er das in den voraufgegangenen Abhandlungen, welche das hier in Betracht kommende Thema behandeln, beobachtete Verfahren dem anders gearteten Material vielfach angepasst und selbständig entwickelt hat. Es ist ihm auch gelungen, das Urkundenmaterial, das als neues Moment in die Erforschung des französischen Einflusses hinzugekommen ist, zu interessanten Feststellungen zu verwerten.

Das Werk, welches Rosenqvist als Resultat seiner mühevollen Arbeit geliefert hat, ist als eine nützliche, zuverlässige und bedeutungsvolle Leistung zu bezeichnen.

HUGO SUOLAHTI

Hans Carossa, *Poésies* (texte original en regard). *Gedichte* (mit französischer Übersetzung). Bruxelles, Bibliothèque de la Phalange, n° 7. Prix: 12 fr.

Cette élégante plaquette de 53 pages, ornée de fleurons gravés de Roger De Moor, est d'un goût parfait. Elle contient un recueil de dix-neuf petites pièces choisies par M. Julian Bernaerts et munies par lui d'une traduction française en prose. Voici un *Sternenlied* qui est une perle:

Morgen werden viel Sterne scheinen,
Morgen wirst du nach mir weinen
Und ins tote Fenster spähn.
Dann hinauf zum Glanz der Ferne
Wirst du fliehn; und tausend Sterne
All die stillen kleinen Sterne
Wirst du durch zwei helle Tränen
Gross wie Sonnen zittern sehn.

Je ne citerai pas la traduction, dont le principal mérite est la fidélité. Elle est utile surtout là où le texte allemand peut présenter quelque obscurité ou est même mal imprimé, comme p. 44 (au lieu de »Das *wird* beide nicht sehn», lire *wir*).

A. L.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

HELSINKI (FINNLAND)

V. (. 42 .

INHALT DIESES AM 28. FEBRUAR HERAUSGEGEBENEN HEFTES

Rita Lajeune, Moniot d'Arras et Moniot de Paris (S. 1); **Emil Öhmann,** Zum sprachlichen Einfluss Italiens auf Deutschland. III: Über einige Ausdrücke des süddeutschen Weinbaus (S. 15); **Ewald Müller,** Die Form der Reifeprüfung in den neueren Sprachen (S. 35). — Besprechungen: S. Gutenbrunner, Germanische Frühzeit in den Berichten der Antike, bespr. von **Pekka Katara** (S. 46); Ferdinand Brunot, Histoire de la langue française des origines à 1900, bespr. von **A. Långfors** (S. 48).

Nr. 1-2 **XLII-1941**

Die nächsten Hefte werden u. a. enthalten:

E. Auerbach, Sacrae Scripturae sermo humilis.
Adolf Kolsen, Zwei Lieder des Trobadors Raimon de Miraval.
A. Långfors, Le danois de Pantagruel.
E. Lerch, Das Futurum des zu Erwartenden.
E. Öhmann, Zum sprachlichen Einfluss Italiens auf Deutschland, IV.
Holger Petersen Dyggve, Personnages historiques figurant dans la poésie lyrique française du moyen âge.
D. Scheludko, Klagen über den Verfall der Welt bei den Trobadors.
H. Suolahti, Das Spruchgedicht von Salomon und Markolf.

Neuphilologische Mitteilungen, herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsinki (Helsingfors). Redaktion (seit 1939): A. Långfors, Prof. d. roman. Philologie, P. Katara, ao. Prof. d. deutschen Philologie. Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Finn. Mark 35.—, bei der Redaktion Finn. Mark 30.— (nur für Finnland). Für die Mitglieder unentgeltlich.

Beiträge, Bücher und Zeitschriften an Prof. A. Långfors (Rahapajankatu 3 B), Abonnementsbeträge und Bestellungen an Mag. phil. Åke Furuhjelm (Yrjönkatu 10 B 9) erbeten.

Inhalt der letzten Jahrgänge

XXXVI (1935). — 312 S. FM. 35. — Holger Petersen Dyggve, Personnages historiques figurant dans la poésie française des XIIe et XIIIe siècles; Les personnages du *Tournoiement aus dames;* D. Scheludko, Die Marienlieder in der altprovenzalischen Lyrik; Leo Spitzer, *Tipse:* Zum Kommentar Villons; En lisant le *Burlador de Sevilla; Abasourdir, basir,* etc.; A. Lasch, Das altsächsische Taufgelöbnis; M. L. Wagner, Anlässlich *panporcino;* P. S. Pasquali, Il problema di *vignoble;* Eeva Riikonen, The Gerundial Constructions in Jane Austen's Novels; U. Lindelöf, English Agent-nouns with a suffixed Adverb; G. L. van Roosbroeck, An Unpublished Letter of Voltaire.

XXXVII (1936). — 344 S. FM. 35. — A. Långfors, A propos des explicit des mss. de la Bibl. de Bruges; D. Scheludko, Marienlieder in der altprovenz. Lyrik; H. Impiwaara, »La portentosa memoria de Cervantes»; K. Lewent, Zu einer neuen provenzalischen Cobla u. einem Liede des Gaucelm Faidit; L. Spitzer, Zum Text und Kommentar der »Flamenca»; Zu Victor Hugo's »Le Rouet d'Omphale»; Nochmals *Tipse;* E. Lerch, Flaubert et Baudelaire et les »hauts lieux»; L. Salvini, Development

of Modern Ital. Lit.; P. Katara, Älteres deutsches Sprachgut u. Urkundenmaterial in Finnland; H. Spanke, Musik. Einlagen im Fauvelroman; P. de Luz, Colette et la langue franç.; H. Petersen Dyggve, Personnages hist. figurant dans la poésie lyrique franç. des XIIe et XIIIe s., V—VI; A. Kolsen, Sirventes-Canzone des Bertran de Born lo filh; G. Alessio, Un antico termine di cucina: *veru ustulare* (fr. *brûler*, it. *abbrustolare*); H. Marchand, Das engl. Ordinal *second;* T. E. Karsten, Zur Frage nach der Friesenzeit in Finnland; V. Kiparsky, Rapprochement artificiel des langues littéraires apparentées; Ph Krämer, Über das Verhältnis von Wissenschaft u. Leben.

XXXVIII (1937). — 400 S. FM. 35. — K. Lewent, Bemerkungen zur provenz. Sprache u. Literatur; E. Öhmann, Zur Geschichte des franz. Einflusses auf die deutsche Sprache, I—II; Nachlese zu Simon Roths Fremdwörterbuch; L. Forster, Four Poems by Opitz in MS. Sloane 1021 in the British Museum; B. Collinder, Ueber Quantität und Intensität; A. Kolsen, Das Lied des Trobadors Arnaut de Tintignac, *Lo jois comens' en un bel mes;* J. Straka, D'où viennent les traîtres et les mauvais, dit satirique du XIIIe siècle; O. Reuter, Some Notes on the Origin of the Relative Combination *the which*; O. Mäkeläinen, Fr. *crapaudine* et quelques parallèles sémantiques; E. Auerbach, Remarques sur le mot *passion;* D. Scheludko, Ueber die religiöse Lyrik der Troubadours; P. Ariste, Mots étrangers en allemand balte; J. W. Draper, Robert Shallow, ESQ., J. P.; C. E. Bazell, The Roumanian Neuter; G. Lozinski, Gautier de Coinci, glanures bibliographiques; H. Petersen Dyggve, Le ms. fr. 1708 de la Bibliothèque nationale, I.

XXXIX (1938). — 416 S. FM. 35. — H. Suolahti, Verba auf *-(l)ieren;* Kritische Randbemerkungen; H. Petersen Dyggve, Le ms. fr. 1708 de la Bibl. nationale, II; Les seigneurs de Broyes et la date de la *Bible* de Guiot de Provins; L. Spitzer, *Voter socialiste:* Eine Stelle in Calderons Traktat über die Malerei; G. Alessio, Saggi di etimologia; D. Scheludko, Die Troubadours, der Papst und der Kaiser; A. Kolsen, Fünf provenzalische Dichtungen; Sechs Gedichte des Trobadors Serveri de Girona; H. Marchand, »Children will play»; J.-J. Salverda de Grave, Gaston Paris; K. Lewent, Das Scherzgedicht des Peire Duran; O. J. Tuulio, Sur les passages en espagnol d'Ibn Quzmān V. Vääränen, Mots grecs changeant de déclinaison en latin; E. Lerch, Zur Interpretation Villons; A. H. Krappe, La source polonaise du conte *Jettatura* de Théophile Gautier; P. Aalto, Contribution à l'étymologie de *baraque*.

XL (1939). — 418 S. FM. 35. — P. Katara, Mnd. Urkunden aus dem Kloster Wöltingerode; Ein mnd. Reimgebet; O. Reuter, Thomas Deloney's Prose Style; Instances of »the which» in the Glossel Prose Psalter; V. Kiparsky, Altpreuss. *arelat-* 'eine Münze', belegt im Mittelfranz.; Y. M. Biese, Some Additions to the Oxford Dictionary; Neuenglisch *tick-tack* u. Verwandtes; E. K. Neuvonen, Algunos arabismos del español; E. Öhmann, Zum sprachlichen Einfluss Italiens auf Deutschland, I: Das deutsche Wort *Ketzer;* A. Lasch, Palatales *k* im Altniederdeutschen; O. J. Tuulio, Intorno alle origini dell'endecasillabo italiano; A. Kolsen, Provenzalische Streitgedichte; L. J. Vaganay, Notules; A. H. Krappe, Goethe et Balzac.

XLI (1940). — 192 S. FM. 35. — A. Långfors, Joseph Bédier; Notes lexicographiques; H. Petersen Dyggve, Personnages historiques figurant dans la poésie lyrique française des XII^e^ et XIII^e^ siècles, VII—X; E. Lerch, Franz. *pavois*, engl. *pavis*, deutsch »auf den Schild erheben»; E. Öhmann, Zum spanischen Einfluss auf die deutsche Sprache; Zum sprachlichen Einfluss Italiens, II; V. Kiparsky, Philippe de Mézières sur les rives de la Baltique; T. F. Salminen, An Anonymous French Religious Poem; E. Hagfors, Randbemerkungen zur deutschen Grammatik von Jakobsson-Öhmann.

Ausserdem erschienen im Verlage des Vereins die *Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki*, Bde I—XIII, 8:o, und zwar in zwangloser Folge seit 1893.

Folgende Personen haben es gütigst übernommen, die Anmeldung neuer Abonnenten sowie die Einsendung der Abonnementsbeträge an die Redaktion zu vermitteln:

Hämeenlinna (*Tavastehus*): Mag. phil. Laina Viluksela.
Kotka: Mag. phil. K. A. Aarnio.
Lahti: Mag. phil. A. Tähtinen.
Maarianhamina (*Mariehamn*): Cand. phil. Bruno W. Forss.
Oulu (*Uleåborg*): Cand. phil. Ebba Rosendal.
Pori (*Björneborg*): Lektor Anna Holm.
Porvoo (*Borgå*): Frau Tyyni Lindroos.
Rauma: Mag. phil. Siviä Harjama.
Tornio: Lektor F. E. Arve.
Turku (*Åbo*): Cand. phil. Runa Nordenstreng.
Uusikaupunki (*Nystad*): Mag. phil. Veera Vesterinen.

Helsinki 1941 Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran Kirjapainon Oy.

UNIVERSITY OF LONDON
- 5 JUN 195